Der Fall Nietzsche

Johannes Schlaf


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN


B
3316
1934





Johannes Schlaf

Der »Fall« Nietzsche

Eine »Überwindung«



Leipzig
Verlag von Theod. Thomas



Johannes Schlaf

Der »Fall« Nietzsche

Eine »Überwindung«



Leipzig
Verlag von Theod. Thomas
1907

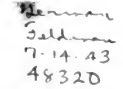


Druck von Fr. Richter in Leipzig.

Motti:

»Und wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte Liebe nicht, so wär' ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.« Bibel.

»Wie man mit dem Hammer philosophiert«!! Nietzsche.





Vorrede.

Schon im Zusammenhang der ersten beiden Teile des vorliegenden Buches, besonders aber im dritten Teil gebe ich Resultate eines eigenen, nun 25jährigen unablässigen Nachdenkens und Studiums, das bestrebt war, aus den modernen Wissenschaften und dem Christentum, der Religion, eine neue Synthese zu schaffen, welche die brennendsten Probleme unsrer Zeiten lösen könnte. Mancherlei Lebensschicksale und Erfahrungen, und sicher wohl auch recht schwere und ernste, haben dies Nachdenken und dies Studium weniger zu hemmen, als ihm Vorteile zu bieten vermocht. – Und nun habe ich seine Resultate denn, wie bereits zum Teil in meinen Büchern „Christus und Sophie", „Kritik der Taineschen Kunsttheorie" und in der Monographie „Der Krieg", so jetzt in umfassenderer Ausgestaltung und Darlegung gelegentlich einer eingehenderen Kritik von Nietzsches Werk niedergelegt.

Ich weiß, daß ich mit diesen Resultaten nicht allein bei der so zahlreich gewordenen Europäischen Anhängerschaft Nietzsches, sondern auch bei der Wissenschaft und sicher auch bei den christlichen Theologen beiderlei Konfession Widerspruch erfahren und Anstoß erregen werde. Aber: man versuche, um diese meine Synthese herumzukommen! –

Weimar, Frühling 1907.

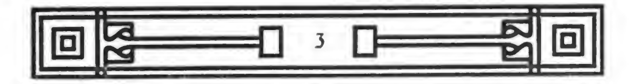
Johannes Schlaf.



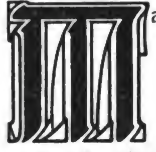
Inhaltsverzeichnis.

Erster Teil.

Der letzte Humanist.



1.



an hat in der Entwicklung Friedrich Nietzsches drei Perioden festgestellt. Und zwar wohl auch in dem Sinne, daß diese drei Perioden vielfach in einer unüberbrückbaren Gegensätzlichkeit zueinander ständen. – Die drei Perioden sehe auch ich für mein Teil. Aber jene schroffe Gegensätzlichkeit vermag ich nicht zuzugeben. Obgleich freilich von den Schriften der ersten Periode, von der »Geburt der Tragödie« und den anderen kleinen Arbeiten, die sich zu ihr gruppieren, und von den »Unzeitgemäßen Betrachtungen« her sich kaum eine Brücke zu dem ersten und interessantesten Werke der zweiten Periode, zu »Menschlich-Allzumenschliches«, schlagen zu lassen scheint. Dennoch aber ist gerade diese Gegensätzlichkeit hier nur zu natürlich und kennzeichnend; und dennoch beruht gerade sie, wie wir sehen werden, auf einer besonderen charakteristischen Art von Dekadence in Nietzsches Natur.

Eine Charakteranlage und geistige Signatur, wie sie tragischer, interessanter und zugleich gefährlicher nicht so leicht zu denken ist! Es ist die interessante und gefährliche Tragödie des letzten Romantikers, vor allem indessen des letzten Humanisten, die sich im Leben und Werk Friedrich Nietzsches vor uns abspielt. – Von keiner Seite her konnten wir heute vielleicht mehr und tieferes lernen und vor nichts haben wir uns zugleich heute so sehr zu hüten, wie gerade vor dieser Tragik und ihren bösen und intrikaten Gefahren und Giften! – Ach, und vor ihrem so üppig und gleißend, so sehr verführerisch übersponnenen und übergaukelten Unzulänglichkeiten, offenbarsten Pathologien und innersten Kläglichkeiten; damit gerade auch dies letztere doch endlich einmal ehrlich und geradeheraus gesagt werde! – Mag sein, daß es sehr vielen, und, ach! wie gar sehr vielen! heut in Europa wohl gar eine empörende Blasphemie ist: aber wir werden im Verlauf dieses Buches nur zu ausgiebige Gelegenheit haben, die Berechtigung, ja die Notwendigkeit eines solchen Urteils in das deutlichste und unausweichlichste Licht zu stellen! –



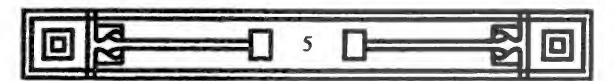
Der letzte Romantiker. Der letzte Humanist. — Denn wäre eigentlich Friedrich Nietzsche wirklich bereits der Vertreter oder gar der Schöpfer einer neuen großen Kultur deutscher Moderne, — wenn wir ihn hier überhaupt noch nach solcher Richtung für einen Augenblick ernst nehmen wollen —; einer Kultur, die sich von den letzten Spuren und Überresten »vormärzlicher«, romantischer oder klassisch-humanistischer Kultur in ihren vergänglicheren Formen und Inhalten fruchtbar völlig befreit, die den seltsamen Knick, den alle europäische Romantik und vormärzliche Kultur um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erfuhr, mit befreiendstem Erfolg bestanden hätte?

Sicher und gewiß hat uns Nietzsche zwei große Blicke enthüllt und zwei Leitsterne gezeigt, die über der Gegenwart und Zukunft Europas und der Menschheit stehen; oder vielmehr, ich will sagen: er hat zwei große Namen genannt und ausgesprochen: den des »Europäers« und den des »Übermenschen«. Das wird sein Verdienst bleiben. — Denn, erhebt sich die Gestalt des Europäers und auch bereits die des Übermenschen auch schon in deutlich erkennbaren Umrissen im Bereich unserer Frühromantik, insbesondere in den genialen »Fragmenten« des Novalis: so blieb sie dennoch gerade in unserer Zeit zu bestätigen. Und das hat Nietzsche getan. —

Indessen: nichts weniger als klar, schlicht und lauter ist Nietzsches Verkündigung des Europäers sowohl wie die des Übermenschen! Und bereits unsere nächste Generation wird ihn als einen Afterpropheten von der Hand weisen.

Ich sage also, daß wir Nietzsche, wennschon als einen sehr wichtigen und interessanten Anreger, so doch keineswegs als den Schöpfer und ersten vollkommenen Vertreter einer modernen deutschen oder europäischen Kultur betrachten und werten dürfen! Keine verhängnisvollere und kostspieligere Kurzsichtigkeit läßt man sich heute zuschulden kommen, als diese! —

Wenn wir Nietzsche aber richtig gruppieren wollen, so müssen wir ihn mit seinen beiden Vorgängern und Lehrmeistern Schopenhauer und Wagner zusammenstellen, mit denen sein Werk, möge er sich gebärden wie er will, immer noch, von Beginn bis zum Ende, in einem engen Zusammenhang bleibt.



Schopenhauer aber und Wagner bedeuten beide eine kräftige Reaktion frühromantischer Art und Seele inmitten der großen und unausweichlichen zivilisatorischen Evolution Deutschlands, die von Hegel, dem Hegelianismus und dem jungen Deutschland eingeleitet wurde. Sie bedeuten eine Reaktion des frühromantischen Geistes und notwendigerweise zugleich eine Metastase desselben, die mit ein paar großen, erstaunlichen neuen Kulturwerten in unsere heutige Zeit hereinragt. Schopenhauer, dessen Zusammenhang mit der Frühromantik neuerdings gelegentlich sehr glücklich dargetan wurde, vielleicht mit einigen wichtigen, im guten Sinne »dekadenten« Werten, derart, daß sich bei ihnen sicher noch ein großer Teil des heutigen Europa in Zukunft ein- für allemal beruhigen wird; Wagner dagegen mit seiner Vollendung der deutschen und europäischen Musik, die er zu dem großen notwendigen und letzten Prinzip ästhetischer Entwicklung, dem Prinzip des unendlichen Rhythmus und der »unendlichen Melodie« hinaufreifte. — Ihrem sonstigen Inhalt nach dagegen verharrten jene beiden großen Lehrmeister Nietzsches in jener »Dekadence«, welche das Endschicksal des alten Europas ist. Nietzsche hat diese Bedeutung seiner beiden Lehrmeister im Großen und Ganzen richtig erkannt. Wir betonen hier den Gegensatz Nietzsches gegen seine beiden, im übrigen durchaus wahlverwandten Vorgänger. Mit Nietzsche ragt jene romantische Reaktion und jüngste Metastase des frühromantischen Kulturgeistes in das »Reich« herein und beginnt sich mit der modernen Wissenschaft abzufinden. Aus diesem Abfindungsprozeß klärt dieser Kulturgeist durch Nietzsche die beiden großen Vollendungserkenntnisse vom »Europäer« und »Übermenschen« hervor; aber, o tragisches Schicksal!: er ist ihnen dennoch nicht gewachsen; sie machen ihm den Garaus, er bricht an ihnen zusammen! —

Es ist nicht nur tieftragisch, es ist herrlich und sicher nicht ohne Größe, — ich denke hier an Nietzsches Dithyramben und die beiden letzten Teile von »Also sprach Zarathustra« — wie Nietzsche sich, allen, wer weiß wie verzweifelten inneren Nöten gerade seiner letzten Periode trotzend, gegen ein »Zukreuzkriechen« nach Art Wagners wehrt, und wie er eher in seiner eisigsten Einsamkeit zugrunde geht, als daß er sich irgend einem der Kompromisse zukehrte, die

er selbst in hinreichender Fülle dem alternden Europa dargeboten oder offen gelassen hat; hätte er doch verstanden, mit wie gutem und bestem Gewissen! Und hätte er doch verstehen können, wie töricht die Pose von »Bosheit« war, mit der er diese Kompromisse offen ließ! – Sicher würde ihm dann zugleich auch die andere Tür zum wirklichen, letzten und klarsten Heil offen gestanden haben, die der tragischen Blindheit des wirklichen und hoffnungslosen Dekadents nicht erkennbar war: die Tür, die zum Heil und der neuen Gesundheit des vollendeten Europäers führt; des Europäers, der heute nicht etwa bloß erst ein frommer Wunsch, sondern bereits so gut wie eine vollendete Tatsache ist! – Aber weil Nietzsche Dekadent, weil er geradezu Reintyp hoffnungsloser europäischer Dekadence war, weil er durch und durch Romantiker und weil er wirklich der letzte aller Humanisten war, blieb ihm das neue Heil verschlossen. – Immerhin: er hat die neuen Sterne, und hat den Stern der Sterne, den »Übermenschen«, gesehen! Er hat ihn nicht verstanden, aber er ist seiner mystischen, obgleich ihm todbringenden Herrlichkeit treu geblieben und ist an dem Grenzgebiet einer tiefen, heiligen Weltwende in einem gewissen Sinn dennoch sieghaft zusammengebrochen. – Ist ein tragischeres und ergreifenderes Schicksal denkbar? . . . Nein, es war keine Pose, es war kein bloßer Eigensinn, so sehr es, ach! auch den Anschein haben mag! – wenn Friedrich Nietzsche nicht »rückwärts« schritt und nicht »zu Kreuz kroch« und auf Europas Altenteil sich zurückzog: er wollte und konnte wirklich nicht anders; es gab für ihn kein Vorwärts mehr, aber es gab auch kein Zurück. – Aber es lebte in ihm immerhin noch ein eisig und mystisch-fröhlich klares, verwegenes Auge, das aus den Sensationen des nahenden Wahnsinns, der hereinbrechenden seelischen Zerrüttung noch psychologische und physiologische Wahrnehmungen zog, die gewiß nicht verloren sein werden. – Wir wissen, wissen! was dieser Untergang uns lehrt und sagt: wir wissen, daß es für uns, uns »Europäer«! – kein und keinerlei Zurück mehr gibt; aber zugleich werden wir uns, nach einem gewiß fruchtbaren Verweilen, von »Zarathustra« abwenden und auf jenem offenen Pfade vorwärtsdringen – er ist gewiß steiler als er scheint; er war von jeher steil; denn es ist der alte Pfad und es ist der einzige! – auf jenem Pfade, den



er nicht erkennen durfte; jenem Pfade, der wirklich zu dem Stern der Sterne führt! –

So lernen wir von Nietzsche, und so – überwinden wir ihn! Wie sehr aber ist es vonnöten, daß er überwunden wird! Und nicht schroff und scharf genug kann er überwunden werden, angesichts all der Bosheiten, der Schwächen, all der schlimmen Gifte und Fährnisse von Agonie, welche diesem Untergange anhaften! –

Wir mußten und müssen erkennen, daß nichts schlimmer, böser und hinterhältiger ist, als der Untergang dieses letzten europäischen Ethnos, den wir mit diesem Untergang des letzten Humanisten und der letzten Renaissancenatur erleben! Was wäre wohl »grausamer«, »männlicher«, so bis zum Zerspringen spröd-hart, so notwendig und mit tragischster Determiniertheit outriert, als solch ein und dieser Untergang? Und, ach! so falsch und trügerisch und so voll heimlicher Kläglichkeiten unter allem »Ja und Amen«! –

Ja, dies war das Schicksal Friedrich Nietzsches! Von der Romantik und vom Humanismus kam er her – er, dessen Geschick es war, daß er in einem gewissen Sinne bis zu seinem Ende der klassische Philolog, der Schüler Ritschls blieb! – und in solcher Richtung seines Geistes und seines Wesens war er nach dem Beharrungsgesetz allen Wirkens gezwungen, zu verharren. Der humanistische Trieb, das Erbteil einer früheren klassischen und romantischen Epoche, mußte bei ihm spröd werden und sich versetzen; er mußte so wenig biegsam und wandlungsfähig sich erweisen, daß er sich gegen alle übrigen Kulturzusammenhänge nicht nur unserer Zeit, sondern auch einer zweitausendjährigen Vergangenheit isolierte und versteifte! – Rein menschlich und persönlich angesehen, war es vielleicht der Umstand, daß er aus einer viel zu alten und gutbürgerlichen Familie stammte, und daß er eigentlich viel zu sehr ein Mustersohn solcher Kreise war, der niemals so recht die Bohême und gewiß so gut wie gar nicht »das Weib« kennen lernen durfte, und war es ferner der Umstand, daß er viel zu sehr ein Gelehrter und ein Philolog war, was sein Verhängnis bestimmte. –

Ich berührte schon früher das schier unerklärliche Mißverhältnis, in dem seine erste, rein humanistische Periode zu seiner

zweiten stehen soll, in der er sich mit der modernen Wissenschaft abfand. Aber dies Mißverhältnis ist nur äußerlich vorhanden. Die Wissenschaft war die Probe, an welche jene obgedachte Reaktion der Romantik heute unter allen Umständen heran mußte. Und gerade Nietzsche, dem jüngsten und vorgeschobensten des großen neuromantischen Dreigestirns, war sie durchaus unvermeidlich. Schon die frische und schneidige Gegnerschaft, in der wir ihn zur Zeit seiner »Unzeitgemäßen Betrachtungen« zu ihrer »Kultur« sehen, mußte ihn nötigen, sich mit ihr einzulassen. Das persönliche Zerwürfnis mit Wagner – das über kurz oder lang die »Überwindung« Schopenhauers nach sich ziehen mußte! – mußte ein übriges bewirken, daß Nietzsche, auf der Ahnung und Suche neuer Wege seiner Entwicklung, sich mit der Wissenschaft unbefangener einließ und mit einem gewissen Trieb, ihr gerecht zu werden. Wir sehen ihn nun zwar in »Menschlich-Allzumenschliches« – seinem unerquicklichsten und unerfreulichsten Buch! – als einen sehr eifrigen Adepten der exakten Wissenschaften; aber zugleich als einen »allzu, einen verdächtig eifrigen und bedingungslosen. Und das sollte uns alles erklären und sagen. Es sollte uns sagen, wie steril, wie völlig steril sein geistiger Boden dieser Beschäftigung gegenüber war! Denn nichts kann oberflächlicher sein als das, was Nietzsche von diesem Studium profitiert hat. Es erhebt sich fürwahr in keiner Weise über das Niveau dessen, was unsere neue materialistische Popularwissenschaft Büchnerschen und Vogtschen Schlages sich von der Wissenschaft anzueignen vermocht hat! – Wie kennzeichnend für die einseitige humanistische und formal-artistische, aber durchaus geknickte religiös-humanistische Anlage Nietzsches! Wie kennzeichnend dafür, daß Nietzsche der latenten großen Religiosität der wahrhaft großen exakten Wissenschaft aber geradezu wie geflissentlich aus dem Wege geht! Wie er sich bloß an gewisse Nebensachen und grobe Oberflächlichkeiten hält und sie gewahr wird.

Das ist der eine Punkt; der andere aber ist der, daß ihm eine solche Beschäftigung mit der exakten Wissenschaft lediglich zur Bekräftigung, um nicht zu sagen Sterilisierung jener Hauptideen dient, die sich in den Schriften seiner ersten Periode bereits auf das deutlichste grundieren, und denen er bis zu seinem Ende treu



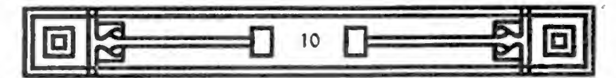
geblieben ist. Bloß, daß sie sich infolge dieser Beschäftigung jetzt vergröbern und durch einen Skeptizismus, der, besonders in »Menschlich-Allzumenschliches«, bis zu einer wunderlichen und sehr interessanten Ordinärheit geht und der ihnen den letzten Rest einer wahren – und noch nicht krampfhaft posierten – Religiosität nimmt; der sie, anstatt sie zu festigen, zu erweitern und zu vertiefen, lediglich irritiert und entseelt, oder zu einer »männlichen« Bravour steigert, die wohl zu dem bedauernswürdigsten gehört, was wir neuerdings erleben mußten. –

Ich bin mir natürlich bewußt, welch' einen Anstoß ich mit einem solchen Urteil erregen werde: aber ich habe nicht nötig, ihn zu fürchten; denn ich kann vollauf beweisen, daß dies mein Urteil auf festen Füßen steht. – Und sollte das Sensation machen: nun, ich bin zwar nichts weniger als ein Freund von »Sensationen«, aber ich wüßte nicht, was mir lieber wäre und sein dürfte, als diese »Sensation«! ...

*

Ich habe mich eingangs denen angeschlossen, die von drei Perioden Nietzsches sprechen. Die erste dieser Perioden ist mir die eines reinen Humanismus, in welcher er auf den Spuren Schopenhauers und Wagners vorwärts geht. Die zweite Periode kennzeichnet sich als der Versuch einer Abfindung mit der modernen exakten Wissenschaft; »Menschlich-Allzumenschliches«, »Morgenröte« und »Fröhliche Wissenschaft« sind ihre Etappen. Die dritte, die Höhenperiode Nietzsches, zeigt die Synthese, die sich zwischen Nietzsches Humanismus und der modernen Wissenschaft vollzogen hat; die »Wiederkunft«, der »Wille zur Macht«, der »Europäer« und »Übermensch«, die »Umwertung der Werte« sind ihre Früchte. Der letzte Humanist hat sich in den Seher und Propheten Zarathustra verwandelt.

Mit diesen drei Perioden Nietzsches ergibt sich ungezwungen die Disposition dieses Buches. Ich werde an ihrer Hand den Entwicklungsgang Nietzsches darlegen und kritisieren. Aber dies soll nicht meine ganze Aufgabe, noch nicht einmal meine wertvollste und ernsteste sein. Die soll vielmehr darin bestehen, daß ich mich nicht auf eine negative Kritik beschränke, sondern daß ich zugleich,

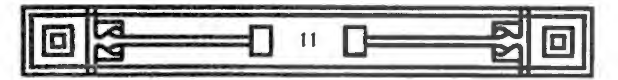


und zwar mit möglichster Ausführlichkeit, die Ergebnisse eigener Entwicklung und einer vieljährigen Gedankenarbeit, Lebenserfahrung und Lebensüberwältigung darlege; Ergebnisse, die vielleicht die Errungenschaft einer Generation repräsentieren dürften, die insofern glücklicher als Nietzsche gestellt ist, als sie in den Jahren der drei Kriege und also in günstig späterer Zeit als Nietzsche geboren wurde. Wir waren in der schlimmen Gründerzeit noch Kinder; schon das ist ein wichtiger und entschiedener Vorteil, den wir vor Nietzsche voraushaben. Sicher haben wir kaum geringere Martyrien durchzukämpfen gehabt, als Nietzsche sie zu erleiden hatte: dennoch aber war es sicherlich unser Vorteil, daß uns Romantik und Humanismus ungleich weniger gefährlich werden durften, als sie der Entwicklung Nietzsches geworden sind. Wir kamen direkter an die Wissenschaften heran; und konnten mit der Zeit zu einer unbefangeneren Synthese – sicherlich hatten wir dabei auch der Beihilfe Nietzsches viel zu danken – zwischen den Wissenschaften und einem unveräußerlichen religiösen Grundzug unseres Wesens gelangen. So daß wir nun wohl auch die Wahrheit des »Europäers« und des »Übermenschen« klarer zu sehen vermögen, als dies Nietzsche gelungen ist ....

2.

Mir ist die erste Periode Nietzsches die weitaus erfreulichste.

Gewiß haben wir zwar seiner zweiten und dritten Periode die Ideen des Europäers und des Übermenschen zu verdanken: aber im übrigen war Nietzsche von demselben Augenblick an in der Irre, von dem ab er sich in den Philosophen – die endgültigst hoffnungslose und ausgespielteste europäische Intellektualspezies! – verwandelte, auf daß er endlich in die so unglückliche Höheneinsamkeit eines prophetischen Zarathustra sich versteige, und vom ödesten Gestein in den dunkelsten Abgrund abstürze. – Mögen seine beiden letzten Perioden immerhin die seiner Größe gewesen sein; aber hätte er nicht auf natürlicherem Wege zu ihr gelangen können, und zwar von jener ersten Periode aus als Dichter? – Die »rara avis«, die seine Baseler Herren Kollegen unter sich konstatierten, als sie sich von der prächtigen Antrittsrede des jungen



Professors über »Homer und die klassische Philologie« auf dem Heimwege befanden, war sicherlich ein geborener Dichter, der unverkennbar das Merkmal außergewöhnlichen Berufes zeigte! Und das enthüllt sich einem, eigentlich fast schmerzlich, auf das eindringlichste bei der Lektüre der »Geburt der Tragödie« wie der anderen kleinen Schriften jener ersten Periode, und sicherlich auch bei der Lektüre der »Unzeitgemäßen Betrachtungen«. Ein junger Mann, der einer solchen Auffassung des Griechentums fähig war, wie er sie – in der Nähe Jacob Burckhardts natürlich – mit zum erstenmal in Deutschland und Europa in der »Geburt der Tragödie« und in allen jenen ersten kleineren Schriften niedergelegt hat, hatte den Beruf zu einem großen Dichter, selbst wenn sein formales Sprachgenie weniger erstaunlich und im damaligen Deutschland nicht geradezu unerhört gewesen wäre. Er hätte diesen Beruf und hätte ihn immer noch auch damals in solcher Nähe von Schopenhauer, Wagner und Burckhardt, auf der Basis einer solchen Weltanschauung zu den bedeutendsten Erfüllungen jener Neuromantik emporführen können. Als Dichter hat Nietzsche denn ja auch bereits vor jenen Schriften begonnen. Als ein Dichter, dem bereits Vortrefflichstes und Eigenstes gelungen war. Wie sehr sind jene Autodafés zu bedauern, die er in jener Zeit immer wieder mit seinen Dichtungen veranstaltete! – Ich sage auch nicht, daß er nicht ebenso wie Wagner, über die Grundlage seiner damaligen Weltanschauung hinaus, und zwar sicher noch entschiedener als Wagner, als Dichter mit neuen und modernen Werten gar sich über jene Neuromantik hätte hinaus entwickeln können. Es wäre sicher sogar unvermeidlich gewesen. Doch warum mußte er mit Wagner so schnell brechen? Mit Wagner, der wie kein anderer den Übergang zur neuen und modernen Ära des Reiches bedeutete und herstellte? Warum mußte er einer so wichtigen und – sage der spätere Nietzsche was er wolle! – im ganzen gesunden und natürlichen Entwicklung sich so schnell wieder entziehen? Hätte er wirklich nötig gehabt, sich etwas zu vergeben? Und hat er sich eigentlich in jener Periode etwas vergeben? Nie ist Nietzsche gesünder, kräftiger und so sehr aus einem Guß gewesen, bis in das äußerlichste seiner Schreibweise hinein, als in jener Periode! – Ach, das spätere prächtige Gedicht vom achselzuckenden Vogel



Specht! Wie gar sehr hat es recht! — Und, sagen wir's nur gleich: was von Nietzsche Dauer haben wird, das sind die beiden letzten Teile seines »Also sprach Zarathustra«, das sind seine »Lieder des Prinzen Vogelfrei«, seine herrlichen Dionysosdithyramben, und das sind seine Gedichte! — Seine philosophischen Werke dagegen werden in 50 Jahren unzulänglich geworden sein; sie werden kaum noch so besonders viel mehr als Kuriosa sein. Denn die europäische Entwicklung wird und muß über den Denker und Philosophen Nietzsche zu ihrer Tagesordnung übergehen. Ich meine, sie ist bereits heute dazu im Begriff, wo Nietzsche angefangen hat der Modephilosoph der »oberen Zehntausend« zu werden.

Aber was ist da zu rechten und zu beklagen? Es mag wohl so sein: Nietzsche mußte so vorwärts, wie er vorwärts gegangen ist. Selbst, wenn seine menschlich-persönliche Anlage nicht in so mancher Hinsicht eine so unglückliche gewesen wäre; selbst wenn er nicht von so unglücklichem und reizbarem Ehrgeiz besessen gewesen wäre. Um die Wissenschaften wäre er unter allen Umständen nicht herumgekommen.

Jedenfalls ist seine erste Periode die erfreulichste. Seine Sprache hat hier noch die Geduld und Ruhe in prächtigem und tadellosem Aufbau einen größeren Zusammenhang ununterbrochen und nacheinander durchzuführen. Sie ist frisch, belebt, gesund, beweglich, vielseitig, schmuckreich ohne Überladenheit, aber noch nicht nervös, unruhig, spielerisch, um nicht zu sagen in allzu freigelassener Wort- und Begriffsgourmanderei narzissend, geschweige gar pathologisch, wie in seinen späteren Schriften. Sein geistiges Charakterbild ist noch aus einem Guß; und es ist sicherlich nicht ohne tieferen religiösen Instinkt; wenn schon die Nuance des Artisten die des Religiösen bereits zu überwiegen sich geneigt zeigt.

Ist Nietzsche ein Religiöser? Die Frage muß höchst verwunderlich erscheinen. Nun, gewiß ist Nietzsche ein vielleicht von Anlage sogar tief religöser Mensch: aber einer, dessen Kardinaltugend einen heillosen Riß, so recht den Riß des zur unglückseligsten Skepsis vorbestimmten modernen Dekadents aufweist. — Als ob Nietzsche nicht in das Milieu der italienischen Renaissance gepaßt hätte! — Er, der allen Ernstes in seinen späteren Schriften das Rom eines



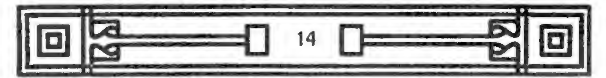
Alexander Borgia Luther, diesem »Rüpel« gegenüber in Schutz nimmt, und der bedauert, daß die geschlechtsirrsinnige, sadistische Bestie Cesare Borgia nicht Papst geworden ist! . . .

*

Zum Dichter war Nietzsche vorbestimmt. Ein Temperamentsmensch, der sein menschliches Erleben in bedeutenden Dichtungen vor uns hätte ausleben sollen. Wie wenig aber zum wirklich ernst zu nehmenden Denker, das wird uns leider bereits aus seinen ersten Schriften ersichtlich werden.

Denn: von vornherein sind wir ja eigentlich genötigt, bereits seinen humanistischen Standpunkt als solchen heute zu beanstanden; in einer Zeit, die die Märzscheide und den unerhörten Aufschwung der Wissenschaften erlebt hat! Seinen Standpunkt als solchen; wohlzumerken! Der nichts zu tun zu haben braucht mit der tiefen, genialen Einsicht, mit der Nietzsche in das Wesen der griechischen Seele zu bringen vermochte; ein Einblick, mit dem er einen sicherlich noch tiefen und großen Fond bedeutenden inneren Erlebens und Vermögens dartut. – Im übrigen aber konnte dieser Standpunkt als solcher zu nichts nütze sein, als zu einer stilistischen Läuterung unserer Sprache, die inzwischen durch den äußerst grassierenden journalistischen Slang gänzlich verrottet war. Denn, wenn die deutsche Kultur und die deutsche Seele seit der Renaissance bis zu unseren Klassikern her noch nicht alle Vorteile, die vonnöten waren, aus der Antike gezogen haben sollte, dann wäre es wohl sicher zu spät, und wir könnten unsere Bemühungen nachgerade getrost aufgeben! – Aber unzweifelhaft haben wir diese Vorteile gezogen, und es wird höchste Zeit, daß wir einen festen Schlußstrich ziehen, damit wir nicht die unleidlichsten und überflüssigsten Reaktionen und Irritationen erfahren! –

Wenn man also will, so wäre es wohl wünschenswert gewesen, daß Nietzsche sich seiner humanistischen Romantik als solcher begeben hätte. Und es wäre, nochmals! wünschenswert gewesen, daß er nach solcher immerhin gewiß guten Vorschule, der Freundschaft Wagners und den guten Einflüssen deutscher, und selbst demokratischer Gegenwart länger und geduldiger unterstanden hätte! . . .



Aber ich habe noch nicht des bedenklichsten Mankos gleich dieser seiner ersten Periode gedacht und das besteht darin, daß Nietzsche sich die größte und fruchtbarste Idee des modernen Deutschland hat entgehen lassen: die Hegelsche Idee der Entwicklung! – Soll ich sagen: es geht dem humanistischen Philologen Nietzsche jeder Sinn dafür ab? Ja, ich sage es, und es ist so. Und wir werden sogar sehen, daß er niemals, auch in seiner späteren wissenschaftlichen Periode nicht, in die großen und fruchtbaren Tiefen dieser so kalt wissenschaftlichen und doch in ihren Gründen tiefreligiösen Idee wirklich eingedrungen ist, so viel er auch später, wie gar oberflächlich! mit ihr operiert hat. Nirgends versagt Nietzsches Instinkt so ganz und gar, ja! so kläglich geradezu, als dieser wundersamsten aller modernen Ideen und geistigen Errungenschaften gegenüber! . . .

*

»Die Geburt der Tragödie«. – Der Traum, die große Regung, von Schopenhauer und Wagner her die Inspiration zu einem großen heroischen Pessimismus! Und diese Inspiration, vielleicht gar wohl die Grundlage zu einer neuen großen Lyrik und Dichtkunst? Die Grundlage zu einer neuen großen »tragischen Kultur«? Wir wissen, es ist außer Schopenhauer, Wagner und Nietzsche mehr als ein hervorragender Geist gerade im damaligen Europa gewesen, der, zurückgestoßen von der materialistischen, demokratischen und utilitaristisch-optimistischen Zivilisation unserer Zeiten, eine solche »heroische Kultur« ersehnte und für sie sich bemühte.

Was aber haben wir wohl heute einer solchen Richtung gegenüber für eine Stellung einzunehmen?

Ich meine, wir werden sie nur als einen edlen Irrtum edler Geister bezeichnen können, der leider sofort eine vollständige und fast unerträgliche Torheit wird, wo sich eine Nachfolge der Ideen dieser Geister bemächtigt. Aber gerade diese Torheit ist recht kennzeichnend für die innerliche, humanistische und romantische Verkehrtheit einer solchen Richtung von vornherein, der direkt der Charakter einer edleren, gewißlich tragischen Donquichotterie anhaftet.



Oder sollte sich dennoch immer noch eine neue, unausweichliche Notwendigkeit der Entwicklung dahinter verbergen?

Nun ja, allerdings! Und zwar wird diese Notwendigkeit in einer neuen religiösen Entwicklung, oder, wie wir besser sagen wollen, einer religiösen Vollendung bestehen. Freilich eine, die sich hier in ihren Formen vergreift; eine, hinter der sich zumeist eine gewisse aristokratisch-feingeistige Verachtung verbirgt, oder bei Geringeren wohl auch die vollendetste Ohnmacht von Dekadence, die den neuen großen Kulturwerten der Moderne gegenüber ein- für allemal versagt.

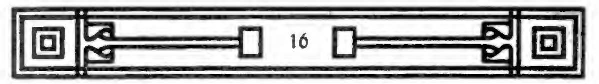
Also: diese Bewegung von Geistern wie Schopenhauer, Wagner, Gobineau, Nietzsche ist zwar kennzeichnend für eine unausweichlich vorwärtsdrängende Nötigung der ihren Vollendungen zustrebenden europäischen Seele, im übrigen aber hoffnungslos.

Das große Dilemma allen Seins und Werdens: diese Geister erkennen, daß sich ihm nicht ausweichen läßt; sie erkennen, daß der plumpe hedonistische Optimismus dieser Zeiten ihm gegenüber so töricht wie verächtlich ist: und so sprechen sie von der Notwendigkeit einer »heroischen Kultur«.

Solcher Stimme und Mahnung hatten wir sicherlich Gehör zu geben. Aber wir durften dabei nie und nimmermehr den Realien unserer Zeit ausweichen! Niemals durften wir dabei sie verachten! Das war Sünde gegen den heiligen Geist, die sich in jedem Fall auf das schwerste rächen muß!

Ach schon ein Begriff, wie der einer »heroischen Kultur«: wie arm, ohnmächtig, wie gar sehr aus zweiter und dritter Hand muß er sein! Wie ist er und muß er schon lange ganz unmöglich sein, mit seiner armen, romantisch-schöngeistigen Prägung!

Wahrhaftig nicht dieser Begriff und Begriffe seines Gleichen können uns das Heil bringen, auf das es ankommt, sondern wir brauchen wie das liebe Brot adäquate und identische Begriffe und Formen einer modernen religiösen Kultur — und jede Kultur ist einzig eine religiöse, oder sie ist eine Scheinkultur, oder gar keine! — Und diese Formen und Begriffe sind einzig da zu erringen, wo es freilich am allerunbequemsten, ja! wo es unter Umständen sogar wohl am affreusesten und für gewisse roman-



tisch humanistische Schöngeister freilich unmöglich ist sie zu erringen! —

Und so sind denn nicht allein Begriffe wie »heroischer Pessimismus«, »heroische Kultur«, »tragische Kultur« arme oder wohl gar komische Schöngeisteleien und artistische Papierredensarten, sondern neben ihnen auch Begriffe wie Optimismus, Pessimismus, Idealismus, Realismus mit all ihrem bunten Flitter von Anhängseln, die heute Legion sind! Klägliche, gespenstische Phantome und Dilettantereien, die erbarmenswürdig zwischen Sein und Nichtsein, Tod und Leben, Himmel und Erde zappeln und sich zu Ende zappeln! — Alles kommt darauf, sie mit dem Kunterbunt ihrer Inhalte so radikal wie möglich abzutun!

Und wie nun: wenn jene neuen großen, identischen, lebendigen Begriffe sich in unserer unmittelbarsten Nähe befänden, und wenn es nur darauf ankäme, uns den letzten Dunst aus den Augen zu reiben und herzhaft zuzugreifen? Und das letzte, höchste Heil einer menschheitlichen, identischen Kultur zu erfassen? — Jede große Kultur, welche die Erde bis daher gesehen hat, ist eine identische gewesen; aber sie war bisher immer nur die Kultur einer Rasse. Sicher einer immer mächtigeren und umfangreicheren und umfangenderen Rasse. Und diese »Rasse« wird die Kultur der Kulturen, sie wird die schlechthin identisch-menschheitliche Kultur haben und bedeuten! ...

Wird sie eine »tragische Kultur« sein? Ich weiß nicht. Soviel aber ist mir sicher und gewiß, daß sie einen solchen Kunst- und Notbegriff, solch einen Artistenbegriff spintisierenden Intellektes nicht mehr kennen wird, daß sie über ihn den Kopf schütteln wird.

Es ist sicher Größe an Nietzsche, daß er für sein Teil immerhin mit jenen Halbbegriffen aufzuräumen begonnen hat; überall da, wo gelegentlich einmal sein religiöser Untergrund seinen heillosen Knick überwand. — Wer aber hat heute gerade dies an Nietzsche wahrgenommen? Wer? —

*

Also: der religiöse Untergrund und Antrieb ist in der »Geburt der Tragödie« unverkennbar und sicher sehr wertvoll. Freilich zeigt er keine entschiedene Neigung über das Gebiet des Ästhetischen

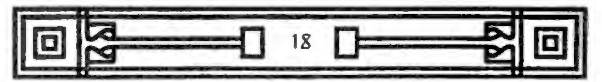


hinaus zu rein religiösen und ethischen Wertungen durchzudringen, und ist lediglich auf die Möglichkeit eines neuen tragischen Kunstwerkes hinaus, als hinge von diesem heute alles Heil des Heiles ab! — Trotzdem: der Untergrund ist da, und muß einem die »Geburt der Tragödie« wertvoll machen.

Von vornherein aber: die Möglichkeit eines solchen neuen »tragischen« Kunstwerkes ist heute nicht mehr vorhanden; sie ist ausgeschlossen. Bereits das Schicksal, das den großen und begeisterten Hoffnungen Wagners zuteil wurde, zeigt dies unmißkenntlich an. Was Wagner — und ich meine nicht bloß der Musik — gegeben und errungen hat, was wirklich fruchtbar weiterwirken und unsterblich sein wird, das ist einzig das ästhetisch-religiöse Prinzip der »unendlichen Melodie«. Alles andere wird zum größten Teil dem Schicksal der Zeit verfallen; ich meine, aus Gründen, wie sie gerade auch der spätere Nietzsche deutlich und dankenswert, wenn auch nicht durchaus gerecht und klar, erkannt hat. Wie es dem Kunstwerk Wagners bereits ergangen ist oder zweifellos noch ergehen wird, so ebenso zweifellos auch jeder anderen derartigen Bemühung. Ich sage: sie war eben gerade noch so in der Zeit Wagners und des jungen Nietzsche möglich. Die neueren Versuche sind bereits dermaßen offensichtlich ohnmächtig, daß man ihnen noch nicht mal einen ernstlicheren Stoß zu verabfolgen braucht; sie sterben morgen an ihrer eigenen Impotenz ...

Rein als Buch genommen gehört die »Geburt der Tragödie« zu dem Besten, was Nietzsche geschrieben hat. Es ist ein von warmer und begeisterter Jugendlichkeit erfülltes Buch, das einen unmittelbar anziehen wird, wenigstens wenn man selbst noch jung ist. Aber auch im gereiften Alter wird man sie wohl gern noch einmal lesen.

Am wertvollsten muß uns noch der erste Teil sein; wennschon unser Interesse für den Gegenstand heute nur noch ein kühleres sein kann, wofern man nicht als Artist an das Buch herantritt. Man wird vielleicht die Gesichtspunkte dieses ersten Teiles bei Jakob Burckhardt aus erster Hand bekommen, aber immerhin: sie sind hier nach gewissen Seiten hin ausgebaut und sie haben Tiefe und Originalität. Die zweite Hälfte, welche die Eigenschaften altgriechischer Seele und Kultur für eine neue tragische Kunst unseres



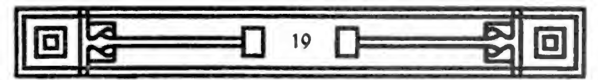
Zeitalters frucht- und nutzbar machen will und die mit so viel zuversichtlicher Begeisterung auf das Wagnersche Musikdrama hinblickt: ach, wahrhaftig! nicht bloß dem späteren Nietzsche ist sie gründlich erledigt! Was ist uns Hekuba? Was darf uns noch Hekuba sein?

3.

»Wir werden viel für die ästhetische Wissenschaft gewonnen haben, wenn wir nicht nur zur logischen Einsicht, sondern zur unmittelbaren Sicherheit der Anschauung gekommen sind, daß die Fortentwicklung der Kunst an die Duplizität des Apollinischen und des Dionysischen gebunden ist.« (Band I, S. 51 der Taschenausgabe, nach welcher ich überall zitieren werde.)

So beginnt die »Geburt der Tragödie«. Wir werden nicht in Abrede stellen, daß sich hinter dieser Form eine Wahrheit verbirgt. Indessen ist mit ihr und gar in solcher Fassung wirklich für die ästhetische Wissenschaft so besonders viel gewonnen; und vor allem ist damit etwas gewonnen, was ein bis daher von dieser so gänzlich unberücksichtigter Gesichtspunkt wäre? Ganz gewiß nicht! – Wie denn durch alle folgenden, gewiß prächtigen Ausführungen Nietzsches wohl für die Psychologie der griechischen Seele, sonst aber weder für Religion noch für Ästhetik etwas Wesentliches gewonnen ist; vielmehr würde es recht bedenklich sein, wenn eine solche Terminologie neuerdings wieder bei uns eingeführt würde! Es ermangelt ihr an jedwedem lebendigen Interesse. So daß also eigentlich nicht viel mehr übrig bleiben würde, als ein Dokument für die seelische und temperamentliche Grundlage des Dichters Nietzsche. – Wie sehr aber verwirrt trotzdem neuerdings wieder diese Art von Terminologie; wie hemmt und schädigt sie die lebendige, organisch vorwärtsstrebende Dichtung! –

Was uns in einem gewissen Sinn wird erfreulich sein können, das ist der offenbare Vorzug, den Nietzsche in der »Geburt der Tragödie« noch dem »dionysischen« gegenüber dem »apollinischen« Moment, also doch wohl schon im Hinblick auf das Wagnersche Musikdrama, zuteil werden läßt. Darin wird sich sicher ein Elan und Trieb, ein drängendes dichterisches Pathos aussprechen, das,



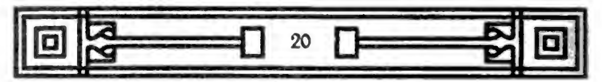
wo und wie wir es antreffen, wertvoll sein wird, weil es unter allen Umständen für Kunst und Dichtung viel verspricht! Es nimmt hier einen subjektiv und persönlich dem Philologen Nietzsche nächststehenden humanistischen Bezug und Anhalt, und zwar einen ungünstigen und eigentlich heute bereits unmöglichen, weil durch das Vorstellungsmaterial, das es unfehlbar organisch mit sich zieht, lediglich irritierenden; aber dennoch: die Hauptsache, der Trieb, das Temperament, das Pathos als solches ist vorhanden und treibt und drängt und will, und es wird schon noch in seine gesunde und notwendige Richtung gelangen; es wird schon noch wahr und wahrhaft werden, und den Mut gewinnen, sich selbst auszusprechen!

Welch ein Temperament und Jugendfeuer aber glüht und drängt hier unter diesen Definitionen des »Dionysischen«, und wie flau und lahm sind die artistischen »stilvollen« und blumigen Floskeln unserer neuesten gezierten artistischen Dekadents, die da meinen, unserer modernen Dichtung wieder zu Heil und »Stil« zu verhelfen! Wie kläglich — oder soll ich meinetwegen sagen: hocherfreulich? fallen sie gegen diese Diktion des jungen Nietzsche ab.

Man höre nur, was er, S. 55, vom »Dionysischen« ausführt!

»Wenn wir zu diesem Grausen (wenn der Mensch ‚an den Erkenntnisformen der Erscheinung irre wird') die wonnevolle Entzückung hinzunehmen, die bei demselben Zerbrechen des principii individuationis aus dem innersten Grunde des Menschen, ja der Natur emporsteigt, so tun wir einen Blick in das Wesen des Dionysischen, das uns am nächsten noch durch die Analogie des Rausches gebracht wird. Entweder durch den Einfluß des narkotischen Getränks, von dem alle ursprünglichen Menschen und Völker in Hymnen sprechen, oder bei dem gewaltigen, die ganze Natur lustvoll durchdringenden Nahen des Frühlings erwachen jene dionysischen Regungen, in deren Steigerung das Subjektive zu völliger Selbstvergessenheit hinschwindet« (resp. sich steigert!).

Die Fortsetzung dieser Stelle wird uns besonders interessieren müssen. Wie sehr werden wir sie verstehen und würdigen, angesichts der Atmosphäre der dieser Abhandlung so nahen Gründerjahre, an deren unerquicklichen Nachwehen ja auch unsere Generation noch so bitter zu leiden hatte!



»Es gibt Menschen«, fährt Nietzsche fort, »die aus Mangel an Erfahrung oder aus Stumpfsinn, sich von solchen Erscheinungen wie von Volkskrankheiten spöttisch oder bedauernd im Gefühl der eigenen Gesundheit abwenden: die Armen ahnen freilich nicht, wie leichenfarbig und gespenstisch eben diese ihre ‚Gesundheit' sich ausnimmt, wenn an ihnen das glühende Leben dionysischer Schwärmer vorübersaust.«

Nicht, wie »apollinisch« nehmen sich bereits unsere heutigen »Neu-Romantiker« und »Neu-Klassiker« u. s. w. gegen diese Sprache aus? — Nochmals: wie erfreulich!

Und Seite 56: »Unter dem Zauber des Dionysischen schließt sich nicht nur der Bund zwischen Mensch und Mensch wieder zusammen: auch die entfremdete, feindliche oder unterjochte Natur feiert wieder ihr Versöhnungsfest mit ihrem verlorenen Sohne, dem Menschen«.

Fühlen wir, was hier will, drängt, weiter muß? Was, seiner unbewußt, mit seinem mächtigen Steam auf neues Wort und neue Dichtung hinaus ist? . . .

S. 57: »Diesen unmittelbaren Kunstzuständen« — leider bereits ein recht unglücklicher und querer Begriff in diesem Zusammenhange, in dem ja eigentlich einzig von religiösen Zuständen die Rede gewesen ist! — »der Natur gegenüber ist jeder Künstler ‚Nachahmer'«.

Wir haben, trotz der Gänsefüßchen, leider abermals ein »leider«! Nie und nimmer ist der Künstler, der den seelischen Reflex solcher religiösen Zustände auszuströmen oder hervorzugestalten hat, und nie und nimmermehr kann er ein Nachahmer sein!

». . . und zwar entweder apollinischer Traumkünstler oder dionysischer Rauschkünstler (nach Nietzsche stehen sich Apollo und Dionysos einander gegenüber wie Traum und Rausch) oder endlich, — wie beispielsweise in der griechischen Tragödie — zugleich Rausch- und Traumkünstler: als welchen wir uns etwa zu denken haben, wie er in der dionysischen Trunkenheit und mystischen Selbstentäußerung, einsam und abseits von den schwärmenden Chören niedersinkt und wie sich ihm nun, durch apollinische Traumeinwirkung, sein eigenster Zustand, d. h. seine Einheit mit

dem innersten Grunde der Welt in einem gleichnisartigen Traumbilde offenbart«.

Eine sehr bemerkenswerte Wahrnehmung ist später, wie die wilden babylonischen Sakäen, die Vorläufer der hellenischen Dionysos-Kulte, bei den Griechen zu einem künstlerischen Phänomen sich veredeln. Ich weiß aber nicht, ob Nietzsche wieder nicht besser getan hätte, hier vor allem von einem menschlicheren Phänomen zu sprechen; die religiöse Vorwärtsentwicklung des Altertums wäre damit betont gewesen, und das war ungleich mehr wert als alles andere und übrige.

*

Aber wir gelangen jetzt zu einer ersten, wie wir gleich sehen werden, bereits sehr bedenklichen Ungenauigkeit Nietzsches; eine Ungenauigkeit, die uns den romantischen und humanistischen Knick seiner Modernität, diesen so verhängnisvollen Knick! schon noch deutlicher vor Augen rückt.

Nietzsche hat von der apollinischen Kunst und Kultur der Griechen gehandelt, und fährt nun, S. 62, folgendermaßen fort:

»Gehe nicht von dannen, sondern höre erst, was die griechische Volksweisheit von diesem selben Leben aussagt, das sich hier mit so unerklärlicher Heiterkeit vor dir ausbreitet.« — Er berichtet dann das Wort des Waldgottes Silenos an König Midas, von dem Herodot schreibt, nämlich: es sei am besten, nicht zu sein, das zweitbeste aber bald zu sterben. — »Wie verhält sich zu dieser Volksweisheit die olympische Götterwelt? Wie die entzückungsreiche Vision des gefolterten Märtyrers zu seinen Peinigungen. — Jetzt öffnet sich uns gleichsam der olympische Zauberberg und zeigt uns seine Wurzeln. Der Grieche kannte und empfand die Schrecken und Entsetzlichkeiten des Daseins: um überhaupt leben zu können, mußte er vor sie hin die glänzende Traumgeburt der Olympischen stellen«. — Und später heißt es dann, S. 64: »Das Dasein unter dem hellen Sonnenschein solcher Götter wird als das an sich Erstrebenswerte empfunden, und der eigentliche Schmerz der homerischen Menschen bezieht sich auf das Abscheiden aus ihm, vor allem auf das baldige Abscheiden: so daß man jetzt von ihnen,

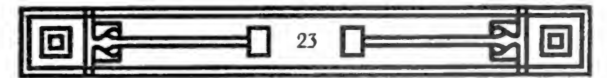


mit Umkehr der silenischen Weisheit, sagen könnte, ‚das allerschlimmste sei für sie, bald zu sterben‘. Wenn die Klage einmal ertönt, so klingt sie wieder vom kurzlebenden Achilles, von dem blättergleichen Wechsel und Wandel des Menschengeschlechts, von dem Untergang der Heroenzeit«.

Nicht, das alles klingt bestrickend, tief, und so einleuchtend? Aber ach! es ist nichts als Unsinn, der uns hier durchschlüpfen möchte; sagen wir nur: der heute bereits durchgeschlüpft ist, um den blödesten artistischen Unfug neuerdings in unserer Dichtung zu entfesseln!

Unsinn ist das alles bei Licht betrachtet; und leider verrät sich hier die ganze Velleität des späteren Nietzsche im voraus, der immer wieder seinen unglückselig »glücklichen« Einfällen als Denker auf den Leim gegangen ist; und es verrät sich ferner bereits ein gründlicher Mangel an wissenschaftlicher Einsicht in die Vorzeit der griechischen Kultur. Freilich hätte ein ernstlicheres und unbefangeneres Nachdenken genügt, um Nietzsche zur Erkenntnis des wahren Sachverhaltes gelangen zu lassen. – Und noch eins verrät es: Nietzsches völligen Instinktmangel für das, was Entwicklung bedeutet, und für die Entwicklung Europas von den alten afrikanischen und kleinasiatischen Kulturen her. Bereits diese Stelle; handgreiflichere und noch ungleich drastischere Beweise werden wir bald in Fülle bekommen! –

Wenn wir uns dieses ganze Zitat ansehen, so soll ja wohl ganz und gar die Anekdote – und noch dazu gar die Herodotsche! – zum Fundament einer wissenschaftlichen Erkenntnis gemacht werden. Und dann soll die »Heiterkeit« einer späteren apollinischen Götterwelt und Kunst einem Grausen grausamster und blutigster Vorzeit in völliger Disparatheit gegenüberstehen. Indessen: Nietzsche meint ja sicherlich – und ein Blick auf alle griechische Kultur scheint das zu bestätigen – daß auch der apollinische Kulturgrieche ein tragisches, unglückseliges und tief leidensvolles Leben geführt habe; nur: die apollinische Welt seines Olymps und seine Künste haben es ihm erträglich und möglich gemacht und haben ihn dermaßen darüber hinweggehoben, daß er am liebsten gar nicht aus diesem Leben geschieden wäre. – Was für eine völlig unsinnige Outriertheit! Als ob die innere Ethik des agonalen Prinzips



der Griechen ihnen, von anderen Umständen ganz abgesehen, das wirklich tragische Leben, das sie alles in allem immerhin führen mochten, nicht hundertmal unmittelbarer erträglich gemacht hätte, als die apollinische Kunst ihrer Kultur mitsammt ihrer »Heiterkeit«! Als ob sie und diese »Heiterkeit« nicht bloß ein Abglanz gerade jenes begeisterten agonalen Prinzips und Rassentriebes, des eigentlichsten Trägers ihrer Existenz, gewesen wäre! Welch' eine kennzeichnende und welch eine gänzlich unsinnige Überschätzung der Kunst als solcher! Ich meine, für den Einsichtigen muß diese Übertreibung Nietzsches geradezu komisch wirken; er müßte denn etwa ein Geistreichling nach Art unserer jüngsten artistischen »Apolliniker« sein!

Also: der »olympische Zauberberg« hat sich uns noch lange nicht geöffnet; und weit entfernt, daß er uns gar »seine Wurzeln« gezeigt hätte! — denn, wie denn möchte Nietzsche uns begreiflich machen wollen, daß von jener so überaus grauenhaften und blutigen Vorzeit, die sich einer solchen Kunst- und Götterwelt noch nicht erfreuen durfte, auch nur noch Mann und Maus übrig geblieben wäre, um diese so glorreiche und erstaunlich wirkende Kultur und Kunst da zu erzeugen?

Aber wie wird es sich denn eigentlich, bei Licht besehen, mit jener grauslichen Vorzeit da in Wahrheit verhalten haben? Nach Nietzsche müßte sie ja ein einziger purpurner Gräuel gewesen sein, gegen den die Gräuel des Meeresabgrundes, den Schillers Taucher erleben mußte, wohl gar Bagatelle gewesen wären?

War denn aber das Wort des braven Waldgottes Silen da wirklich der Ausspruch einer ganzen Volksweisheit? Silen war, wie Nietzsche selbst nach Herodot berichtet, sehr schlechter Laune, weil König Midas direkt Jagd auf ihn gemacht hatte. Kein Wunder, wenn die eselsohrige Majestät von dem biederen Waldgott eine patzige Antwort bekam. Ebensowenig wird das andere Wort des Achilles und sonstige ihm ähnliche Äußerungen Homers Ausdruck einer späteren, gegensätzlichen »apollinischen« Weisheit gewesen sein. Im Gegenteil: weil das Leben der Menschen vergänglich ist wie das der Baumblätter, lohnt es sich nicht geboren zu werden, oder lange zu leben. — Ich denke doch, die Sache liegt einfach so, daß beide Äußerungen so gut in der Vorzeit

wie in der Zeit der Kulturblüte getan sein können. Und ferner verhält es sich in Wahrheit so, daß der spätere Kulturgrieche eher zu einer skeptischen und pessimistischen Äußerung seiner Weltauffassung geneigt gewesen sein wird, als der Grieche der Vorzeit.

•

Wie ganz anders also wird der Sachverhalt sich in Wirklichkeit darstellen, als diese Velleität Nietzsches uns, zugunsten seiner tragischen Kunst und Kultur, hier aufreden möchte!

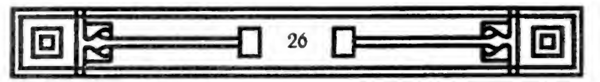
Um mich eines sehr glücklichen Ausdruckes von Novalis zu bedienen, möchte ich einmal von einem »Sensibilitätspunkt« der griechischen Rasse sprechen, wie er latente, treibende Anlage der Rasse war, die sich zunächst in der späteren künstlerischen Hochkultur zu einer ersten Offenbarung brachte, um dann später, zur Zeit der Sophisten, des Sokrates und Platos, völlig »akut« zu werden und sich dann in den größeren Zusammenhang der Mittelmeerkultur hinein zu erlösen; insbesondere also, denn soviel heißt dies alles, in die große Bewegung des christlichen Prinzips hinein zu münden.

Ziehen wir aber die uns heute kontrollierbare Vorzeit der Griechen in Betracht, um zu erkennen, wie sich die Rasse und ihr charakteristischer »Sensibilitätspunkt« gebildet haben, so werden wir beide als zustande gekommen begreifen hauptsächlich durch Kolonisation ägyptischer, babylonischer und phönizischer Elemente. Das letztere sicher ein sehr bewegliches und sensibles semitisches Element; wir erkennen es aus aller griechischen Vorzeit und späterer Kultur deutlich genug hervor. Das erstere mit seiner Neigung zur verstandesgemäßen, überlegten und ruhigen Kontemplation und Theorie, auch mit seinen sehr ausgebildeten staatsbildenden Fähigkeiten, seinen organisatorischen Talenten: wir erkennen es nicht minder deutlich aus der hellenischen Vorzeit und der späteren Kultur hervor. Es kommen ferner als gutes barbarisches Rohmaterial autochthone pelasgische und thrakische Elemente hinzu. Aus all diesem Material bildet sich in der Vorzeit die griechische Rasse als solche. Vielleicht daß das ägyptische Elemente ihr in besonderer Weise fermentatio wurde. Denn es war, gegenüber dem sicher unruhigeren phönizischen, das ungleich organisatorischere.



Die Grundtypen der archaischen Kunst mögen einen Fingerzeig geben. Semitisches Temperament, ägyptische Überlegsamkeit und ägyptischer Verstand und gute barbarische Rohkraft taten sich also zusammen, um den seelischen »Sensibilitätspunkt« der neuen Rasse zu bilden und zu entwickeln. – Wie wundersam! Die entwickeltste, organisatorisch festeste, vorgeschrittenste Altkultur des Mittelmeerbeckens, und die geistig und praktisch regsamste semitische Rasse, die menschlich vorgeschrittensten Rassen der bisherigen antiken Welt: mußte sich aus ihnen nicht das bis dahin menschlich wunderbarste, kulturell intensivste, beweglichste und klügste Kulturgebilde, die griechische πολις ergeben? Sind hier nicht die Fühler menschheitlicher Vor- und Urzeit deutlich genug nach letzten menschlichen Vollendungen ausgestreckt? Und ist dieser das Christentum unmittelbar vorbereitende feine »Sensibilitätspunkt« der griechischen Seele nicht geradezu das vorwärtsdringende punctum saliens der großen menschlichen Gesamtseele selbst? Warum hat Nietzsche niemals dies wahrzunehmen vermocht? Warum hat er es zum Beispiel vor allem nicht wahrgenommen in seinem späteren, sonst so prächtigen Aufsatz über die »Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen«.

Was aber bleibt nun von all der so pessimistisch-furchtbaren und trostlosen »Volksweisheit« griechischer Urzeit, wenn wir das alles in Betracht gezogen haben? Ich denke, so gut wie nichts. Kolonisten, die nichts weniger als Barbaren sind, die sicher eine entwickelte Kunstübung, die staatsorganisatorisches Wissen, die Alphabet, Zahl und jedes Kulturgerät oder doch ein Wissen um dasselbe mitbringen, siedeln sich im Lande an, bemächtigen sich barbarisch autochthoner Stämme und beginnen sie zu durchdringen und zu organisieren. Ist also jene Vorzeit wirklich so fürchterlich düster, als Nietzsche uns weismachen will? Kaum! – Denn ich denke, wir dürfen uns durch die alten Mythen der späteren Tragödien nicht irre machen lassen. Sie deuten lediglich auf Entwicklungswehen zwischen Kultur des Mutterrechts und des Vaterrechts hin und auf die Kämpfe der Gottheiten, welche solche Rechtsauffassung vertreten; also wohl auf Kulturprozesse und Ausgleichungen, die sich zwischen den barbarischen und den kolonisatorischen Elementen abspielen; sie deuten ferner auch auf barbar-



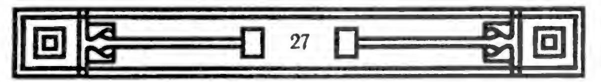
ische Roheiten der Urbevölkerung hin, auch auf Zustände und Wirrnisse zeitweiligen Verfalls. Aber mit alledem gewährt diese Vorzeit im wesentlichen kaum ein anderes Bild als die Zeit der späteren Kultur. Vielmehr, man darf sogar getrost vermuten, daß jene Vorzeit im ganzen eine patriarchalische Ordnung gehabt haben wird, innerhalb deren aus blutigen Vorkommnissen innerhalb der Gemeinschaft bei ihrer verhältnismäßigen Seltenheit und entwicklungsmotorischen Bedeutsamkeit — Ausgleich des Vater- und des Mutterrechts — ein ganz besonderes Wesen gemacht wird. Dagegen solche Vorgänge in einer Zeit, wo der »Sensibilitätspunkt« einer Rasse mit steigender Entwicklung anfängt unruhiger zu werden, ungleich häufiger sein werden. Es ist wohl kein Zweifel, daß die griechische Vorzeit, die sich erst auszubauen hatte, verhältnismäßig friedlicher hauste als die spätere Zeit der entwickelteren Kultur, wo die inneren Wirrnisse nicht aufhören und immer fieberhafter und unruhiger werden.

Also ist zum mindesten nicht unwahrscheinlich, daß es sich geradezu umgekehrt verhält, als Nietzsche es hier darstellt, und daß die späteren Griechen ein ungleich unglücklicheres und tragischeres Volk sind, als die Hellenen der Vor- und Urzeit.

»Um überhaupt leben zu können, mußte er vor sich hin die glänzende Traumgeburt der Olympischen stellen«. — Man fragt sich, wie es überhaupt möglich ist, daß im Bereich unserer Zeitläufte ein solcher Satz noch niedergeschrieben werden kann, unter der Prätension, daß er ernst genommen wird!

Nein, ganz anders verhält es sich in Wirklichkeit! Jene »Traumwelt« ist gar keine solche, sondern sie ist eine durchaus notwendige Erfassung und seelische Durchdringung von Realität, und sie entwickelte sich, ganz gleichgültig, ob die Griechen ohne sie hätten leben können oder nicht, eben aus jenen Anlagen und jenem »Sensibilitätspunkt« der Rasse mit *völliger organischer Notwendigkeit*, mit aller »Logik« der Rasse, und, wir müssen angesichts der hohen und vielfach unerhörten Kulturleistung der Griechen, hinzusetzen: mit aller organischen Logik *gesamtmenschheitlicher Vorwärtsentwicklung*! —

Daß Nietzsche gerade dies und dergleichen nicht zu erkennen vermochte, bedeutet seinen Knick und seine dekadente Tragik!



Aber sehen wir zu, wie dieser Knick und diese Tragik sich des weiteren offenbaren.

Ich glaube, man hat verstanden, was ich zurückgewiesen habe: nämlich, abgesehen von dem ganz offenbar mangelhaften Wissen Nietzsches, soweit dies Wissen andere als philologische und artistische Anforderungen stellte und wichtigere, als diese es sein können, abgesehen von seinem völlig mangelhaften Instinkt für organische Entwicklung, vor allem diese geistreiche Form, die sich so bedenklich der Velleität nähert. — Im übrigen und in allem, was er sonst meint, hat er ja recht. Gewiß verhält es sich so, daß der Mensch sich über den dunklen Untergrund seiner hundertfältigen Leiden durch jene schöne »Traumwelt« emporhebt und emporheben muß. Es war freilich nur zu betonen, daß jene »Traumwelt« — vor allem aber doch wohl, anstatt der künstlerischen, die ungleich wichtigeren und notwendigeren großen religiösen und ethischen Werte und Wertungen! — nichts anderes ist, als die durchaus notwendige, identische und organische Realität einer Rassenseele, die sich in organisch durchaus notwendigen, zusammenfassenden religiösen und damit organisch zusammenhängenden sonstigen Symbolen gestaltet und vor die Rasse hinstellt in Göttergestalten, in Mythen und ethischen Tafeln; als ein Bleibenderes und Realeres als es der Alltag mit seiner Unrast von großen und kleinen Leiden und Freuden ist; denn beide sind als solche in dem Gewirr und der Aufeinanderfolge ihrer chaotischen und zufälligen Erscheinungen nichts als beständiger Fluß, Unrast und unablässiger Wechsel; gebärender, höhere religiöse Realität gebärender, immer wieder neu gestaltender, propagierender, vor allem aber beständig erreichender Wechsel, und Wechsel von Realität und immanenter religiöser Individualität selbst.

Mag Nietzsche, vielleicht!, etwas dergleichen dunkel gefühlt haben, so hat er es dennoch nicht klar zu erkennen vermocht; alles aber kommt darauf an, daß es erkannt wird! . . .

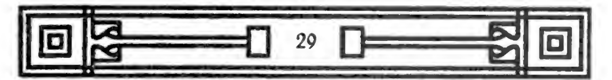
Und doch, verwunderliche Tragik! — lehrt uns alles, was Nietzsche in seinem weiteren Zusammenhang über Musik und Lyrik und ihr Entstehen entwickelt, wie stark von Natur dieser irritierte religiöse Instinkt in ihm gewesen ist!

Ich darf hier nicht versäumen, eine sehr wichtige Stelle zu

zitieren, eine Stelle, die mich, als ich vor nun manch' einem Jahr die »Geburt der Tragödie« zum erstenmal las, wie sehr und im Innersten hingerissen und begeistert hat!

S. 72: »Er (der lyrische Künstler) ist zuerst, als dionysischer Künstler« — sollte Nietzsche hier aber nicht lieber sagen: der lyrische Religiöse, der dem Dionysos völlig zunächst im Rausch geeinte Mensch?! — »gänzlich mit dem Ur-Einen, seinem Schmerz und Widerspruch Eins geworden und produziert das Abbild dieses Ur-Einen als Musik, wenn anders diese mit Recht eine Wiederholung der Welt und ein zweiter Abguß derselben genannt worden ist.« — Sehr Schopenhauer! Im übrigen ist der Begriff »Musik« hier sehr unglücklich gebraucht. Der dem Dionysos im Rausch geeinte Mensch in seiner zunächst durchaus religiösen Eigenschaft »produziert« noch gar nichts, auch noch keine »Musik«, sondern er ist etwas: er ist Urrhythmus, und er ist diesem dionysisch in der Verzückung und heiligen Raserei seines Zustandes identisch. Auch später verwechselt Nietzsche, wie wir noch sehen werden, unstatthaft und irritierend, den umfassenderen religiösen Begriff des Rhythmus (der Urbewegtheit) mit Musik! — Aber lassen wir Nietzsche fortfahren:

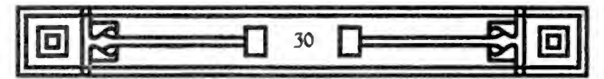
»Jetzt aber wird diese Musik ihm wieder, wie in einem gleichnisartigen Traumbilde, unter der apollinischen Traumeinwirkung sichtbar. Jener bild- und begrifflose Wiederschein des Urschmerzes in der Musik mit seiner Erlösung im Scheine, erzeugt jetzt eine zweite Spiegelung, als einzelnes Gleichnis und Exempel«. — »Das ‚Ich' des Lyrikers tönt also aus dem Abgrunde des Seins; seine ‚Subjektivität' im Sinne der neueren Ästhetiker ist eine Einbildung.« (Durchaus nicht! Sondern gelangt hier erst zur Offenbarung ihres eigentlichsten Wesens!) »Wenn Archilochus, der erste Lyriker der Griechen, seine rasende Liebe und zugleich seine Verachtung den Töchtern des Lykambes kundgibt, so ist es nicht seine Leidenschaft, die er vor uns im orgiastischen Taumel tanzt und wir sehen Dionysus und die Mänaden, wir sehen den berauschten Schwärmer Archilochus zum Schlafe niedergesunken — wie ihn uns Euripides in den ‚Bacchen' beschreibt, dem Schlaf auf hoher Alpentrift, in der Mittagsonne —: und jetzt tritt Apollo an ihn heran, und berührt ihn mit dem Lorbeer. Die dionystisch-musikalische Verzauberung des Schläfers



sprüht jetzt gleichsam Bilderfunken um sich, lyrische Gedichte, die in ihrer höchsten Entfaltung Tragödien und dramatische Dithyramben heißen«. — »Der dionysische Musiker ist ohne jedes Bild völlig nur selbst Urschmerz und Urwiderklang desselben. Der lyrische Genius fühlt aus dem mystischen Selbstentäußerungs- und Einheitszustande eine Bilder- und Gleichniswelt hervorwachsen, die eine ganz andere Färbung, Kausalität und Schnelligkeit hat als jene Welt des Plastikers und Epikers. (Dies ist freilich nicht zu unterschreiben!). Während der Letztgenannte in diesen Bildern und nur in ihnen mit freudigem Behagen (?) lebt und nicht müde wird, sie bis auf die kleinsten Züge hin liebevoll anzuschauen, während selbst das Bild des zürnenden Achilles für ihn nur ein Bild ist, dessen zürnenden Ausdruck er mit jener Traumlust am Schein genießt, (?) — so daß er, durch diesen Spiegel des Scheins, gegen das Einswerden und Zusammenschmelzen mit seinen Gedanken geschützt ist«. — (Wieder ist dies alles nicht ganz richtig. Vielmehr ist der Zustand des Epikers lediglich der differenziertere Zustand des Dithyrambikers! Und zwar beständig, nicht bloß vorübergehend!) — »so sind dagegen die Bilder des Lyrikers nichts als er selbst und gleichsam nur verschiedene Objektivationen von ihm, weshalb er als bewegender Mittelpunkt jener Welt ‚ich' sagen darf: nur ist diese Ichheit nicht dieselbe, wie die des wachen, empirisch-realen Menschen, sondern die einzige, überhaupt wahrhaft seiende und ewige, im Grund der Dinge ruhende Ichheit, durch deren Abbilder der lyrische Genius bis auf den Grund der Dinge hindurchsieht«.

Und solch' eine prächtige Stelle ist nun in Deutschland am Vorabend der Gründerjahre geschrieben worden! Dürfen wir nicht vertrauen? . . .

Aber: ich wies darauf hin, daß bei Nietzsche der Begriff Musik an ein paar Stellen undeutlich blieb. Wir wollen auf diese Undeutlichkeit noch näher eingehen. Sie ist leider eine fundamentale und bleibt es in allem weiteren, was Nietzsche über Musik und Wort noch ausführt. — Und noch eine andere wichtige Erscheinung werden wir hierbei kennen lernen. Die allzu sensible Eigenschaft Nietzsches, sich für etwas blindlings zu begeistern; eine Art von Begeisterung aber, die eine gleichzeitige Kritik verschweigt,



und die bei einer solchen Natur über kurz oder lang in ihr konträres Gegenteil umschlagen wird, weil sie sich, psychologisch und ich möchte sogar sagen: physiologisch fein wie sie ist, ihrer selbst unsicher und mit solcher Unsicherheit ihrer allzu beweglichen Affekte unzufrieden und in stetem Hader — niemals selbst wird verzeihen können. — So begeistert Nietzsche sich blindlings für Wagner, so schreibt er alles, was er hier über Wort und Musik beibringt, blindlings zu Wagners Gunsten, — so daß wir eine gleichzeitige Kritik Nietzsches erst jetzt aus seinem Nachlaß erfahren, — um später ebenso leidenschaftlich über Wagner herzufallen. Und so wird er sich auch — gerade nach dem Bruch mit Wagner — ebenso blindlings den exakten Wissenschaften hingeben...

4.

Sehen wir aber, was Nietzsche des Weiteren über Musik und über ihren Zusammenhang mit dem Wort ausführt.

Er geht jetzt ausführlicher auf die Begriffe von Musik, Melos und Rhythmus ein.

Es heißt S. 78: »Die Melodie ist also das Erste und Allgemeine, das deshalb auch mehrere Objektivationen, in mehreren Texten, an sich erleiden kann. Sie ist auch das bei weitem Wichtigere und Notwendigere in der naiven Schätzung des Volkes. Die Melodie gebiert die Dichtung aus sich, und zwar immer wieder von neuem; nichts anderes will uns die Strophenform des Volkslieds sagen: welches Phänomen ich immer mit Staunen betrachtet habe, bis ich endlich diese Erklärung fand.«

Er spricht von der »fortwährend gebärenden Melodie.«

Ferner S. 79: »In der Dichtung des Volksliedes sehen wir also die Sprache auf das stärkste angespannt, die Musik nachzuahmen: Deshalb beginnt mit Archilochus eine neue Welt der Poesie, die der homerischen in ihrem tiefsten Grunde widerspricht.« (Gerade umgekehrt: in ihrem »tiefsten Grunde« gerade sind diese beiden Welten Eine!) »Hiermit haben wir das einzig mögliche Verhältnis zwischen Poesie und Musik, Wort und Ton bezeichnet: das Wort, das Bild, der Begriff sucht einen der Musik analogen Ausdruck und erleidet jetzt die Gewalt der Musik an sich. In diesem

Sinne dürfen wir in der Sprachgeschichte des griechischen Volkes zwei Hauptströmungen unterscheiden, je nachdem die Sprache die Erscheinungs- und Bilderwelt oder die Musikwelt nachahmte.«

Und weiter auf S. 79: »Ich erinnere hier an ein bekanntes, unserer Ästhetik nur anstößig dünkendes Phänomen unserer Tage. Wir erleben es immer wieder, wie eine Beethovensche Symphonie die einzelnen Zuhörer zu einer Bilderrede nötigt, sei es auch, daß eine Zusammenstellung der verschiedenen, durch ein Tonstück erzeugten Bilderwelten sich recht phantastisch bunt, ja widersprechend ausnimmt; an solchen Zusammenstellungen ihren armen Witz zu üben und das doch wahrlich erklärenswerte Phänomen zu übersehen, ist recht in der Art jener Ästhetik. Ja selbst wenn der Tondichter in Bildern über eine Komposition geredet hat, etwa wenn er eine Symphonie als pastorale und einen Satz als »Szene am Bach«, eine andere als »lustiges Zusammensein der Landleute« bezeichnet, so sind das ebenfalls nur gleichnisartige, aus der Musik geborene Vorstellungen — und nicht etwa die nachgeahmten Gegenstände der Musik —, Vorstellungen, den über die dionysischen Inhalt der Musik uns nach keiner Seite hin belehren können, ja die keinen ausschließlichen Wert neben anderen Bildern haben.«

Ferner S. 81: »Diese ganze Erörterung hält daran fest, daß die Lyrik ebenso abhängig ist vom Geiste der Musik, als die Musik selbst, in ihrer völligen Unumschränktheit, das Bild und den Begriff nicht braucht, sondern ihn nur neben sich erträgt.« — »Der Weltsymbolik der Musik ist eben deshalb mit der Sprache auf keine Weise erschöpfend beizukommen, weil sie sich auf den Urwiderspruch und Urschmerz im Herzen des Ur-Einen symbolisch bezieht, somit eine Sphäre symbolisiert, die über alle Erscheinung und vor aller Erscheinung ist. Ihr gegenüber ist vielmehr jede Erscheinung nur Gleichnis: daher kann die Sprache, als Organ und Symbol der Erscheinungen, nie und nirgends das tiefste Innere der Musik nach außen kehren, sondern bleibt immer, sobald sie sich auf Nachahmung der Musik einläßt, nur in einer äußerlichen Beziehung zur Musik, während der tiefste Sinn, durch alle lyrische Beredtsamkeit, uns auch keinen Schritt näher gebracht werden kann.«

Und noch eine Stelle ist in Betracht zu ziehen, die sich in dem aus dem Nachlaß veröffentlichten, sehr interessanten kleinen

Fragment »Über Musik und Wort« (1871) findet. (Taschenausg. Band I, S. 242/243.)

Sie lautet: »Aller jener edle Schwung, ja die Erhabenheit der Schillerschen Verse (Lied »An die Freude«) wirkt schon neben der wahrhaft naiv-unschuldigen Volksmelodie der »Freude« störend, beunruhigend, selbst roh und beleidigend; nur daß man sie nicht hört, bei der immer volleren Entfaltung des Chorgesanges und der Orchestermassen (Beethovens 9. Symphonie), hält jene Empfindung der Inkongruenz von uns fern. Was sollen wir aber von jenem ungeheuerlichen ästhetischen Aberglauben halten, daß Beethoven mit jenem vierten Satz der Neunten selbst ein feierliches Bekenntnis über die Grenzen der absoluten Musik abgegeben, ja mit ihm die Pforten einer neuen Kunst gewissermaßen entriegelt habe, in der die Musik sogar das Bild und den Begriff darzustellen befähigt und damit dem »bewußten Geiste« erschlossen habe? Und was sagt uns Beethoven selbst, indem er diesen Chorgesang durch ein Rezitativ einführen läßt: »Ach Freunde, nicht diese Töne, sondern laßt uns andere anstimmen und freudenvollere!« Angenehmere und freudenvollere! Dazu brauchte er den überzeugenden Ton der Menschenstimme, dazu brauchte er die Unschuldsweise des Volksgesanges« ... »Was wir im letzten Satz der Neunten, also auf den höchsten Gipfeln der modernen Musikentwicklung, zu beobachten hatten, daß der Wortinhalt ungehört in dem allgemeinen Klangmeere untergeht, ist nichts Vereinzeltes und Absonderliches, sondern die allgemeine und ewig gültige Norm ist die Vokalmusik aller Zeit, die dem Ursprunge des lyrischen Liedes einzig gemäß ist.« ... Und S. 245: »Die Musik kann ein Mittel werden, man mag sie stoßen, schrauben, foltern: als Ton, als Trommelwirbel, auf ihren rohsten und einfachsten Stufen überwindet sie noch die Dichtung und erniedrigt sie zu ihrem Wiederschein.«

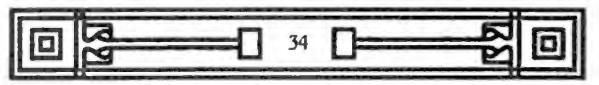
*

In all diesen interessanten ästhetischen Auseinandersetzungen über die Beziehung von Wort und Laut, Lyrik und Musik muß die Art, wie Nietzsche den Begriff Musik anwendet, durchaus verwirrend sein.

Bereits der erste, wichtige Satz des ersten unserer Zitate ist in dieser Fassung falsch. – »Die Melodie ist .... das erste und allgemeine.« Unmöglich wird es die Melodie sein können, sondern zum mindesten das Melos. Aber auch das bleibt zu beanstanden. Wir müssen vom Melos aus noch weiter zurück, noch höher oder tiefer gehen; und zwar bis zur Emotion als solcher, die wir durchaus als in ihrer Wesenheit schlechthin mystischen rhythmischen Bewegungsvorgang von Ursein definieren müssen. – Wenn wir dagegen von Melos reden, so haben wir bereits einen durch manches Medium hindurchgegangenen Zustand solcher rhythmischen Bewegtheit, einen bereits sehr entwickelten und differenzierten, ja, wir dürfen sagen: schon sehr kultivierten; – den wir z. B. als einen sehr kultivierten Zustand von physiologischer Rassenrhythmik ansprechen müssen, als welchen wir ihn dem Volkslied einer Rasse zugrunde legen. (Von ihr aus ist er in den hochentwickelten menschlichen Kulturen charakteristischer Grundton jeder vollendeteren Musik einer Rasse. Man wird die Grundnote des französischen Volksliedes in der französischen Oper, die des italienischen in der italienischen Oper, die des deutschen in der deutschen, des russischen in der russischen Oper u. s. w. deutlich wahrnehmen können.) –

Noch kultivierter aber ist das, was wir unter Melodie verstehen. Und zwar steht die Sache hier bereits sogar so, daß dieses sehr differenzierte und artikulierte Gebilde ohne eine voraufgegangene hohe Entwicklung der Sprache und des gesprochenen Lautes gar nicht denkbar ist! – So daß also erst durch die Rückwirkung der aus der Urrhythmik der Emotion – diese bis auf ihren chemisch-physiologisch-organischen Grundbegriff zurückgeleitet – entstandenen Sprache und ihrer ausgebildeten Artikuliertheit aus, wenn nicht gerade auch ganz und gar ein Melos – was ja schon vor der Ausbildung der Sprache vorhanden ist! – so doch sicherlich eine Melodie und das sich ausbilden kann, was wir Musik nennen.

Also Musik und Melodie liegen als solche nicht vor dem Wort – außer in primitivsten Zuständen von Grundrhythmik, unartikulierten Naturlauten und deren Urmelos! – sondern sie entwickeln sich erst mit und nach dem artikulierten Wort und der Sprache.



Als was nun aber wird dieses artikulierte Wort und wird die Sprache sich darstellen?

Nietzsche spricht von einer »Musikwelt«, die »nachgeahmt« werden könnte. Was aber sollte man sich darunter rechtschaffenes vorstellen können? Es gibt keine solche »Musikwelt«, und am allerwenigsten kann hier von »Nachahmung« die Rede sein! — Wieder fehlt Nietzsche jeglicher Instinkt für das, was organische Entwicklung einer letzten Einheit und aus einer letzten Einheit heraus ist! — Ziehen wir aber deren durchaus notwendige und unerläßliche Gesichtspunkte und ihre empirische Methodik herbei, so sehen und sagen wir: Es entwickelt sich Urrhythmus von Ursein aus chemisch-physiologischer Grundbewegtheit herauf nach einem mystischen, immanenten Grundgesetz der Welle zunächst bis zur Emotion hin; durch die Emotion aber differenziert sie sich zunächst bis zu dem Urlaut zum Bewußtsein gelangter organischer Wesen; in demselben Augenblick wird sie zugleich mit dem Laut und an ihm den Zustand eines Urmelos erreicht haben. — Auf dieses als solchen ist es aber offenbar letzlich nicht abgesehen; oder vielmehr, es entwickelt sich nicht als ein solches, sondern es wird bloß und bleibt die Grundlage — wie nach der Tonskala der Sirene, dem »Regenbogen« des Lautes! — einer differenzierten artikulierten Entwicklung von Sprache und Wort! Und auf diese beiden ist es abgesehen; auf sie drängt Urrhythmus von Ursein über Laut und Urmelos hin!

Also wäre denn das gesprochene artikulierte Wort der höchste, feinste und vollkommenste Ausdruck musisch und Melos gewordener chemisch-physiologischer Grundrhythmik von Ursein, von dem aus dieses Ursein zu seinem höchsten Bewußtsein, zu seinem Sinn, zu seiner lebendigsten Wesenheit, Selbsterfassung und Selbsterkenntnis gelangt ist, vermöge des Mediums der nach solcher Richtung hin zeugerischen und vorwärtsdrängenden Emotion; und es wäre, als Differenzierung von Laut und Urmelos, das gesprochene und artikulierte Wort und es wäre die Sprache höchste, deutlichste, allernächste, enthüllteste und offenbarste »Musik«! Eine Entdeckung, die uns sicherlich weit über alles hinausführen muß, was wir Nietzsche oben entwickeln sahen, und die es hinfällig macht. —

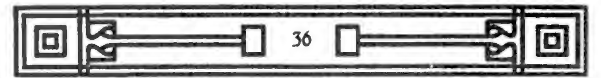


So haben wir den wahren Sachverhalt erst ins Klare gestellt. Wir wissen jetzt durchaus, was Wort und Sprache ist; Nietzsche hatte nicht für nötig befunden, sich darum zu bekümmern. — Wir lösen sie nicht mehr dualistisch von Grundrhythmik, von Urmelos und Emotion ab, sondern erkennen sie im unmittelbarsten, organisch unzertrennlichsten Zusammenhang mit diesen und als deren höchste Grenze, Bindung, Vollendung und Offenbarung! Oder wagten wir etwa, aller sichersten Empirie trotzend, in Abrede zu stellen, daß die Sprache in jedem winzigsten Augenblick von dem Rhythmus der Emotion bedingt wird, und daß sie deren vollkommenster und bewußt gewordener Ausdruck ist? Und ist damit zugleich die Sprache etwa nicht beständig musisches Urmelos bis in ihre winzigste Äußerung hinein? Ist sie auch nur einen winzigen Augenblick ohne dieses und von ihm abgesondert zu denken? Nun und nimmermehr! —

Jetzt nun aber tritt ein neuer Prozeß ein, der also überhaupt erst zu dem führt, was wir einzig von Rechtswegen unter Melodie und Musik verstehen dürfen, die denn beide also erst später, mit dem Wort und in gewissem Sinne eigentlich erst nach dem Wort entstanden sind.

Das Wort, unendlich der chaotisch-mystischen »Zufälligkeit« des Lebens und des Alltags angepaßt, gelangt schließlich im Laufe der Entwicklung bis zu einer Ausbildung und Differenzierung, wo es sich von irgendwelchen — sicher nur wenigen! — »formalen« rhythmischen Grundidentitäten und Bewegungen von Emotion und Urmelos so weit entfernt, daß es in Gefahr scheint, diesen seinen Untergrund, ohne den es nicht bestehen kann, zu verlieren. — Man muß ja überhaupt sagen: jede einzige Betätigung und Funktion organischer (sozietärer) Wesenheit, da sie einen unermessenen Progressions- und Differenzierungstrieb besitzt, wird sich genötigt sehen, um sich nicht in Nichts aufzulösen, sich ihrer Ursprünge und festen Grundidentitäten immer wieder von neuem zu versichern; und zwar ereignet sich das in gewissen kritischen Perioden aller Entwicklung, in den »Dekadence«-Perioden, in denen die Differenzierung ins Unermeßliche, ins Unmögliche auseinandergehen und sich verlieren möchte. Dieser Differenzierungstrieb aber wird in diesen Perioden von seinen Grundeinheiten und Bedingungen, die

3*



er aus dem Auge zu verlieren in Begriff war, denen gegenüber er sich skeptisch zu verhalten begann, festgehalten und von neuem mit dem von ihm erzeugten Neumaterial gebunden; oder anders ausgedrückt: jener unermessene Differenzierungstrieb beginnt sich wieder zu seinen alten, ewigen, wenigen Grundidentitäten und -Bedingungen zurückzuwenden und sie, unter ganz besonderen und ungeheueren Anstrengungen in jenen kritischen Dekadence-perioden wieder aufzusuchen; und zwar vor allem im Bereich der religiösen Institutionen und Triebe; wie aber hier, so auch in jeder anderen Hinsicht und in jedem anderen Bereich.

Genau diese Notwendigkeit nun aber nötigte die differenzierte Sprache immer wieder zu ihren urmelodischen und urrhythmischen (emotionalen) Grundbeständen zurückzukehren, sich ihrer wieder zu vergewissern, zu bemächtigen und mit ihnen und nach ihrem Gesetz sich mit einem neuerworbenen Material zu rangieren. Das war gleichbedeutend mit einer ganz besonderen Neuoffenbarung und Neuentwicklung, mit einer Neugestaltung. — Und in diesem Bezirk nun also, und zwar vom Wort aus!, entstehen denn auch, jetzt erst!, die eigentlich musikalischen Gebilde, die wir Melodie und Musik nennen.

*

Suchen wir uns vorzustellen, wie sie entstehen.

Unter allen Umständen zunächst nur immer im engsten Anschluß an das religiöse Leben, seine Institutionen, seine Riten, seine Triebe und Äußerungen, und überhaupt erst da, wo das religiöse Leben Riten zu entwickeln beginnt!

Die erste, im eigentlichsten Sinne religiöse Handlung wird die Schöpfung der Sprache überhaupt gewesen sein. Sie entstand aber aus dem noch lautlichen Urmelos, wie es sich bereits im Bezirk des höheren Tierreiches zu artikulieren begonnen hatte, ohne sich bereits zum Worte artikuliert zu haben. Dieses lautliche Urmelos wird sicherlich bei den primitivsten religiösen Riten der prähistorischen Zeit die Hauptrolle gespielt haben; ja, man darf mit Recht annehmen, daß dieses noch lautliche Urmelos selbst noch in den religiösen Riten der allerersten historischen Zeit eine vorwiegende Rolle gespielt hat. Die religiöse Andacht und Ent-

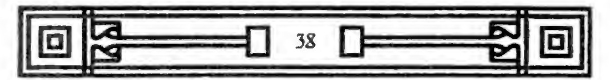


rücktheit wird sich zunächst noch mehr in Gestalt rhythmisch »tierischen« Geschreis und Geheuls bezw. in rhythmischen Schreien und Interjektionen geäußert haben, die aber sicherlich schon ein sprachlicheres Gefüge gehabt haben werden. Es wird noch eine Art von »Affensprache« gewesen sein, die aber bereits einige Urwurzeln eigentlichster Sprachbildung aus einigen emotionsbedingten Lautwurzeln der höchsten »Tiersprache« ausgebildet gehabt haben wird.

Nun aber entsteht die eigentliche Sprache durch die sich steigernde Differenzierung sozietärer Bildungen und Funktionen. Das heißt: jene wenigen (sicherlich ein- für allemal bleibenden und ein- für allemal und ewig bedingenden!) sprachlichen Urwurzeln, zu denen sich die tierisch lautlichen Urwurzeln ausgebildet haben, beginnen sich weiter zu entwickeln; um sie herum beginnt das Gefüge und Gebilde der menschlichen Sprache zu entstehen und sich auszuzweigen. Und zwar immer noch im engen Anschluß an Rhythmus und Urmelos, indem die rhythmische Emotion neben ihren interjektionellen sprachbildnerischen Kräften jetzt auch die onomatopoetischen und andere ihnen verwandte und was sonst noch für welche in Tätigkeit setzt resp. sie vervollkommt. Sie reproduziert und formt rhythmisch-lautlich natürliche Zustände und Gegenstände der Außenwelt, und von hier aus, auch durch reflektive Verwertung der mehr innerlichen lautlichen Interjektionssprache, auch Zustände des Innenlebens und der seelischen, subjektiven Innenwelt. Alles noch ein höchst melodischer und sinnlicher Zustand der Sprache.

Nun stellen wir uns eine religiöse Handlung der historischen Vorzeit vor. Eine ohne weiteres melodische und überaus sinnliche Sprache, eine Sprache, die bereits ganz und gar Sprache ist, ist vorhanden. — Was nun aber geschieht bei der religiösen Handlung, bei der Verehrung einer Gottheit? Was wird hier die Hauptrolle spielen? Die »Melodie« — denn von einer solchen in einer primitivsten und gröbsten Form dürfen wir jetzt bereits sozusagen sprechen — oder das Wort? —

Nietzsche würde den Akzent auf jene legen. Indessen, das geht nicht an, sondern der Sachverhalt kann offenbar nur folgender sein:



Die Hauptrolle spielt weder dies noch jene, sondern Urrhythmus in Gestalt von potenzierter menschlicher Emotion! Diese aber ist bereits fähig, — wonach sie offenbar im Verlauf aller bisherigen Entwicklung hingedrängt hat! — sich in Worten zu äußern, und, in unserem Falle, die Gottheit mit Worten anzurufen; und zwar in einer Sprache und in Worten, die beständig und bei jeder Gelegenheit, sehr melodisch und sinnlich und beständig intimst von Emotion und Temperament durchdrungen und getragen sind!

Man wird sagen können: alles und das wichtigste kommt gerade auf das Wort an — mit Wort und Sprache erst waren ja überhaupt religiöse Riten möglich! — und darauf die Gottheit mit Worten anzurufen. Das Wort aber und die Sprache waren alles in allem: sie waren rein als solche bereits auch Melos und melodisch. — Auf das Wort, das deutliche, artikulierte, begriffsfeste Wort kommt alles an. Es gilt der Gottheit einen Dank, eine Bitte, oder eine Ehrfurcht in möglichst deutlicher Weise zu Gehör zu bringen; und man bringt es ihr zu Gehör in Gestalt von bereits stereotypen heiligen, wenn schon noch sehr primitiven Formeln, die in ihren — vorwiegend interjektionellen! — Bestandteilen sicherlich mit der täglich gesprochenen Sprache — es gibt nichts Heiligeres als diese! — mit der »Prosa des Lebens«, durchaus identisch, vorerst nur zu diesem Zweck und nach strenger, organischer Maßgabe desselben ausgewählt und zusammengestellt sind. Diese Worte und Formeln aber werden zwar durchaus emotionell, und also damit zugleich organisch-melodisch, aber sie brauchen noch keineswegs musikalisch vorgetragen zu werden! — Sie werden also vorgetragen genau mit dem, hier nur gesteigerten und besonders erregten Alltagsgepräge der Emotion, und aus dem primitiven Wort- und Begriffsschatz jener Menschheit heraus. Eine leidenschaftliche Bitte, ein leidenschaftlicher Dank u. s. w. wird wörtlich und völlig »prosaisch« geäußert, wenn schon in bereits geheiligten und abgesonderten rituellen Formeln; aber als ob damals nicht jedes einzige Wort der Sprache noch geheiligt und heilig gewesen wäre! — Wir haben den Akzent auf wörtlich und »prosaisch« zu legen. Und wenn wir also, nochmals!, hier von »Melodie« reden wollten, so könnten wir's



nur in dem Sinne, daß das Wort als solches nichts anderes ist als differenziertes rhythmisch-lautliches Melos selbst und von diesem unablöslich!

Also, um uns zu Nietzsche zurückzuwenden, nicht die ‚Melodie' hat das Wort geboren — nichts weniger als gerade die Melodie hat es geboren! — sondern Urrhythmus und Urmelos hat sich zum Wort differenziert, gesteigert, verdichtet, moduliert.

Und wie nun aber wird das, was wir einzig unter ‚Melodie' verstehen dürfen, im weiteren Verlauf entstanden sein?

Offenbar also nur durch das nunmehr erreichte Wort und seine leidenschaftliche Emotion.

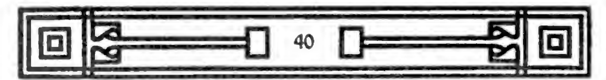
Wenn wir jetzt an die Strophenform der ersten religiös-rituellen »Gesänge« denken, so wird für ihre Entstehung Mimik und Tanz von Wichtigkeit sein; oder besser gesagt: die Bewegung. — Man umkreist das Idol der Gottheit; und zwar in der ersten Zeit sicher in einer durchaus notwendigen und sich von selbst ergebenden Weise.

Wie verhält sich ein Tier, wenn es ein anderes fremdes und wohl gar feindliches stärkeres Tier erblickt und wenn es um dasselbe nicht herumkommt? Es wird dieses Tier in einer Kreislinie umgehen, wird sich ihm, aus Neugier oder welchem Motiv sonst, zu nähern suchen und zugleich instinktiv wieder von ihm zurückweichen, weil es Scheu vor ihm hat. Dieses rhythmische Verhalten geht ja noch bis in die ersten primitivsten Zweikämpfe hinein.

Genau so wird man sich zuerst, und zwar vielleicht noch ohne eine besonders ausgebildete rituelle Pose, der Gottheit genähert haben. Es ist hauptsächlich dieser primitive und völlig natürliche Rhythmus nun, der, ganz absichtslos zunächst und von selbst, das Strophische der lautlich-worthaften Äußerungen bestimmt.

*

Die Hauptsache also ist das emotionelle (interjektionelle) Wort. Der natürlich bedingte Rhythmus der körperlichen Bewegung kommt hinzu, um seine Sätze in einer besonderen Weise zu gliedern. Wort und Satz wird fest in stereotypen sakralen Formen und Formeln, zunächst genau so wie die Sprache des täglichen Lebens ist. Mit den Formeln wird auch der durch die körperliche



Bewegung bestimmte urstrophische Rhythmus fest; und es ist etwas vorhanden, was sich künstlich — aber sicher noch lange nicht abstrakt künstlich! — in einer besonderen Weise zu differenzieren vermag.

Der Hauptfaktor dieser Differenzierung aber und deren Achse ist das **Wort** und mit ihm die differenzierte, nach einer bestimmten Richtung hin gewandte und engagierte Emotion. Denn das Wort und die Emotion ist ja zugleich auch bis ins Intimste hinein der geoffenbarte und bedingende Sinn und Inhalt der körperlichen Bewegung und der Mimik. Es ist der Schöpfer und Ermöglicher wie von Strophe, so auch von Melodie und Musik; es ist deren geoffenbarter Sinn, deren Inhalt, Halt, Rückgrat, deren Schlüssel und Hermeneut.

Also wir haben gesehen: nicht die »Melodie«, wie Nietzsche will, ist das Ursprüngliche, es gibt auch keine »Musikwelt«; das Ursprüngliche ist selbst nicht das Melos, sondern das Ursprüngliche ist der emotionale organische Rhythmus und Urrhythmus, und es ist der emotionale Laut. Das lautliche Melos und Urmelos aber ist eine Etappe zu nichts anderem als dem Worte hin, dem es wohl bereits in der »Tiersprache« ein paar notwendigste Grundwurzeln geschaffen haben wird. Alles übrige aber — was Nietzsche zum Ursprung machte — entsteht erst und kann erst vermöge des Wortes und der Sprache entstehen: eigentliches Melos, rhythmischer Strophenbau, Musik und Melodie. Ohne das Wort würde Urrhythmus und Urmelos niemals zu einem Tanz, zu einer Mimik, zu Strophe, Melos, Melodie und Musik sich haben entwickeln können. Sie bedurften alle erst dieses Anhaltes, dieser Stütze, dieser ihrer höchsten Selbst- und Sinnoffenbarung. Von ihr aus nun aber, dieser Begleiterscheinung und diesem Ausdruck des sich entfaltenden Bewußtseins und einer sich immer mehr organisch differenzierenden Urrhythmik des Seins, beginnen Urrhythmik und Urmelos ganz besondere eigentlichste Bildungen und Gebilde zu entwickeln: Musik, Melodie und eine »Musikwelt«, die, vermöge des Wortes sich neben diesem und außerhalb derselben entfalten. Dieser Prozeß und diese Gebilde, zu wie überaus komplizierten Gestaltungen sie sich nun auch entwickeln, werden freilich nur dann gesund oder überhaupt möglich sein, wenn sie im steten Anschluß



an ihren Untergrund und ihr eigentlichstes Wesen bleiben: an den organisch bedingten Urrhythmus organischer Emotion; sie werden krank, unnatürlich und unmöglich, wenn sie sich künstlich-künstlerisch allzu sehr dieses Untergrundes begeben.

5.

Sehen wir uns nun nach all diesem an, was Nietzsche weiter über das Verhältnis von Ton zu Wort, von Poesie zu Musik ausführt; und untersuchen wir, ob es zu recht bestehen kann.

Nietzsche sagte S. 78: »Die Melodie ist also das erste und allgemeine, das deshalb auch mehrere Objektivationen, in mehreren Texten, an sich erleiden kann« . . . »Die Melodie gebiert die Dichtung aus sich, und zwar immer wieder von neuem, nichts anderes will uns die Strophenform des Volksliedes sagen, welches Phänomen ich immer mit Staunen betrachtet habe, bis ich endlich diese Erklärung fand«.

Er darf sich auf diese Erklärung wirklich nichts besonderes zugute tun, denn sie ist falsch.

Wir sahen das bereits. Aber wir haben uns, selbst wenn wir von Urrhythmus sprechen, noch immer nicht um eine allerwesentlichste Hauptsache bekümmert, und haben sie selbst dann noch nicht gefunden, wenn wir bis zum chemisch-physiologischen Wesen des Urrhythmus vorgedrungen sind. Dieser ist ja nur erst noch eine Bewegung und ein Zustand. Was aber wird sich bewegen, und was wird wichtiger sein, als Urrhythmus? Sagen wir zunächst mal: die Grenzen, innerhalb deren er und seine Gebilde sich bewegen können, sie müssen offenbar höher als er selbst, sie müssen das Höchste und Äußerste sein.

Was aber bezeichnen und bedeuten sie, diese »Grenzen«? Nichts als eine in sich begrenzte, also geformte Wesenheit. Auf diese weisen sie hin. – Und was ist diese Wesenheit? Das, was jede Wesenheit ist, die sie sich zu einem Symbol und Ausdruck geschaffen hat: lebendige Individualität! Aber sie ist Individualität in einem letzten, höchsten, schlechthin, unantastbaren, identischen, lebendig axiomatischen Begriff: sie ist religiöse Individualität! Und das heißt: sie ist Einheit und feste unlösliche



Religio zweier konstanten Formen und Zustände von Individualität; nämlich eine feste Religio von Positio und Negatio. Als ein drittes kommt zu dieser Religio hinzu ihre beständige Eigenschaft als Erscheinung.

Ich habe über dies alles bereits in meinem Buch »Kritik der Taineschen Kunsttheorie« (Akademischer Verlag, Wien) gehandelt. Ich komme später noch ausführlicher darauf zurück. Hier deute ich nur so viel vom Wesentlichsten an.

Urrhythmus und Bewegung ist also noch gar nichts, so lange sie noch nicht als Zustand von religiöser Individualität und an Formen bezw. durch Formen derselben in Wahrnehmung und Erscheinung treten. Alles ist erst das lebendige, bewußtseinbegabte, formale Urprinzip von religiöser Individualität, an dem sie in Erscheinung treten können und das sich an ihnen äußert und aus seinen Tiefen heraus, nach der Urform und dem Urinhalt seiner heiligen Identität, an sie entäußert.

Also müssen wir so formulieren: Nicht die Melodie und auch nicht der Urrhythmus, auch nicht Urmelos ist das erste und allgemeine, sondern religiöse Individualität und die einheitliche dreifache Religio von Individualität! Deren wesentlichste Eigenschaften aber sind jederzeit Emotion und Bewußtsein. Und da, wo diese beiden sich am vollkommensten und umfassendsten äußern, wird Wesenheit religiöser Individualität am stärksten und eigentlichsten sein. Am vollkommensten und umfassendsten aber äußern sie sich im Menschen, in menschlicher Geistigkeit und im menschlichen Wort. Von hier aus erst wird Individualität sich nach all ihren Eigenschaften und Zuständen mit tausendfältigen wundersamsten und differenziertesten Gebilden ausholen und erfassen können; und von hier aus auch erst kommt sie, wie wir sahen, zur melodischen und musikalischen Symbolisierung ihrer urrhythmischen ewigen Bewegtheit.

Ist dies aber alles unabweisbar, so kann der oben zitierte Satz von Nietzsche nicht richtig sein. — Freilich wird es sich ja so verhalten, daß das, was wir eigentlich unter Melodie zu verstehen haben, »mehrere Objektivationen, in mehreren Texten, an sich erleiden kann«; indessen jeder von uns weiß, daß es sich ebensogut umgekehrt verhält, nämlich, daß ein dichterischer Worttext mehrere

musikalischen Objektivationen erleiden kann. Unbegreiflich, daß das Nietzsche nicht sofort in den Sinn kam! — Also weshalb sollte nicht ebensogut dieser letztere Umstand das »bei weitem Wichtigere und Notwendigere« sein?

Wenn nun aber das Wichtigste und Notwendigste religiöse Individualität, oder Religio von Individualität ist, und wenn diese sich am klarsten und umfassendsten in menschlicher Emotion und Bewußtheit und im menschlichen Wort erreicht, dann wird es sich sicher weit eher so verhalten, daß ein dichterischer Worttext überhaupt jedwede eigentlichst musikalische Objektivation erst möglich macht; nämlich sowohl die in engster, unmittelbarster Verbindung mit dem Wort befindliche, wie auch jene andere Erscheinung »reiner Musik«, deren so differenziert artikuliertes Gebilde überhaupt erst verstanden werden kann, wenn Musik sich im langen unmittelbaren Zusammenhang mit Wort und Sprache bis zu einem so starken Grade ausgebildet hat, daß sie die Artikulation der Sprache, nicht bloß die melodische, sondern auch die logisch begriffliche und geistige für unser Gehör und Empfinden innigst organisch in sich aufgenommen hat.

*

Was nun aber deutet die uns allen bekannte Tatsache an, daß eine Melodie mehrere Texte und ein Text mehrere Melodien haben kann, und was erschließt sie uns?

Zunächst müssen wir im Auge behalten, daß eine Melodie nicht jeden Text, und ein Text nicht jede Melodie vertragen kann, was auch immer eine unaufmerksame oder wohl gar frivol saloppe Beobachtung dagegen sagen möge. Die Probe kann jeder so kinderleicht machen, daß wir uns hier den Raum dafür ersparen dürfen.

Wir stoßen hier lediglich auf eine Eigenschaft jeder organisch geformten Wesenheit. Nämlich auf die, daß sie niemals einseitig ist, sondern bis zu einer gewissen Grenze vielfältig, und daß also ein Wort sein Synonymon und sein Ersatzwort, oder seine Synonyma und Ersatzwörter hat. — Nehmen wir hier einmal einen lyrischen Text für ein solches Wort, so wird er nicht bloß selbst mehr oder weniger, bis zu einer gewissen Grenze, zu variieren



sein, sondern auch seine musikalische Metastase. Natürlich kann sein wesentlicher Inhalt und Sinn niemals eine solche Abänderung erleiden, sondern er bleibt ein- für allemal für jede Variation und alle die überhaupt möglich sein können bindend, sie stehen und fallen mit ihm, sind mit ihm möglich und unmöglich. — Und nehmen wir also eine reine musikalische Melodie für ein solches Wort, so hat auch sie ihre Variationen oder Synonyma und auch sie werden sich durch den individuellen Charakter der Melodie ein- für allemal gebunden erweisen, dergestalt, daß sie mit ihm stehen und fallen, möglich oder unmöglich sind.

Worauf aber deutet dies alles hin? Es führt uns offenbar direkt an ein letztes Geheimnis und an eine letzte Identität von Leben und Individualität heran!

Was bedeuten die Synonyma eines Wortes? Sie können nichts anderes bedeuten, als daß eine irgendwie feste Begriffseinheit sich durch eine Anzahl von Phasen und Zuständen bewegen kann. — Und was wird die irgend einer Melodie »synonyme« Melodie bedeuten und anzeigen? Da Wort und Melodie in Laut und Melos wurzelhaft innigst verknüpft sind, offenbar das gleiche und also, daß auch sie sich als irgend eine bestimmte Begriffseinheit durch eine gewisse Anzahl von Phasen und Zuständen bewegen kann. — Die Begriffseinheit der Melodie wird im wesentlichen eine emotionale Einheit sein. Auf nicht anderes aber wird schließlich die Begriffseinheit des Wortes zurückgehen; und so werden beide Einheiten sich in einer Wurzel treffen und vereinen, als in einer höheren, ihnen beiden übergeordneten Identität. — Von wo aus nun aber wird sich der Charakter dieser höheren emotionalen Identität — die uns im übrigen niemals schlechthin erreichbar sein wird! — mehr bestimmen: vom sprachlich-emotionalen oder vom musikalisch-emotionalen Begriff aus? Ich meine vom ersteren, als von dem Prinzip der Form und der Artikulation aus; von seiten der größten und deutlichsten Artikulation her. Also daß wir mit dem Prinzip und Element der Artikulation der diesbezüglichen, mystischen Wesenheit von Individualität am allernächsten kommen würden. (Urrhythmus drängt zur Lautoffenbarung, Lautoffenbarung mit aller Gewalt zur Sprachoffenbarung hin; alles übrige ist Nebensache. Die



Hauptsache ist die erreichte präziseste und deutlichste Artikulation! Von dieser und ihrer höchsten Stufe, dem begrifflichen, geistigen Wort aus wird sich erst alles andere ergeben und ermöglichen. Man sieht also, daß ich die höchste Schätzung, die Schopenhauer und mit ihm Nietzsche der »Musik« zuteil werden läßt, mit aller Bestimmtheit ablehne!)

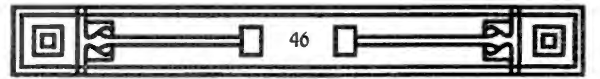
*

Es versteht sich nach all diesem, daß auch Nietzsches fernere Ausführungen nicht richtig sein können. Es verhält sich also in Wahrheit nicht so, daß »in der Dichtung des Volksliedes . . . die Sprache auf das stärkste angespannt« ist, »die Musik nachzuahmen«. Sondern es handelt sich hier um das emotionale Wort, dessen Strophenform aus religiöser Konvention auf eine Weise entstanden ist, wie wir schon früher dargetan haben. Es ahmt weder »Musik« nach, noch auch »Urrhythmus«, sondern es ist durch Individualität gebundener Urrhythmus selbst! Die eigentliche Musik kann hinzukommen und kommt zu allermeist hinzu, aber das ist nicht nötig. Im Uranfang ist sie völlig eins mit dem lautlichen Melos des alltäglichen sprachlichen Ausdrucks mehr oder weniger differenzierter Emotion, und ist sie durch Mimik und Bewegung bestimmtes, getragenes, d. h. möglichst deutliches — damit die Gottheit alles bis ins einzelnste vernehmen kann! — Rezitativ gewesen, und sie ist es weit bis in die historische Zeit hinein geblieben. Die eigentliche Melodie des Volksliedes ist erst ein späteres, im steten engsten Zusammenhang mit dem Wort entstandenes künstliches Gebilde, aus dem emotionalen Spiel mit dem emotionalen natürlichen Wortklang entstanden, begünstigt von der präziseren Artikulation der Sprache.

»Hiermit haben wir das einzig mögliche Verhältnis zwischen Poesie und Musik, Wort und Ton bezeichnet«, schloß Nietzsche ab. — Also: er hat in Wahrheit dies Verhältnis nicht zu bezeichnen vermocht!

Es erledigen sich auch folgende Stellen, auf die wir aber aus besonderen Gründen noch etwas näher eingehen wollen.

Nietzsche sagt, S. 81: »Der Weltsymbolik der Musik ist eben deshalb mit der Sprache auf keine Weise erschöpfend beizukommen,



weil sie sich auf den Urwiderspruch und Urschmerz im Herzen des Ur=Einen symbolisch bezieht, somit eine Sphäre symbolisiert, die über alle Erscheinung und vor aller Erscheinung ist. Ihr gegen= über ist vielmehr jede Erscheinung nur Gleichnis: daher kann die Sprache als Organ und Symbol der Erscheinungen, nie und nirgends das tiefste Innere der Musik nach außen kehren, sondern bleibt immer, sobald sie sich auf Nachahmung der Musik einläßt, nur in einer äußerlichen Berührung zur Musik, während deren tiefster Sinn, durch alle lyrische Beredsamkeit, uns auch keinen Schritt näher gebracht werden kann«.

Was Nietzsche hier ausgeführt hat, ist alles vielleicht sehr »geistvoll«, besonders sehr Schopenhauerisch, nichtsdestoweniger aber verkehrt.

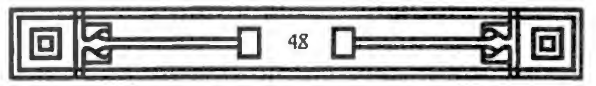
Ganz abgesehen davon, daß »Urwiderspruch und Urschmerz im Herzen des Ur=Einen« durchaus nicht eine Sphäre symbolisiert, die über alle Erscheinung und vor aller Erscheinung ist — denn dieser »Urwiderspruch« und »Urschmerz« ist völlig gerade an die Erscheinung, die eine konstante Eigenschaft und Form von Ur= sein und religiöser Individualität ist, gebunden; beide sind nur soweit denkbar und vorhanden, als Erscheinung selbst vorhanden ist —, abgesehen ferner, daß wir nur in gewisser Hinsicht von Er= scheinung aussagen können, daß sie »nur Gleichnis« sei und so= fort von ihr auch aussagen müssen, daß sie, bei aller Identität von Ursein und Individualität, unbedingt auch diese und unmittel= barste Wesenheit derselben ist, und abgesehen von noch manch anderem, was Nietzsche uns hier bietet und das völlig unhaltbar ist, ist zu sagen: Eine »Weltsymbolik der Musik« gibt es zwar; indessen, wie wir schon sahen, ist sie einerseits erst ermöglicht durch die Sprache und ist sie andererseits nichts als wieder in Urrhythmus aus ihrer formalen sprachlich=geistig=emotionalen Ver= knotung als von einem immanenten Zentrum von Artikulation aus aufgelöste und in Urrhythmus zurückentwickelte Sprache. Nein; sondern: ist sie durch das Wort erschlossenes und ermöglichtes Kunstgebilde von Urrhythmus, wieder in mystisches Dunkel ge= tretenes Wort und in mystisches Dunkel getretene Rhythmik; in welchem Kunstgebilde Emotion von Individualität sich erst nach dem Wort und durch dasselbe und durch die höchste geistig=emo=



tionale Artikuliertheit, die es bedeutet, recht auszuholen, auszuleben und in ihre Umfänge hineinzuleben vermag. — Melodisch-symphonische Strophengebilde zum Beispiel sind nichts als emotionale Wortbegriffe, die sich lautlich entwickeln und ausspielen und eine höhere Identität von Wort und Klang, nämlich eine typisch-identische Grund-Artikuliertheit von Individualität als solche, ausholen und entfalten. — Solche symphonisch-musikalischen Klanggebilde lösen Wortbegriffe in uns aus; oder emotionale Vorstellungen, von denen jeder von uns fühlen kann, daß sie innerlich von Wortbegriffen ausstrahlen. — Das Wort selbst ist ja nichts als zu seinem höchsten, oder tiefsten, geistig-emotionell-bewußten Begriff gelangter und zu ihm erlöster Urrhythmus und ist in irgend einer identischen mystischen Form von Grundartikuliertheit von Individualität fester und gebundener Rhythmus und solche Urbewegung.

»Daher kann die Sprache«, sagte Nietzsche, »als Organ und Symbol der Erscheinungen, nie und nirgends das tiefste Innere der Musik nach außen kehren«. — O, vielmehr: sie ist dies nach außen gekehrte »tiefste Innere der Musik«; und sie ist es als höchste, präziseste, geistige, bewußtheitliche Artikulation und als fest normierte und gebundene Emotion! »Sondern«, fuhr Nietzsche fort, »bleibt immer, sobald sie sich auf Nachahmung von Musik einläßt, nur in einer äußerlichen Berührung zur Musik«. Eine völlig unmögliche und verkehrte Anschauung, nach allem, was wir ausgeführt haben; — »Während deren tiefster Sinn, durch alle lyrische Beredtsamkeit uns auch keinen Schritt näher gebracht werden kann«. — O, was aber wäre dann das Wort?! Löst nicht jedes Wort eine ganz bestimmte Sphäre von Emotion aus? Sicher und gewiß! Wenn freilich das Wort nur seine »Rasse« hat! Aber leider gibt es auch im Bereich der Worte die »Vielzuvielen«! —

Nein, das Wort rührt an eine emotionale Sphäre und löst aus ihr nichts anderes hervor und aus, als die eigensten Bestandteile und Urelemente, aus denen es geworden, oder vielmehr: die sein organischer urrhythmischer Weg zu ihm selbst waren und sind. — Gern wohl blickt es von seiner festen und klaren Begriffssphäre in den Bereich dieses Weges und Werdens seiner selbst und seiner Urumfänge hinein, oder schaukelt sich, wie in einem



höchsten Triumph der Seele, auf ihnen im seligen Spiel, dessen sicher, daß es sich in ihnen nicht verlieren kann, daß sie es selbst sind! . . .

*

Sehen wir uns jetzt noch im Anschluß an dies alles an, was Nietzsche vom letzten Satz der »Neunten Symphonie« gesagt hat.

Der dithyrambische Welterlösungsjubel desselben soll nach Nietzsche dem Schillerschen Gedicht völlig inkongruent sein. Er meint, wir hörten bereits gar nichts mehr von dem Gedicht, und so nur werde diese Inkongruenz übertäubt. »Aller jener edle Schwung«, fährt Nietzsche S. 242 fort, »ja die Erhabenheit der Schillerschen Verse wirkt schon neben der wahrhaft naiv-unschuldigen Volksmelodie der Freude störend, beunruhigend, selbst roh und beleidigend; nur daß man sie nicht hört, bei der immer volleren Entfaltung des Chorgesanges und der Orchestermassen, hält jene Empfindung der Inkongruenz von uns fern. Was sollen wir aber von jenem ungeheuerlichen ästhetischen Aberglauben halten, daß Beethoven mit jenem 4. Satz der Neunten selbst ein feierliches Bekenntnis über die Grenzen der absoluten Musik abgegeben, ja mit ihm die Pforten einer neuen Kunst gewissermaßen entriegelt habe, in der die Musik sogar das Bild und den Begriff darzustellen befähigt und damit dem »bewußten Geist« erschlossen habe? Und was sagt uns Beethoven selbst, indem er diesen Chorgesang durch ein Rezitativ einführen läßt: ‚Ach Freunde, nicht diese Töne, sondern laßt uns angenehmere anstimmen und freudenvollere!‘ Angenehmere und freudenvollere! Dazu brauchte er den überzeugenden Ton der Menschenstimme, dazu brauchte er die Unschuldweise des Volksgesanges.«

Wieder: nichts ist falscher als dies.

Vielmehr: der dithyrambische Welterlösungsjubel ist dem Schillerschen Gedicht durchaus kongruent; und er ist das, was das Wort in der Seele Beethovens auf dem Wege der Reflexbewegung ausgelöst hat als musikalisch-rhythmisches »Synonym«, — denn wir wissen: im bestimmten Bezirk sind synonyme Variationen möglich. Wir wissen ja, daß es außer dem 4. Satz der Neunten auch eine Volksmelodie auf die »Freude« gibt. — Und wenn Nietzsche

behauptet: wir hörten bereits gar nichts mehr von dem Gedicht, weil Chorgesang und Orchestermassen den Text übertäubten, so irrt er sich. — Vielmehr ist uns jeden Augenblick der Text der Dichtung in der Seele und begrifflich emotional gegenwärtig, sobald nur die ersten Akkorde dieses vierten Satzes der Neunten anheben; ganz abgesehen davon, daß der Text gar nicht vollständig übertäubt werden kann, und daß jedes einzige Wort, das wir heraushören, geradezu unbeschreiblich stark wirkt. —

Die Schillerschen Verse sollen neben der Musik der Neunten oder der einfachen Volksweise roh und beleidigend wirken.

Wie aber könnten Schillers Verse »edlen Schwung« oder »Erhabenheit« haben, wenn dies wirklich der Fall wäre, oder was wäre dann jener edle Schwung und jene Erhabenheit? — Nein, jeder der schon mal die Volksmelodie auf die »Freude« gesungen hat, weiß, daß sie nicht denkbar sein würde, ohne das Schillersche Wort! — Und er weiß ferner, daß ihn die Weise an sich sogleich unwillkürlich zu dem Text Schillers hinleitet. Und ferner weiß er, daß dieser Text nicht nur die Liedweise, als eine Art von emotionalem Jauchzen über die Fülle des textlichen Inhaltes, sondern ungleich mehr als die bloße Weise auslöst; ungleich differenziertere, umfänglichere und mannigfaltigere Vorstellungen und Sensationen. Der Text ist edler und feiner, obschon schlichter; er ist tiefer als die Weise, und diese als solche, und selbst in dem 4. Satz der Neunten, sagt nichts, als was der Text gleichfalls vermöchte und in sich beschlösse.

Ich kann aus eigener Erfahrung sagen, daß der Text von Schillers Freude mir stets eine mächtige, ja unbändige Ekstase ausgelöst hat; nicht sowohl durch sein sprachliches Melos, als durch seinen gewaltigen Ideen-, Begriffs- und Vorstellungsgehalt. Eine Ekstase, die mir die mächtigsten Visionen und Ideenverbindungen auszulösen pflegte und die zugleich auch ganz unmittelbar und spontan eine ungemein stark musikalische war, so daß ich wohl als junger Mensch unwillkürlich jauchzende Schreie ausgestoßen habe, oder daß ich wohl auch ganze musikalische Sätze frei komponierte.

Als ich aber zum erstenmal in meinem Leben die Neunte und ihren 4. Satz hörte, da habe ich — und mit mir wohl jeder, der



nicht total ein »Zoon amouson« ist — nichts anderes gefühlt, als daß dieser 4. Satz der vollendetste musikalische Ausdruck für Schillers »Freude« ist, und daß neben ihm ein anderer gar nicht mehr denkbar sein kann! —

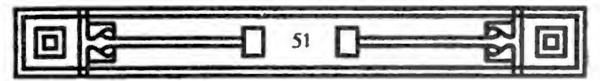
Und ich will noch ein anderes berichten, was wohl auch interessant ist. So oft ich mir das »Lied an die Freude« laut vordeklamierte — und ich habe es mir als junger Mensch mehr als einmal vordeklamiert — hatte ich bei den Zeilen:

»Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder überm Sternenzelt
Muß ein großer Vater thronen!«

kosmische Visionen, halb rhythmisch=emotionaler, halb begrifflicher Art von einer unbeschreiblichen Gewalt und Intensität, mit einer Fülle spontaner Ideenassoziationen, denen ein weitausgreifender prächtiger, sehr starker parabolischer Rhythmus fühlbar zu Grunde lag.

So oft ich die Neunte bisher gehört habe, fand ich jedesmal in dem unvergleichlich herrlichen vierten Satz genau dieses Erlebnis zum vollkommensten und hinreißenden musikalischen Ausdruck gebracht; mir Beweis genug, daß Beethoven von dem Text des Schillerschen Liedes genau das gleiche Erlebnis erfahren haben muß, wie ich. Es erneuerte sich mir also bloß, während ich das große Tonwerk hörte, und Schillers Text wie Beethovensche Musik hatten sich in eine dritte Einheit und Identität eines artikulierten parabolischen Rhythmus geeint; in eine übersinnliche, nur der Emotion zugängliche Form einer ungeheueren tönenden Parabel, deren musikalisches Symbol im vierten Satz der Neunten deutlich genug zutage tritt; in jenem so überwältigenden beständigen Jauchzen im äußersten Fortissimo; in jenem stürmisch und unermeßlich empordrängenden, wirbelnden Jubel, mit dem hier sicherlich das musikalische Melos noch über sich hinausgeht und in eine unbezeichenbare höhere Identität sich erhebt, in dem es etwas »unmelodisch« Urelementares wird; das Ganze eine der unerhörtesten und wundersamsten Großtaten des musikalischen Genies.

Aber dieser parabolische Jubel: was löst er in uns nicht sonst noch alles aus!



So oft ich die Neunte hörte, drängte sich mir mit elementarster Notwendigkeit stets dies auf: diese mächtigen, jauchzenden Tonparabeln sind die Stimmen der Cherubim, die in gewaltigen Scharen jauchzend gegen Gottes Thron andringen; vielleicht, um ihm die große Versöhnung der Menschheit zuzujubeln.

Eine mythologische Vorstellung, wird man sagen; und dennoch ist es mehr als eine solche! Es ist eine unmittelbare, identische Wahrheit! Es ist eine Tatsache. Es ist eine ganz identische zwingendst notwendige unmittelbare Vorstellung; es ist irgend eine identische notwendige Erfahrung der Emotion.

Es handelt sich aber um folgende Tatsache. »Cherubim« ist ein hebräisches Wort und bedeutet wörtlich »Feuerschlangen«. Diese »Feuerschlangen«, seine »Helden und Heiligen, die vor Seinem Throne stehen«, sind bei »Gott«; sie gehen beständig von ihm aus und kehren beständig zu ihm zurück. (Gott=Gattung=Individualität und Religio von Individualität.)

Ich empfinde eine kosmische, feurig glühende, übergewaltige Nebelmasse. Diese hat einen Kern und Mittelpunkt, der in Rotation ist. Durch diese Rotation lösen sich ungeheuere Massen von ihr los und schießen als schlangenförmige, spiralige, feurige Gasmassen in den Weltenraum hinein, bis zu einer mystischen Grenze, wo sie sich zusammenballen, um fortan um den Sonnenrest der zeugerischen Urmasse herum zu kreisen, nach Zentrifugal- und Zentripedalgesetzen sich ihr allmählich wieder zu nähern. Jedes dieser runden siderischen Wesen ist wörtlich ein »Cherub«, und ist es im umfänglichsten und allereigentlichsten Verstand: eine zusammengeballte spiralige »Feuerschlange« Gottes (d. h. der Gattung; denn alles ist heilige Gattung und Individualität!), in welcher Gestalt sie in den Raum bis zu der ihr bestimmten Grenze gedrungen ist.

Wie ist sie in den Raum gedrungen? Wie hat sie sich losgelöst, wie ist sie von ihrem Ursprunge aus »entsandt« worden? Jede mit einem und mit ihrem übergewaltigen Laut. Dieser Laut steht in einem genauen und unabtrennbaren Verhältnis zu ihrem Volumen. Und genau mit diesem Laut, oder doch mit irgend einer genauen Potenz und Modifikation desselben wird sie sich als siderisches Wesen von nun an um ihren Ursprung bewegen.



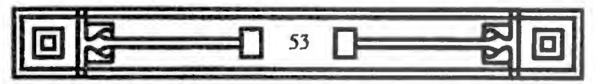
Zu was aber entwickelt sich dieser von dem Volumen des siderischen Wesens unabtrennbare — schließlich wohl mit diesem gar identische — Laut? Nun, nichts anderes sind sämtliche Erscheinungen, Laute und Sprachen aller anorganischen und organischen Erscheinungen des Cherubs, bis zu dem leisesten Summen der winzigsten Mücke hinein! — als die Entfaltung genau dieses Volumens, Tons und Lautes! Und was sind alle diese organischen Wesen, die diesen Laut und diese Sprache von sich geben? Nichts als Er selbst, dieser Cherub, diese Feuerschlange, die sich durch all diese organischen Wesen selbst als ein lebendiges Wesen mit latentem Urbewußtsein, das sie zu Bewußtsein entfaltet, entwickelt. Und was bedeuten alle diese Wesen? Nichts als die Metastasen, das Werden von Urindividualität und »Gott« und Gattung. Und was bedeuten sie sonst? Nichts als immer nur ein und das gleiche und einzige zeugende Paar! Und dieses Paar ist der Sinn, das Leben, die Seele dieses Cherub, ist durchaus und in jedem nur denkbarem Verstande er selbst! — Und er ist Individualität, und Individualität ist Ein tiefst aneinander wie ineinander verlorenes Paar!

Dürfen wir also noch an »Cherubim« glauben? Vielmehr: wir *wissen* sie! Und — sie *wissen* sich *selbst*! — Könnte damit eine sehr große Weltenstunde ihr großes, heiliges Eins geschlagen haben?

Also wirklich: »Ach Freunde, nicht diese Töne, sondern laßt uns angenehmere anstimmen und freudevollere!« ...

6.

Man wird mir das längere Verweilen bei diesen Stellen der »Neunten« zugute halten. Ich hatte für einen besonderen Zusammenhang dieses Buches, der, wie ich schon eingangs hervorhob, nichts weniger als nebensächlich ist, das alles vonnöten. Wir werden im ferneren Verlauf sehen, wie weit uns alle diese Ausführungen über das Verhältnis von Wort und Musik noch vonnöten und nützlich sein werden. — Was Nietzsche anbetrifft, so habe ich, denke ich, dargetan, daß seine Ausführungen mehr dichterische Äußerungen eines subjektiven Temperamentes, als Resultat eines



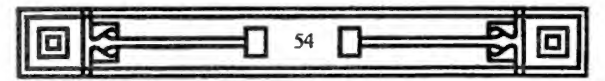
einschlägigen Wissens, und daß sie keinen wissenschaftlichen Wert beanspruchen können. Und ich habe damit zugleich gezeigt, daß Nietzsche sich, zunächst hier, als nichts weniger denn ein taktfester Denker zeigt.

Ich fürchte, nicht minder willkürlich haben sich seine Begriffe von »apollinisch« und »dionysisch« erwiesen. Sie sind lediglich subjektive Begriffe, die vielleicht gar, wenn sie durch wissenschaftlichere, aus dem Entwicklungsgesetz hergeleitete, ersetzt würden, kaum auch noch in einer geeigneten und entsprechenden Umformung aufrecht erhalten werden können; denn sie sind schließlich überwundene künstliche dualistische Begriffe. Sie fallen mit dem ganzen antiquierten metaphysischen Apparat Schopenhauerscher Philosophie, mit dem sie ja völlig und kaum abtrennbar verwachsen sind.

Ich fürchte ferner, daß sich auch alles das, was Nietzsche des weiteren über die Entwicklung der attischen Tragödie ausführt, so viel Treffliches und hier und da auch im wesentlicheren Richtiges es beibringt, im ganzen nicht unbeanstandbar erweist.

Aber es darf uns hier nichts besonderes angehen, was Nietzsche über die attische Tragödie schreibt. Eher könnten wir uns noch ein wenig dabei aufhalten, was er über den Untergang dieser Tragödie denkt. Denn hier, an diesem kritischen Punkte, haben wir so recht eine Gelegenheit, zu erkennen, wo es mit ihm später hinauswill . . .

Den Todeskampf der attischen Tragödie hat Euripides gekämpft. Aus der Tragödie des Euripides entwickelt sich die spätere Kunstgattung der neueren attischen Komödie. Die alte Form der Tragödie wird also in jenen seltsamen Zeiten, wo die Seele der griechischen Rasse ihren »Sensibilitätspunkt« offenbart – was indessen, wie wir schon früher sahen, Nietzsche nicht einen Augenblick zu sehen und würdigen vermocht hat! – und mit ihm in höhere und fernere Zusammenhänge der Mittelmeerkultur und des Christentums einzumünden beginnt, von der Komödie abgelöst. – Nun immerhin: Diese neue attische Komödie ist nicht nur die Mutter der späteren Komödie des Plautus und Terenz, sie ist auch die Mutter der modernen Komödie; ja! sie wird die Mutter des ganzen späteren Dramas sein!



Gerade dies aber ist es, was Nietzsche weder würdigt, noch überhaupt bemerkt; oder was er ein- für allemal verachtet. Ihm ist die Tragödie des Euripides und die neuere attische Komödie nichts als der Untergang der alten Tragödie, und sie ist ihm nichts als Dekadence, der gegenüber nur die Hoffnung auf eine endliche Wiedergeburt der Tragödie bleibe. –

Aber sehen wir uns an, was er an dieser Stelle, von der aus er dann auf das Wagnersche Musikdrama kommen wird, ausführt.

Es heißt S. 151: »Wenn die alte Tragödie durch den dialektischen Trieb zum Wissen und zum Optimismus der Wissenschaft aus ihrem Gleise gedrängt wurde, so wäre aus dieser Tatsache auf einen ewigen Kampf zwischen der theoretischen und der tragischen Weltbetrachtung zu schließen; und erst nachdem der Geist der Wissenschaft bis an seine Grenze geführt ist und sein Anspruch auf universale Gültigkeit durch den Nachweis jener Grenze vernichtet ist, dürfte auf eine Wiedergeburt der Tragödie zu hoffen sein: für welche Kulturform wir das Symbol des musikliebenden Sokrates . . . hinzustellen hätten.«

Hier ist eigentlich schon der Punkt, wo sich uns Nietzsches eigene persönliche Tragik nicht nur andeutet, sondern nahe tritt.

Wir wollen es einen Augenblick mit dem »Optimismus der Wissenschaft« sein Bewenden haben lassen, obschon nichts einen solchen rechtfertigt; denn die Wissenschaft ist von allem Anfang an weder optimistisch noch pessimistisch, sondern positiv. Aber ist es denn wirklich gestattet, im Ernst von dem »ewigen Kampf zwischen der theoretischen und der tragischen Weltbetrachtung« zu sprechen?

Zunächst, meine ich, ist ein solcher Gegensatz überhaupt unhaltbar und entbehrt begrifflicher Präzision. Denn ist denn eine tragische Weltbetrachtung, weil sie tragisch ist, keine theoretische und keine Theorie? Gewiß: auch sie ist, mag sie auch immer tragisch sein, theoretisch! Es kann denn doch wohl nur eine einzige Theorie geben. Sie kann tragisch, pessimistisch, optimistisch oder wer weiß was sein; unter allen Umständen ist sie Theorie. – Und sagen wir nur gleich: alle jene ihre besonderen Eigenschaften werden schließlich auf eine einzige und eigentliche hinausgehen: nämlich auf eine positive. – Aber Nietzsche meint offenbar einen ganz

anderen Gegensatz; nämlich den zwischen einer wissenschaftlichen und einer religiösen Weltbetrachtung, und er meint einen ewigen Kampf zwischen Wissenschaft und Religion.

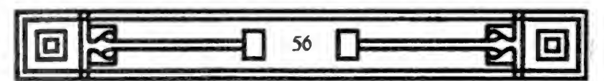
Ist denn aber ein solcher Gegensatz in Wahrheit vorhanden?

Was könnte, scheint es, gerade heute selbstverständlicher sein, als das! Und dennoch wäre und ist es zu beanstanden; und ich meine, es ist sogar höchste Zeit, daß es beanstandet wird!

Es ist wahr, die griechische Religion erlebte mit der Tragödie ihren Untergang. Als was aber stellt sich wohl die Wissenschaft resp. die wissenschaftliche sokratische Dialektik dar, die ihr nach althergebrachter Fabel den »Untergang« bereitet haben soll? Wie ist diese Dialektik entstanden?

Ich meine, dieser »Untergang« war bereits besiegelt, als Thales zu philosophieren und über den Ursprung der Dinge wissenschaftlich zu philosophieren begann! — Was aber war wohl und ist Thales, und was ist der Philosoph der griechischen Antike? Ich meine, er entpuppt sich, bei Licht besehen, lediglich als der antik griechische Priester, der sein Wissen von den religiösen Dingen und sein beständiges Nachdenken über dieselben freier zu entfalten begann; von einem durch das allgemeine sozietäre Leben der Rasse und ihre Entwicklung bedingten kritischen Zeitpunkte an.

Bereits damals ging die alte Religion unter; oder besser: sie metastasierte sich durch den »Priester«, der außerhalb der religiösen Institution und ihres Apparates sich stellte. Auf was aber mußte dieser frei philosophierende, wissenschaftliche »Priester« hinaus, als auf die Sophistik und schließlich auf Sokrates? Und als was anderes stellt dieser letztere sich dar, als Wissenschaft werdende und gewordene religiöse Theorie, aus allen innersten organischen Zusammenhängen der Rasse und ihrer Entwicklung heraus Wissenschaft gewordene religiöse Theorie? — Religion war hier lediglich durch diese besondere griechische Rasseform hindurch zu ihrem Ausgangspunkt zurückgekehrt: zur Individualität als solcher und im besonderen zu menschlicher Individualität. Die sophistische Dialektik und Sokrates hatten es mit dem Menschen zu tun; was eigentlich, recht betrachtet, von vornherein und im Keim das punctum saliens der ganzen griechischen Philosophie war...



Die griechische Philosophie war von Thales an, der orientalisch phantastischen und transcendentalen gegenüber eine irdische, eine auf den Menschen gerichtete, man möchte sagen, eine im höchsten Sinne praktische und reale Philosophie ...

*

War sie aber oder wurde sie wissenschaftliche Theorie, so war sie doch nichts anderes als eine notwendige Metastase religiöser Theorie, priesterlich religiösen Nachdenkens, wie es in jeder Religion, neben dem Nachdenken über die Kultformen und deren Einrichtung, von den Priestern, meist in den Mysterien, gepflegt wurde.

Versteht man, worauf ich hinauswill? Nur darauf, daß ein wesentlicher Gegensatz zwischen Wissenschaft und Religion durchaus nicht besteht. In allen alten Kulturen, schon vor der griechischen, war das Wissen bei den Priestern und wurde auch die Wissenschaft von den Priestern getrieben. Das, was später eigentliche und abgetrennte Wissenschaft war, war im letzten Grunde trotzdem nichts als der nur aus dem Bereich des Kultbezirkes herausgetretene Priester. Hat er sich später auch von der »Religion« sehr weit, bis zum scheinbar feindlichsten Gegensatz, weg entwickelt: er muß, wie alles in irgend einer Weise, zu seinem religiösen Ursprung und Ausgang zurück. (Sicher das, was morgen das vollendete Schicksal der modernen Wissenschaft sein wird, und was es heute schon zu sein beginnt!)

Den höchsten und vollendetsten Abschluß aber bedeutete in unserem in Rede stehenden Zusammenhang Plato; und gerade er wird typisch bleiben für den notwendigen inneren Zusammenhang von Religion und Wissenschaft! Die alte Kultform war zerbrochen; sie war es ja sogar, in einem gewissen Sinn, gerade auch von dem Augenblick an, wo der dionysisch-religiöse Kult zum künstlerischen Schau- und Bühnenspiel der Tragödie selbst geworden war! Und der lebendige Priester — der sich von dem offiziellen Kultwärter abgelöst hatte — führte das religiöse Denken als Philosoph und als Wissenschaftler weiteren Vollendungen entgegen, bis er mit Plato in den großen Zusammenhang der christlichen Ära eintrat. —



Was soll man nach diesem nun dazu sagen, wenn Nietzsche schreibt: »erst nachdem der Geist der Wissenschaft bis an seine Grenze geführt ist und sein Anspruch auf universale Gültigkeit durch den Nachweis jener Grenze vernichtet ist, durfte auf eine Wiedergeburt der Tragödie zu hoffen sein: für welche Kulturform wir das Symbol des musikliebenden Sokrates ... hinzustellen hätten?«

Wie geradezu arm muß uns eine solche Hoffnung erscheinen!

Muß es denn wirklich jedesmal wieder so kommen, daß, wenn die Wissenschaft ihre Rolle ausgespielt hat, der »Mythus« wiedergeboren wird und Tragödien gedichtet werden? Und wie, wenn die Wissenschaft nun den »Mythus« endgültig erledigt hat? Oder hat sie ihn nicht erledigt? Nun, wenn wirklich nicht: inwiefern nicht, und was besagt es noch?

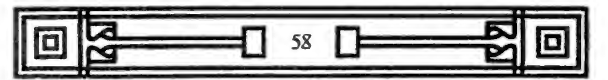
Enthüllt sich uns nicht auf das deutlichste der humanistische Epigone und Dekadent, der nicht imstande ist, über seinen beschränkten ästhetisch-artistischen Gesichtspunkt hinaus zu dem einzig fruchtbaren religiösen zu gelangen? Oder ist Nietzsche später etwa dennoch zu diesem letzteren gelangt? Wir sagen bereits jetzt ein entschiedenstes Nein! –

*

Aber das alles sind Dinge, auf die wir erst gelegentlich der späteren Hauptwerke Nietzsches ausführlicher eingehen können.

Nietzsche ist im übrigen wirklich der Ansicht, daß heute der Mythus und mit ihm die Tragödie aus der Musik wiedergeboren werden könnte. – Obgleich sich doch eigentlich, dächten wir, inzwischen und nachgerade der alte Sokrates so gar sehr und breit zu dem »wissenschaftlichen« und »theoretischen« Menschen ausgewachsen hat. – Sagt doch Nietzsche S. 157 selbst: »Unsere ganze moderne Welt ist in dem Netz der alexandrinischen Kultur befangen und kennt als Ideal den mit höchsten Erkenntniskräften ausgerüsteten, im Dienst der Wissenschaft arbeitenden theoretischen Menschen, dessen Urbild und Stammvater Sokrates ist.«

Aber was sagen wir nun, um auf seine weiteren Zusammenhänge einzugehen, zu folgendem Satz auf S. 159: »Man soll es merken: die alexandrinische Kultur braucht einen



Sklavenstand, um auf die Dauer existieren zu können: aber sie leugnet in ihrer optimistischen Betrachtung des Daseins die Notwendigkeit eines solchen Standes und geht deshalb, wenn der Effekt ihrer schönen Verführungs- und Beruhigungsworte von der »Würde des Menschen« und der »Würde der Arbeit« verbraucht ist, allmählich einer grauenvollen Vernichtung entgegen.«

Der »Sklavenstand« und dies alles sieht bereits verzweifelt nach dem späteren Nietzsche aus. — Im übrigen meinen wir, daß es unmöglich mit der »grauenvollen Vernichtung« so schlimm werden kann, wie Nietzsche, berauscht von »tragischer Kultur« wie er ist, hier so gar gruselich akzentuiert, wenn bereits über den »theoretischen Menschen« der Antike, über Sokrates, Plato und den Alexandrinismus der Christus erreicht wurde! — Wer weiß wie sehr guter Hoffnung wir, nach solcher Analogie, heute sein dürfen!

Nietzsche seinerseits freilich weiß seine Hoffnungen vorderhand in weiter nichts gipfeln zu lassen, als in folgender, gewiß sehr temperamentvollen Apostrophe S. 176: »Die Tragödie sitzt inmitten dieses Überflusses an Leben, Leid und Lust, in erhabener Entzückung, sie horcht einem fernen, schwermütigen Gesange — er erzählt von den Müttern des Seins, deren Namen lauten: Wahn, Wille, Wehe. — Ja, meine Freunde, glaubt mit mir nur an das dionysische Leben und an die Wiedergeburt der Tragödie. Die Zeit des sokratischen Menschen ist vorüber: kränzt euch mit Epheu, nehmt den Thyrsusstab zur Hand und wundert euch nicht, wenn Tiger und Panther sich schmeichelnd zu eueren Knieen niederlegen. Jetzt wagt es nur, tragische Menschen zu sein: denn ihr sollt erlöst werden. Ihr sollt den dionysischen Festzug von Indien nach Griechenland geleiten. Rüstet euch zu hartem Streite, aber glaubt an die Wunder eures Gottes!«

Von der auf diese Stilblüte folgenden Vorapotheose Wagners und seines Musikdramas, die den ganzen übrigen Inhalt der »Geburt der Tragödie« ausmacht, wollen wir hier nicht weiter sprechen. Wir bekommen ja noch die eigentliche Apotheose Wagners in der betreffenden »Unzeitgemäßen Betrachtung«.

*



Ahnten wir bereits bisher dies und jenes von der Physiognomie des späteren Nietzsche vor: noch ungleich deutlicher markiert sie sich in den kleinen interessanten Arbeiten, die die Taschenausgabe aus dem Nachlaß jener Zeit veröffentlicht.

Da ist zunächst der Aufsatz: »Der griechische Staat. Vorrede zu einem ungeschriebenen Buch« (1871).

Was uns auch hier vom ersten Satz ab sofort in die Augen springt, ist Nietzsches Neigung, dem augenblicklichen Einfall und Temperament fast besinnungslos nachzugeben und eine Sache zu outrieren. Wir werden später noch sehen, daß damit eine Nötigung in Zusammenhang steht, nicht minder leidenschaftlich und besinnungslos einen solchen früheren Standpunkt durch den schroff gegensätzlichen aufzuheben. Am eklatantesten ist dies ja in seinem ersten und späteren Verhalten Richard Wagner gegenüber. Aber diese in einem allzu spontanen Nachgeben dem Einfall gegenüber bestehende Eigenschaft geht sogar so weit, daß Nietzsche – es mußte dies noch begünstigt werden durch seine nachherige, meist zusammenhangslos-willkürliche, so überaus nervöse aphoristische Form – sich, und zwar nicht bloß in Einzelheiten, nur zu oft auch in ein und derselben Schrift widerspricht.

Es heißt S. 207 in Fortsetzung des Anfangspassus, in dem er ein geradezu bis zum unmöglichen verzerrtes Bild moderner Kulturzustände gegeben hat, zum Beispiel folgendermaßen:

»Aus diesem entsetzlichen Existenzkampfe können nur die Einzelnen auftauchen, die nun sofort wieder durch die edlen Wahngebilde der künstlerischen Kultur – (die wir aber doch eigentlich, denke ich, nach Nietzsche selbst gar nicht mal haben?) – beschäftigt werden, damit sie nur nicht zum praktischen Pessimismus kommen, den die Natur als die wahre Unnatur verabscheut.«

Nietzsche ist, wie bereits in der »Geburt der Tragödie« ernstlich der Meinung, daß »künstlerische Kultur« und einzig sie fähig sei, solchen Pessimismus zu verhüten! Aber erstlich: wo in aller Welt sollte denn in einem so gar »entsetzlichen Existenzkampf« nur die Wurzel und die Möglichkeit einer solchen künstlerischen Kultur vorhanden sein können? Und zweitens: es ist die älteste der Erfahrungen, daß eine schöngeistige Kunst eher Pessimismus nährt und steigert, als daß sie ihn verhüten könnte; denn man ist sich

ja bewußt, daß man nichts als ein schönes, artistisches Truggebild genießt. Wieviel unmöglicher müssen seine Reizungen und wie viel unerträglicher müssen sie das Leben und den Alltag machen, den man zu leben ja doch durchaus genötigt ist! – Aber ist wahre Kunst wirklich nichts als ein einem »entsetzlichen Existenzkampf« entgegengestelltes »Trug- und Wahngebilde?« Wirklich? –

Doch weiter! – »In der neueren Welt, die, zusammengehalten mit der griechischen, zumeist nur Abnormitäten und Centauren schafft« ... Fürchterlich! Geradezu fürchterlich! – Ist dies nicht so recht der artistisch-humanistische Dekadent, der das geschrieben hat? Der Humanist und Dekadent, der niemals einsehen wird, daß der künstlerische Mensch, in seiner artistisch-formalistischen Abstraktion, ein völlig wertloses Unding ist, und daß alles vor allem auf den »religiösen Menschen« und auf die große tragende religiöse Stimmung und Kraft einer Nation oder einer Rasse ankommen muß; wie denn sicher auch in Alt-Hellas, ganz entgegen Nietzsches Meinung, der »künstlerische Mensch« ein erbarmungswürdiges Nichts gewesen wäre ohne den tragenden, noch immer starken und sich sogar noch vervollkommenden religiösen Untergrund der Rasse!

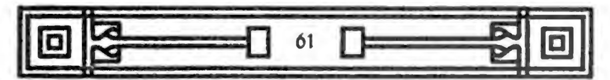
Und was sagen wir, bereits hier, zu Velleitäten wie die folgende? S. 208: »In der neueren Zeit bestimmt nicht der kunstbedürftige Mensch, sondern der Sklave die allgemeinen Vorstellungen. (Unsere brave Demokratie als »der Sklave!«); als welcher seiner Natur nach alle seine Verhältnisse mit trügerischen Namen bezeichnen muß, um leben zu können. Solche Phantome wie die »Würde des Menschen«, die »Würde der Arbeit«, sind die dürftigen Erzeugnisse des sich vor sich selbst versteckendenden Sklaventums.« –

Wieder: fürchterlich! Geradezu fürchterlich! – Jener »Moraltrompeter von Säkkingen«, der auch seinerseits von einer solchen »Würde des Menschen« wußte, würde also nach dieser Logik gleichfalls eine solche Sklavenseele sein? ...

*

Aber wir stoßen bereits auf die allerbösesten Sachen!

So heißt es S. 210: »Damit es einen breiten, tiefen und ergiebigen Erdboden für eine Kunstentwicklung gebe (O gewiß!



Alles, alles, aber auch geradezu alles kommt nur und einzig auf eine solche an!), muß die ungeheuere Mehrzahl im Dienste einer Minderzahl, über das Maß ihrer individuellen Bedürftigkeit hinaus der Lebensnot sklavisch unterworfen sein.«

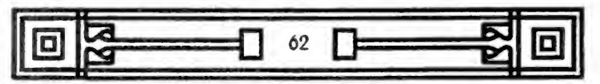
Klingt das nicht, wohl auch gar schon für ein psychiatrisches Ohr, geradezu bedenklich »stramm«?! – Im übrigen soll es natürlich von antik griechischen Verhältnissen abstrahiert sein, und der letzte der Humanisten überträgt es besinnungslos auf unsere heutigen europäischen Zustände! – Also all die große und gewaltige zivilisatorische und kulturelle Arbeit Europas ist wirklich nur dazu da, daß ein paar Artisten erzeugt und aufrecht erhalten werden?!

Aber es heißt sogar S. 211: »Das Elend der mühsam lebenden Menschen muß noch gesteigert werden, um einer geringen Anzahl olympischer Menschen die Produktion einer Kunstwelt zu ermöglichen.« – Ist dies nicht bereits geradezu ein perverses Empfinden, ganz abgesehen von der Unwissenheit, die sich nach einschlägiger Richtung hier allerdeutlichst verrät?

Diese Zitate aber würden kein Ende nehmen. Wir sind genötigt, uns hier nur noch auf ein paar zu beschränken.

Was sagen wir zu folgenden Sätzen? – S. 219: »Wer den Krieg und seine uniformierte Möglichkeit, den Soldatenstand, in bezug auf das bisher geschilderte Wesen des Staates (Wir gaben vorhin eine leise Ahnung von diesem »Wesen«!) betrachtet, muß zu der Einsicht kommen, daß durch den Krieg und im Soldatenstande uns ein Abbild, oder gar vielleicht das Urbild des Staates vor Augen gestellt wird.«

Ich weiß nicht: wenn man sich vom Staat aus gewissen Eigenschaften, die er mit der Zeit ausgebildet hat, einen abstrakteren Begriff zieht, mag hier eine gewisse Wahrheit ausgesprochen sein. Aber ein solcher Begriff – es wird nur zu viel mit ihm operiert! – ist unstatthaft. Vielmehr: das »Urbild des Staates« ist ein durchaus »friedliches« Gebilde: es ist die zum Patriarchat erweiterte Ehe und Familie! Möchten wir doch endlich wieder diesen allerwesentlichsten Begriff gehörig ins Auge fassen! Nur er, und einzig er wird uns über alle unsere heutigen Krisen hinweghelfen und uns auch noch dem gegenwärtigen Staat gegenüber gerecht machen können!



Aber es geht in dem Ton weiter. — S. 220: »In den höheren Klassen spürt man schon etwas mehr, um was es sich bei diesem innerlichen Prozeß im Grunde handelt, nämlich um die Erzeugung des militärischen Genius — den wir als den ursprünglichen Staatengründer kennen gelernt haben.«

Mir ist nicht bewußt, bei welcher Gelegenheit Nietzsche es auch nur im bescheidensten Maße gelungen wäre, den »militärischen Genius« als »den ursprünglichen Staatengründer« uns zu beweisen. — Nein! Es verhält sich ganz und gar anders! Es gibt nur einen »staatengründenden« Genius, und er ist der religiöse Genius in seiner reinsten und eigentlichsten Form; diese Form aber wird die des »Adam« sein. Es wird sich um den Genius handeln, der wie jede andere spätere soziale Einzelfunktion, so auch die »militärische« in sich beschließt.

S. 221 heißt es ferner: »Das eigentliche Ziel des Staates, die olympische Existenz und eine neue Zeugung und Vorbereitung des Genius, dem gegenüber alles andere nur Werkzeuge, Hilfsmittel und Ermöglichungen sind« u. s. w.

Nein! Die wesentlichste, die Kardinalaufgabe des Staates ist vielmehr die Aufrechterhaltung, Sicherheit und Weiterentwicklung jenes seines »Atomons«, ohne welches ja seine Existenz schlechterdings unmöglich wäre: die Aufrechterhaltung, Sicherheit und Weiterentwicklung der Ehe und der Familie. Diese seine religiöse Aufgabe steht im nächsten Betracht; alles übrige ist ihr gegenüber Nebensache. Was nun aber daneben die Erzeugung des »Genius« anbelangt, so liegt darin sicher eine Wahrheit: indessen eine, der, wie uns später noch auf das Drastischste augenfällig werden wird, Nietzsche Zeit seines Lebens nicht einen Augenblick wirklich gewachsen war. —

*

Ein anderer dieser kleinen Aufsätze handelt über »das griechische Weib«.

Auch er strotzt geradezu von Beweisen dafür, wie Nietzsche sich zeitlebens in gewissen seiner Haupt- und Grundansichten völlig gleich geblieben ist. Und von vornherein gibt es hier nichts als apodiktische Behauptungen.

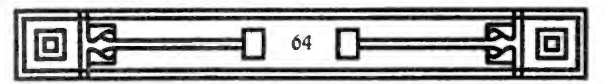


Man nehme zum Beispiel folgenden Satz auf S. 225: »Plato gibt dem Weibe völlige Teilnahme an den Rechten, Kenntnissen und Pflichten der Männer und betrachtet das Weib nur als das schwächere Geschlecht, das es in allem nicht gerade weit bringen werde, ohne ihm deshalb das Anrecht auf jenes alles streitig zu machen. Dieser fremdartigen Anschauung haben wir nicht mehr Wert beizulegen als der Vertreibung des Künstlers aus dem Idealstaate: es sind dies kühn verzeichnete Nebenlinien.«

Wie recht hat Plato und wie verkehrt ist Nietzsches Kritik!

Plato gibt dem Weibe im Bereiche seiner Politeia völlige Teilnahme an den Rechten, Kenntnissen und Pflichten der Männer. Plato tut dies mit Recht. Er ist sogar durchaus genötigt, dies zu tun. — Hatte der griechische Mann sich seit der Vorzeit, wo das Verhältnis von Mann und Weib sicherlich ein patriarchalisches war und in einer genauen Proportionalität der beiderseitigen Funktionen stand, auf eine außerordentliche Kulturhöhe hinauf entwickelt, so war er der Vorzeit gegenüber zu dem Weibe in ein Mißverhältnis geraten, zu einer disharmonischen Proportionalität, die auf die Dauer völlig unmöglich sein mußte. Natürlich: das Weib bleibt — wenn wir diesen höchst dummen und unzulässigen Ausdruck hier mal noch einen Augenblick gebrauchen wollen — das »schwächere Geschlecht«; d. h. es hat bei diesem Wandlungs- und Ausgleichungsprozeß seine notwendigen physiologischen Funktionen zu wahren. Das sieht der große Plato, und er sieht das Richtige, das einzig mögliche! Im übrigen aber ist ihm, im heiligsten Interesse der Ehe, dieser Angleichungsprozeß an den Mann völlig unerläßlich. — Plato wird auch sicher nicht, wie Nietzsche, übersehen haben, daß das Weib mit der sich entwickelnden Kultur immer mehr notwendigerweise seinen Fühler gegen die kulturell ungesunde einseitige Vervollkommung des Mannes — die ja sicher zudem mit der Zeit gerade auch eine Wandlung der fundamentalsten psychophysischen Funktion bedeuten muß!! — längst ausgestreckt hat. Wir meinen mit diesem »Fühler« die Hetäre. Die Hetäre ist die Vorkämpferin einer neuen psychophysischen Wandlung des allgemeinen Weibbegriffes der christlichen Ära und Kultur entgegen.

Eine gute Bemerkung aber macht Nietzsche, wenn er S. 226 sagt: »Das Weib bedeutet demnach für den Staat, was der Schlaf



für den Menschen. In seinem Wesen liegt die heilende Kraft, die das Verbrauchte wiederersetzt« u. s. w.

Das ist freilich eine sehr glückliche Bemerkung, die sich unsere »Emanzipierten« notieren könnten!

Sehr gut auch ist es, wenn Nietzsche S. 227 sagt: »Das Weib ist der Natur näher verwandt als der Mann und bleibt sich im Wesentlichen gleich« (Bleibt sich freilich der Mann gleichfalls!). — Zu berücksichtigen aber wäre, daß »Natur« sich ja ändert und weiter will, und also denn doch wohl auch das Weib! —

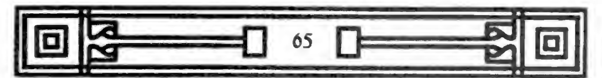
Ein minder glücklicher Satz ist wieder folgender, S. 227: »Wiederum mußte es, in der neueren Zeit, bei der völligen Zerrüttung der Staatstendenz, als Helferin eintreten: die Familie als Notbehelf für den Staat, ist sein Werk: und in diesem Sinne mußte sich auch das Kunstziel des Staates zu dem einer häuslichen Kunst erniedrigen.«

Dies ist wieder geradezu fürchterlich und durchaus pervers! Und ich möchte eigentlich den Menschen mit gesundem Empfinden sehen, dem diese beständige Glorifikation von Kunst und »Kunstziel« nicht geradezu so widerlich wie entsetzlich erscheinen müßte! — Ja, dies bezeichnet die Nüance widerlich!!

Im übrigen: die »Familie als Notbehelf für den Staat«?!! — Welch ein perverses Empfinden und welch eine Unwissenschaftlichkeit zugleich; welch eine Geistreichelei aufs Geratewohl! Ich nannte die Familie und die Ehe das Atomon des Staates, seinen intimsten, wesentlichsten, unveräußerlichsten Begriff, ohne den er ein völlig unmögliches Unding sein würde! — Tritt Nietzsches heilloser Knick immer deutlicher zutage?!

S. 228: »Im griechischen Altertum nahmen sie die Stellung ein, die ihnen der höchste Staatswille zuwies.«

Nein, der »Staatswille« wies hier gar nichts zu! Der Staatswille und seine etwaigen Normen waren nichts als der Wille der altgriechischen und antiken Ehe selbst, wie sie im patriarchalischen Zeitalter völlig »Natur« und harmonisch gewesen war! Ja, ich sage sogar: dieser Staatswille war gerade des Weibes eigenster und intimster Wille, und er ist es stets und



ewig! Denn das Weib ist, in seiner Ureigenschaft als Mutter das allerumfassendste und das allerbestimmendste!! Es liegt in aller Natur, daß gerade der Mann nichts um seiner selbst willen tut, aber sofort alles um des Weibes und der Kinder willen! — »Um jemandes Willen etwas tun«: was heißt das anderes als, auf Jemandes Willen hin etwas tun? — Und so und nicht anders verhält es sich in Wahrheit!

Aber ich muß diese Zitate jetzt abschließen. Nur noch eine kleine, kennzeichnende Übertreibung will ich notieren, die durch ihren schiefen ethischen Akzent interessant und für Nietzsche charakteristisch ist.

S. 228: »Jetzt versteht man, weshalb die stolze Resignation der Spartanerin bei der Nachricht vom Schlachtentod ihres Sohnes keine Fabel sein kann«. — Die »Resignation der Spartanerin« war durchaus keine »stolze«; das dürfte denn doch wohl nichts als die Pose sein, wie sie so lange und so unglückselig in Schullesebüchern und in einer gewissen Art von Historie in usum Delphini florierte. Ihre Resignation war nicht stolz, sondern sie war vor allem religiös; und das ist ein ganz bedeutender Unterschied! Sie war religiös, wie das sicher noch heute z. B. 1870/71 die Empfindung jeder braven deutschen Mutter gewesen sein wird, deren Sohn auf dem Schlachtfeld geblieben war....

7.

Obgleich erst 1873 zustande gekommen, gehört die »Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen« noch zu dem ersten, rein humanistischen Abschnitt von Nietzsches erster Periode.

Es ist vielleicht die glänzendste Schrift aus Nietzsches erster Periode. — Man sieht sich freilich veranlaßt, die Grundidee Nietzsches, wie sie sich bereits durch den Ausdruck »tragisches Zeitalter der Griechen« charakterisiert, zu beanstanden; in einer Weise, wie wir diese einseitige und zu schroff akzentuierte, diese allzu vorwiegend bloß geistreiche Auffassung bereits gelegentlich der »Geburt der Tragödie« als unzulänglich zurückgewiesen hatten. Sie macht denn Nietzsche auch wieder dem Ausgang und der Vollendung



des Griechentums, wie sie sich durch Sokrates und Plato charakterisieren, nicht nur ungerecht, sondern geradezu blind.

Überhaupt gibt es gegen alles, was subjektive Ausdeutung und Nebenbeimeinung Nietzsches ist, auch in diesem Werke, allerorten die notgedrungensten Einwände.

Einer der Hauptfehler wird sein, daß der Begriff der Philosophie zu sehr von seinen religiösen Bedingungen und Zusammenhängen isoliert wird, und zuweilen in einer Weise, die ich frivol und eigentlich der Philosophie gegenüber sogar verächtlich nennen möchte; wessen Nietzsche freilich sich nicht einen Augenblick bewußt wird.

Diesen Zug teilt Nietzsche hier mit Schopenhauer, der, wie man weiß, eigentlich an so gut wie keinem seiner philosophischen Vorgänger ein gutes Haar zu lassen pflegte. Ein Anzeichen sowohl des vergällten alten Junggesellen, wie der hoffnungslosen Dekadence der Philosophie.

So heißt es z. B. S. 409: »Nun sind philosophische Systeme nur für ihre Gründer ganz wahr: für alle späteren Philosophen gewöhnlich ein großer Fehler, für die schwächeren Köpfe eine Summe von Fehlern und Wahrheiten, als höchstes Ziel jedenfalls aber ein Irrtum und insofern verwerflich.«

Man kann diesen Satz kaum ohne den tiefsten Unmut und Widerwillen lesen! Denn er ist nichts als eine unstatthafte, leichtfertige Verallgemeinerung einer knurrigen Untugend jenes alten Pudels von Frankfurt!

Für so etwas nun aber glaubt Nietzsche uns mit folgendem entschädigen zu können, S. 409: »Wer dagegen an großen Menschen überhaupt seine Freude hat, hat auch seine Freude an solchen Systemen, seien sie auch ganz irrtümlich« (Eine wahrhaftig höchst zweifelhafte, ja geradezu eine miserable Freude!): »sie haben doch einen Punkt an sich, der ganz unwiderleglich ist, eine persönliche Stimmung, Farbe; man kann sie benutzen, um das Bild des Philosophen zu gewinnen: wie man vom Gewächs an einem Ort auf den Boden schließen kann.« Und dies: »Ich erzähle die Geschichte jener Philosophie vereinfacht: ich will nur den Punkt aus jedem System hervorheben, der ein Stück Persönlichkeit ist und zu jenem Unwiderleglichen, Un=

diskutierbaren gehört, das die Geschichte aufzubewahren hat: es ist ein Anfang, um jene Naturen durch Vergleichung wiederzugewinnen und nachzuschaffen und die Polyphonie der griechischen Natur endlich einmal wieder erklingen zu machen«.

Also ein lediglich artistisches Wohlgefallen an blendenden Geistern und Problemen, deren Inhalt man aber als Dunst und Irrtum erkennt, bis auf irgend einen interessanten Punkt. Und ein artistisches Wohlgefallen etwa an völlig zusammenhangslosen und unbegreiflich disparaten Geistern? O letzter Humanist! — Also darauf war Nietzsche hinaus! Und bloß dies ist ihm das Pantheon der griechischen Philosophie! Wie könnte denn wohl auch sein Gesichtspunkt anstatt eines artistisch blasierten und epidermal ästethischen jemals ein genetischer und organischer sein! —

Nun, so ist ihm denn die wahre Entwicklungslinie der griechischen Philosophie und ihre große menschheitlich kulturelle Bedeutung als eines durchaus einheitlichen, wennschon vielseitigen Progresses nicht einen Augenblick zum Bewußtsein gekommen. Und so hat er wiederum den eigentlichen »Sensibilitätspunkt« der griechischen Rasse nicht verstanden und hat er ihn übersehen!

Nietzsche macht S. 424 eine gewiß sehr gute Bemerkung über Thales. Es heißt da: »Der Gedanke des Thales hat vielmehr gerade darin seinen Wert — auch nach der Erkenntnis, daß er unbeweisbar ist —, daß er jedenfalls unmythisch und unallegorisch gemeint war. Die Griechen, unter denen Thales plötzlich so bemerkbar wurde, waren darin das Gegenstück aller Realisten, als sie eigentlich nur an die Realität von Menschen und Göttern glaubten und die ganze Natur gleichsam nur als Verkleidung, Maskerade und Metamorphose dieser Götter und Menschen betrachteten. (Aber wir sehen nicht ein, weshalb dann ‚die ganze Natur' nicht ‚Realität' für die Griechen gewesen sein soll? Die Götter und Menschen waren Realität, die Natur ist nichts als diese und ihre Wandlungen: ist sie also etwa nicht auch ihrerseits Realität? Und so waren denn gerade die Griechen in der Tat die ersten ‚Realisten' der Antike; und gerade dies ist der ‚Sensibilitätspunkt' ihrer Rasse.) »Der Mensch war ihnen die Wahrheit und der Kern der Dinge, alles andere nur Erscheinung und täuschendes

Spiel« ... »Thales aber sagte: ‚nicht der Mensch, sondern das Wasser ist die Realität aller Dinge‘, er fängt an, der Natur zu glauben, sofern er doch wenigstens an das Wasser glaubt. Als Mathematiker und Astronom hatte er sich gegen alles Mythische und Allegorische erkältet« u. s. w.

Lassen wir dahingestellt, ob Thales das wirklich alles so gemeint hat, wie es Nietzsche hier aus ihm hervorresumiert: jedenfalls ist das Unmythische, das wissenschaftlich auf Realität Gerichtete in Thales Philosophie gut und richtig beobachtet; und es wäre wohl sehr viel damit für die ganze Signatur und Entwicklung der griechischen Philosophie wie der griechischen Rasse anzufangen gewesen. Deren ganzer Grundakkord war mit Thales angeschlagen; der leitende Faden und Zusammenhang: hier ist er angebunden und beginnt. Hier ist die hochbedeutsamste Loslösung der Mittelmeer-Antike von der phantastisch-metaphysischen der altasiatischen Antike. Hier verrät sich bereits der von vornherein auffallende Instinkt der griechischen Rasse für den »diesseitigen« praktischen Menschen und seine Wirklichkeit.

Einen Augenblick hält Nietzsche diese hochwichtige Tatsache in der Hand: Aber er ist außer Stande, sie festzuhalten, zu erkennen und genetisch auszunutzen. Er sieht nichts und vermag in der ganzen griechischen Philosophie nichts zu sehen als einige disparate, im letzten Sinne aber mit Irrtum gefüllte Gestalten und Profile von philosophierenden Individuen, ohne zu erkennen, wie belanglos ihre charakteristischen individuellen Unterschiede und Irrungen sind gegenüber dem großen neuen philosophisch-wissenschaftlichen Gedanken, dessen Träger und Inkarnationen sie sind; dem großen neuen schöpferischen Gedanken mit seiner organischen Urnotwendigkeit, Realität und unerschütterlichen Wahrheit! — Kurz: er versteht nicht im entferntesten, was hier von Thales bis zu Sokrates und Plato und über diese hinaus zum Christus und der christlichen Ära hin will! ...

*

Von dem anderen Inhalt dürfen uns hier nur noch ein paar interessante Bemerkungen etwas angehen, die wiederum gleich von vornherein für den ganzen Nietzsche sehr kennzeichnend sind.



Es heißt S. 417: »Es gibt eine stählerne Notwendigkeit, die den Philosophen an eine wahre Kultur fesselt: aber wie, wenn diese Kultur nicht vorhanden ist? Da ist der Philosoph ein unberechenbarer und darum Schrecken einflößender Komet, während er im guten Falle als ein Hauptgestirn im Sonnensystem der Kultur leuchtet«.

Selbstgefühl und Selbstporträt von Nietzsche. — Im übrigen: Gottlob, man weiß ja wohl schon, wo derartige »Schrecken einflößende Kometen« ihre schwache Seite haben! ...

S. 421 heißt es: »Die Philosophie ist ohne Recht (heute), deshalb müßte sie der moderne Mensch, wenn er überhaupt nur mutig und gewissenhaft wäre, verwerfen und sie etwa mit ähnlichen Worten verbannen, mit denen Plato die Tragödiendichter aus seinem Staate verwies.«

O nur unbesorgt: der »moderne Mensch« hat das schon getan und tut es schon noch! Vor allen Dingen aber enthebt ihn eigentlich der Philosoph selbst dieser Mühe. Er hat es wohl schon mit Schopenhauer getan; denn der letzte Philosoph Europas war Hegel. Wenn aber doch noch ein übriges vonnöten sein sollte, so sorgt Friedrich Nietzsche selbst gründlichst für den Kehraus! ...

*

Eine Reihe von Vorträgen »Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten« (1871/72) kann den Übergang zu Nietzsches zweitem Abschnitt seiner ersten Periode bedeuten, in dem er sich polemisch dem gegenwärtigen Zeitalter zuwenden wird.

Mit der, im übrigen etwas altmodisch-romantischen, novellistischen Einkleidung dieser Vorträge verrät sich wieder der Dichter Nietzsche; jene Eigenschaft, die seine wahre, beste, angemessenste war; jene Eigenschaft, die er leider verkannt hat, so bedeutende Werke wir ihr später auch verdanken.

Wir müssen diese fünf Vorträge alles in allem mit den folgenden »Unzeitgemäßen Betrachtungen« zu den besten und fruchtbarsten Arbeiten Nietzsches rechnen; zu jenen, mit denen er auch auf uns, als wir junge Leute waren, stark und gut eingewirkt hat. Und mit einer Polemik, die die Schäden unseres

materialistisch-mechanistischen Überganges treffsicher bloßgestellt hat; in diesen fünf Vorträgen auf dem Gebiet der Jugenderziehung, des Gymnasiums und der Universität, in den »Unzeitgemäßen Betrachtungen« alsdann auf dem weiteren Gebiete unserer allgemeinen Bildung und unseres allgemeinen Kulturlebens.

Worte, wie die auf S. 385 sind wahrhaft goldene Worte!: »Ohne Philosophie, ohne Kunst leben unsere akademischen ‚Selbständigen' heran: was können sie demnach für ein Bedürfnis haben, sich mit den Griechen und Römern einzulassen, zu denen eine Neigung zu erheucheln jetzt niemand mehr einen Grund hat und die überdies in schwer zugänglicher Einsamkeit und majestätischer Entfernung thronen.«

Freilich: weder die »Philosophie« noch die »Kunst« werden es tun, sondern einzig und allein ein neu belebter und neubefestigter starker religiöser Untergrund. Immer wieder das, was der artistische Humanist Nietzsche außer acht läßt, weil ihm jeglicher Instinkt dafür abgeht. — Einen besonders drastischen, um nicht zu sagen krassen Ausdruck findet Nietzsches pessimistische Anschauung von den Untergründen aller Kultur, wie er sie in der »Geburt der Tragödie« entwickelt hat, in dem kleinen Aufsatz, der den auch noch in anderer Hinsicht vorausbezeichnenden Titel führt: »Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn« (1873).

Es heißt auf S. 507: » . . . Daß auf dem Erbarmungslosen, dem Gierigen, dem Unersättlichen, dem Mörderischen der Mensch ruht, in der Gleichgültigkeit seines Nichtwissens und gleichsam auf dem Rücken eines Tigers in Träumen hängend. Woher, in aller Welt, bei dieser Konstellation der Trieb zur Wahrheit?«

Freilich, freilich! Wenn diese »Konstellation« da wirklich wahr wäre, wenn sie nicht bloß eine artistische Stilblüte wäre, die durch eine Vorliebe für die Tragödie diktiert ist, welche wahrhaftig nichts weniger als eine gesunde ist und die sich im späteren Verlauf von Nietzsches Entwicklung zur pathologischen Perversität steigern soll. —

Aber genug damit. Auf diesen Aufsatz brauchen und dürfen wir hier ebensowenig näher eingehen wie auf jene fünf Vorträge. Ihre wesentlichsten, hier in Betracht kommenden Gesichtspunkte erfahren zudem ihre eigentlichste Ausführung erst in den »Unzeit-



gemäßen Betrachtungen.« Wir werden außerdem in deren Gruppe noch einmal einer für Erziehungsangelegenheiten sehr wichtigen Betrachtung aus dem Nachlaß begegnen: den »Gedanken und Entwürfen zu der Unzeitgemäßen Betrachtung: Wir Philosophen« (1874/75).

*

Wir gelangen jetzt zu den »Unzeitgemäßen Betrachtungen«.

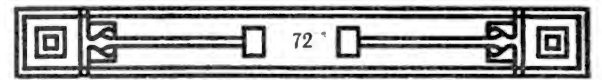
Der Humanist Nietzsche verwandelt sich hier in den Publizisten. Und zwar in einen Publizisten, der sicherlich einer der glänzendsten ist, die wir etwa seit Lessing erlebt haben sollten; besonders auch, was hier und heute gewiß nicht unwichtig ist, in der Handhabung des sprachlichen Stils der Polemik.

Die »Unzeitgemäßen Betrachtungen« sind wohl das erfreulichste Buch, das Nietzsche uns gegeben hat, wie dieser ganze erste Zeitraum in Nietzsches Entwicklung alles in allem der erfreulichste und verheißungsvollste ist.

In diesen Aufsätzen hat Nietzsche die aufstrebende Generation gut und fruchtbar angerufen. Hier war er wirklich noch ein »guter Rufer im Streit«. – Wie haben sie bei uns eingeschlagen! Wie haben sie uns gefesselt und begeistert!

Die beiden herzhaften, kühnen und genialen Griffe und Begriffe »Bildungsphilister« und »Unzeitgemäß«, sie rissen die Schleier von der Jämmerlichkeit gewisser aktueller Kulturzustände und schienen uns zugleich ein Ziel und eine Überwindung zu zeigen.

Die Neigung Nietzsches, auch hier zu outrieren oder gar gelegentlich das Kind mit dem Bade auszuschütten, sie konnte uns damals nichts bedeuten. Wir waren jung und ungerecht, wie man es in gewissem Sinn in der Jugend sein soll; und jene Eigenschaften des Übertreibens, des zu dick Unterstreichens, vielleicht stehen sie gerade dem Publizisten immer noch am ehesten an. — Genug: Der Kerninhalt dieser »Unzeitgemäßen Betrachtungen« schlug ein. Was aber Nietzsches gelegentliche Unklarheiten und innere Instinktunsicherheiten anbetraf, die so bedenklichen und verhängnisvollen Schwächen des letzten Humanisten, seinen schließlich von vornherein dekadenten Untergrund, wie hätten wir das



nicht übersehen sollen, da wir nur das Eine lasen, auf das es uns zunächst ankam und das uns so gänzlich aus der Seele geschrieben war?

Welch eine prächtige Schrift ist »David Strauß, der Bekenner und der Schriftsteller«! – Wahrlich, ein Vademekum, auf das es ankam! Und das selbst heute noch lange nicht antiquiert ist! Denn noch immer grassiert wie der Teufel die von den exakten Wissenschaften großgezogene sogenannte wissenschaftliche »Popularphilosophie«, wenn sie nachgerade auch ihr mechanistisches Kraft- und Stoffmäntelchen nach der Häckelschen Observanz hin gewendet hat.

Es ist nicht anders zu sagen: Nietzsche trifft hier den Nagel immer genau auf den Kopf. Ich meine, diese »Betrachtung« ist die in jeder Hinsicht beste der »Unzeitgemäßen«. Sie könnte, auch heute, nicht genug gelesen werden. – Wie segensreich ist auch das Register Straußscher »Stilblüten«, das die heillose, durch den jahrzehntelang im Vordergrund stehenden Journalismus bewirkte Verlotterung der deutschen Sprache so fruchtbar an seinen erbarmungslosen Pranger stellt!

Freilich aber können wir uns heute dem Nietzscheschen Pferdefuß gegenüber, der hier und da zutage tritt, nicht verschließen.

Ich kenne so leicht keine beklagenswertere Definition von Kultur, als diese, S. 7 des 2. Bandes: »Kultur ist vor allem Einheit des künstlerischen Stiles in allen Lebensäußerungen eines Volkes«. –

Dieser Refrain Nietzsches: was richtet er gerade in unserer jüngsten Gegenwart für Unheil und Verwirrung an! In Deutschland! In Europa! – Hier ist wieder der Dekadent und letzte Humanist; hier ist der Artist Nietzsche, der heillos und hoffnungslos von den religiösen Zusammenhängen, die unsere moderne Kultur tragen, sich abgelöst zeigt!

Nein, wahrhaftig nicht die Einheit künstlerischen, sondern »vor allem« die Einheit religiösen »Stils« in allen Lebensäußerungen eines Volkes und einer Rasse ist es, die seine Kultur ausmacht! Von hier und ganz einzig und allein von hier aus ist Kultur zu definieren und ihr tatsächlicher Wert abzumessen!

Und dies zu betonen will ich nicht einen Augenblick müde werden, und will es wiederholen bis zum äußersten! –

Ohne religiöse Kultureinheit gibt es auch keine künstlerische, noch sonst irgend eine Kultur, die mehr wäre als ein trügerisch-gleißendes, leeres Phantom so recht von Teufels Gnaden!...

Mit dieser Definition von Kultur hat Nietzsche denn freilich auch in den »Unzeitgemäßen Betrachtungen« irre geführt.

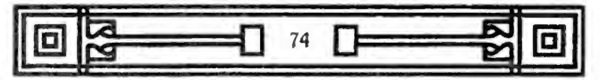
*

Indessen, was Nietzsche richtig und von rechtswegen trifft und was er andererseits im innersten Grunde verfehlt, das lernen wir besser aus der zweiten »Unzeitgemäßen Betrachtung« kennen, als in dieser ersten; in: »Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben«.

»Unzeitgemäß ist auch diese Betrachtung«, sagt Nietzsche S. 104 im »Vorwort«, »weil ich etwas, worauf die Zeit mit Recht stolz ist, ihre historische Bildung, hier einmal als Schaden, Gebreste und Mangel der Zeit zu verstehen suche« u. s. w.

Er hat sicher recht daran getan und es kam sicher auch darauf an; wennschon er freilich oft genug außer acht läßt, daß jene »hypertrophische Tugend« unserer Bildung andererseits immerhin auch wirklich noch eine Tugend und Notwendigkeit birgt; und vielleicht damals, als Nietzsche diese »Betrachtung« schrieb, noch mehr als heutzutage. Denn es sind noch immer nicht, auch heute noch nicht, alle und noch nicht einmal die wesentlichsten und notwendigsten Resultate einer solchen historischen und wissenschaftlichen Beflissenheit ins Sichere gebracht, und deshalb kann nicht eifrig genug gesucht, geforscht, erprobt und gesichtet werden! –

Sicher aber rückt Nietzsche eine wirkliche Gefahr und einen wirklichen Nachteil in den Vordergrund, der unserer Kultur von solcher Seite her droht, wenn er S. 109 sagt: »Denkt euch das äußerste Beispiel, einen Menschen, der die Kraft zu vergessen gar nicht besäße, der verurteilt wäre, überall ein Werden zu sehen: ein solcher glaubt nicht mehr an sein eigenes Sein, glaubt nicht mehr an sich, sieht alles in bewegte Punkte auseinanderfließen und verliert sich in diesen Strom des Lebens: er wird wie der



rechte Schüler Heraklits zuletzt kaum mehr wagen, den Finger zu heben«.

Oder S. 110: »... es gibt einen Grad von Schlaflosigkeit, von Wiederkäuen, von historischem Sinn, bei dem das Lebendige zu Schaden kommt und zuletzt zugrunde geht, sei es nun ein Mensch oder ein Volk oder eine Kultur«.

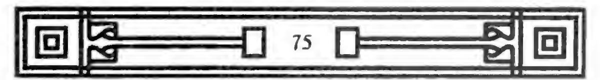
Wir denken an unser so greulich überwucherndes wissenschaftliches Spezialistentum und andere Erscheinungen und geben Nietzsche nur zu sehr Recht.]

Und ein goldenes Wort bedeutet es ferner, wenn es S. 117 heißt: »Wenn wir nur dies gerade immer besser lernen, Historie zum Zwecke des **Lebens** zu treiben! Dann wollen wir den Überhistorischen gern zugestehen, daß sie mehr Weisheit besitzen (soll wohl besser heißen: mehr **Wissen**!) als wir; falls wir nämlich uns sicher sein dürfen, mehr Leben als sie zu besitzen: denn so wird jedenfalls unsere Unwissenheit mehr Zukunft haben als ihre Weisheit«.

Oder S. 135: »Jetzt regiert nicht mehr allein das Leben und bändigt das Wissen um die Vergangenheit: sondern alle Grenzpfähle sind umgerissen und alles, was einmal war, stürzt auf den Menschen zu. So weit zurück es ein Werden gab, so weit zurück, ins Unendliche hinein, sind auch alle Perspektiven verschoben. Ein solches unüberschaubares Schauspiel sah noch kein Geschlecht, wie es jetzt die Wissenschaft des universalen Werdens, die Historie, zeigt; freilich aber zeigt sie es mit der gefährlichen Kühnheit ihres Wahlspruches: Fiat veritas pereat vita!«

Freilich dieses letzte Zitat zeigt sofort auch, wie Nietzsche im übrigen der Größe und Bedeutsamkeit eines solchen Zustandes gegenüber blind ist.

Handelt es sich denn wirklich nur um ein **Schauspiel**, daß die heutige Kulturmenschheit genießt? Handelt es sich nicht vielmehr um ungleich Wichtigeres und Größeres? Handelt es sich nicht geradezu um die Tatsache eines unerhörten »Sensibilitätspunktes« der **Menschheit**, der zu seiner Krise, Vollendung und höchsten Offenbarung gelangen will und zu ihr zu gelangen im Begriff steht? Das Zeitalter des Sokrates und die Enthüllung des »Sensibilitätspunktes« der griechischen Rasse war, wenn man



so will, ein Kinderspiel gegen den Prozeß der Vollendung, den wir in unserem Zeitalter erleben. Denn damals mündete der durch die griechische Polis zur neuen, den Erdkreis umspannenden Welt hin erzogene Mensch des Altertums mit dieser Polis in den großen Zusammenhang des neuen Imperiums: Heute aber mündet der durch dieses und das christliche Prinzip erzogene Mensch in die Menschheit, und der Mensch ist im Begriff zu irgend einer äußersten Vollendung seines höchsten und letzten Gattungsbewußtseins zu gelangen! — Und deshalb strömen von allen Seiten her seine historischen und prähistorischen Zusammenhänge im weitesten Umfange auf ihn ein; sie alle diesem einzigen »Sensibilitätspunkte« zu, diesem einzigsten und letzten, der etwas allerunerhörtestes gebären und bedeuten zu wollen scheint. — Sicher: all seine Kräfte und gewiß auch alle seine Schwächen überwältigen den Menschen hier zugleich und mit einem Male; und was will daraus werden? — Es gilt wahrlich, den Anhalt zu finden, der durch dieses fieberhafte Gewoge eines Zustandes, der der eines letzten »jüngsten Gerichtes« zu sein scheint, hindurch leitet zu der neuen Sicherheit und zu der Enthüllung und Wahrnehmung eines letzten, sich bereitenden Sieges und Triumphes der Menschheit; so daß, was uns zurzeit noch wie Fieberhitze erscheint, vielleicht in Wahrheit gar schon das Brausen und der Jubel einer organischen Wesenheit ist, die ihrer letzten Identität und wahrhaftesten Natureinheit entgegengeht?

Aber Nietzsche hat je und je nur das Chaos dieser Krisis der Krisen wahrgenommen; er hat in ihm zwar die beiden Sterne und Kristallisationspunkte »Europäer« und »Übermensch« gesehen, aber er hat mit ihnen nichts anzufangen gewußt; er hat sie nicht verstanden; das Chaos hat den letzten der Humanisten in seine purpurnen Abgründe gezogen und vernichtet! —

*

Was soll ich über alles übrige sagen, was Nietzsche in diesem Aufsatz noch ausführt, nachdem ich dies alles ausgesprochen? Nur so viel, daß alles, was Nietzsche noch beibringt, so richtig und fruchtbar es meist im einzelnen auch sein mag, es dennoch nur in sekundärer, wenn auch noch so praktischer Hinsicht ist; im übrigen



und wesentlichen aber ist es bedauernswürdig; denn es bedeutet den Knick, die Kurzsichtigkeit, ja die seelische Blindheit, an der Nietzsche zugrunde gehen sollte.

Er schreibt S. 136: »Das Wissen, das im Übermaße ohne Hunger, ja wider das Bedürfnis aufgenommen wird, wirkt jetzt nicht mehr als umgestaltendes, nach außen treibendes Motiv und bleibt in einer gewissen chaotischen Innenwelt verborgen, die jener moderne Mensch mit seltsamem Stolze als die ihm eigentümliche ‚Innerlichkeit' bezeichnet. Man sagt dann wohl, daß man den Inhalt habe und daß es nur an der Form fehle; aber bei allem Lebendigen ist dies ein ganz ungehöriger Gegensatz. Unsere moderne Bildung ist eben deshalb nichts Lebendiges, weil sie ohne jenen Gegensatz sich gar nicht begreifen läßt, das heißt: sie ist gar keine wirkliche Bildung, sondern nur eine Art Wissen um die Bildung, es bleibt in ihr bei dem Bildungsgedanken, bei dem Bildungsgefühl, es wird kein Bildungs-Entschluß daraus.«

Gewiß, abermals: die Gefahr, die Nietzsche hier andeutet, ist heute eine offensichtliche und ist nicht in Abrede zu stellen. Und sie ist so ansteckend, daß sie gerade die seelische Elite der gegenwärtigen, sich vollendenden europäischen Menschheit bedroht. Wir alle haben, wie gar sehr! unter ihr gelitten; und es ist sicher Nietzsches nicht geringes Verdienst, daß er uns mit über sie hinweghalf. Im übrigen aber übersieht er, der letzte, von dem antiken Griechentum voreingenommene und geblendete Humanist, wiederum ein überaus wesentliches: nämlich gerade die Notwendigkeit einer Verinnerlichung unserer Bildung; übersieht er, daß gerade deren Wirkung für die seelische Elite Europas vonnöten ist! Nicht mit Unrecht und mit gutem Instinkt sprechen wir heute, und meinethalben wohl auch nicht ohne Stolz, von unserer »Innerlichkeit.« — Ja, ich »fürchte«: dies Schweigen nach Innen wird immer stärker und immer seltsamer werden, und wird etwas ganz Neues und Besonderes werden! Der Rest ist, wie überall, so auch auf der Höhe der Menschheit, das Schweigen! Das ganz besondere Schweigen einer ganz neuen und ganz besonderen Elite. Gerade mal darauf will es hinaus, und gerade dahin drängt alles: auf diese Umkrempelung und Umgestaltung der Seele nach Innen! Und zwar der Ganzseele! —



Wenn Nietzsche hier auf eine gewisse äußere, intellektuelle oder künstlerische Bildung hinaus ist, geb' ich ihm recht; gewiß: Diese Bildung ist heute breit, amorph, oberflächlich, und ihr Inhalt ist gewiß nicht besonders wertvoll: aber diese »Bildung« ist auch wieder das Wenigste, worauf es heute ankommt! Sie kommt erst sehr in zweiter Linie in Betracht gegenüber der Bildung der Ganzseele, auf die ich für mein Teil eben anspielte, und die die universellste, die eigentlichste, die Mutter aller Bildung ist: die religiöse! »Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch solches Alles von selbst zufallen«! –

Nietzsche führt uns natürlich wieder die Griechen zu Gemüte. »Jenes bekannte Völkchen«, sagt er S. 137, »einer nicht zu fernen Vergangenheit, ich meine eben die Griechen, hatte sich in der Periode seiner größten Kraft einen unhistorischen Sinn zäh bewahrt; müßte ein zeitgemäßer Mensch in jene Welt durch Verzauberung zurückkehren, er würde vermutlich die Griechen sehr ungebildet befinden« u. s. w.

Was in aller Welt soll uns das? Abgesehen davon, daß es noch nicht mal richtig ist! Es ist nicht wahr, es ist eine humanistische Übertreibung, daß die Griechen »in der Periode ihrer höchsten Kraft« unhistorisch gewesen wären! – Vielmehr steht es so, daß die kleine griechische Polis umspannte, was sie nur irgend umspannen konnte, auch in ihre prähistorischen Zusammenhänge hinein, und daß sie sich alles sehr gut und wohl merkte, und in sehr lebendige und intelligente Berücksichtigung zog, was sich um die Ränder des Mittelmeerbeckens herum zugetragen hatte und zutrug. Und als ob diese, immerhin gewiß ansehnliche und bewundernswerte, Historie nicht in die griechische Polis hereingewirkt hätte! Als ob sie nicht in ihr überaus lebendig gewesen wäre! Man stelle sich doch nur den Charakter des Atheners, des Joniers vor! Wie überaus lebhaft und intelligent aber gar betätigte sich dieser Wissenstrieb des Hellenen dann, als Alexander von Macedonien und der Geist des Aristoteles die Herrschaft der kleinen hellenischen Polis zu einer ersten geistigen Weltherrschaft ausdehnte! ... Hätten gerade die Griechen nicht einen verhältnismäßig so starken und lebhaften historischen Sinn gehabt, sie hätten sich nie und nimmermehr so vielseitig in den Zusammen-

hang der späteren römischen Kultur, die von ihnen alles und gerade auch die Historie lernte, hineinbreiten können. — Dagegen gerade ein anderes Volk vielleicht ungleich eher als Beispiel für einen mangelhaften historischen Sinn anzuführen gewesen wäre: nämlich — die Juden! — —

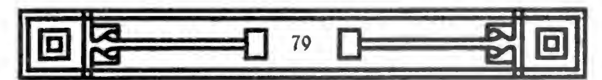
*

Nietzsche kommt noch einmal auf jene moderne »Innerlichkeit«, die er so gar mißachtet.

S. 154: »Es ist wahr, er hat in sich eine solche Zartheit und Erregbarkeit der Empfindung ausgebildet, daß ihm gar nichts menschliches fern bleibt. Die verschiedensten Zeiten und Personen klingen sofort auf seiner Lyra in verwandten Tönen nach: er ist zum nachtönenden Passivum geworden« u. s. w.

O, er sollte doch diese »Zartheit und Erregbarkeit der Empfindung« beileibe nicht mißachten! (Sollte er sich hier nicht wieder mal in sein eigenes Fleisch geschnitten haben? Er hat diese sonderbare Versessenheit sein Lebtag nicht loswerden können!) Sie ist alles, worauf es ankommt und hinaus will! Gewiß wird sie einerseits eine gewisse physiologische und seelische Qualität des Europäers bedeuten, die eine peripherische, unglaublich geschmeidige Anpassungsmechanik ist und so etwas wie eine überaus bewegliche »Passivität« oder besser Neutralität werden wird; dahin wird sich Europa entwickeln. — Andererseits aber steht es mir fest, und über jeden Zweifel, daß sie bei einer gewissen Elite eine außerordentlich sensible, aber auch außerordentlich und ganz eigen psychophysisch konzentrierte, aber sehr umfassend konzentrierte Innerlichkeit sein wird! — Was Nietzsche ganz vergessen hat. Sollte er es aber dennoch nicht vergessen haben? Will er dennoch in seinen späteren Schriften eine neue Elite zu solcher Innerlichkeit erziehen? Es scheint ja wohl so. Doch wie beklagenswert, daß er die religiöse Seite solcher neuen innerlichen Konzentration ganz sicher und gewiß vergessen hat; und daß er nie etwas anderes im Auge gehabt hat, als, abgesehen von einem gewissen Ideal von »Vornehmheit«, eine lediglich künstlerische Durchbildung, die, so wie er sie hinstellt, völlig vag bleiben und in der Luft hängen muß! —

Er sagt z. B. S. 143: » . . . so soll hier ausdrücklich mein



Zeugnis stehen, daß es die deutsche Einheit in jenem höchsten Sinne ist, die wir erstreben und heißer erstreben als die politische Wiedervereinigung, die Einheit des deutschen Geistes und Lebens nach der Vernichtung des Gegensatzes von Form und Inhalt, von Innerlichkeit und Konvention«.

Wohl gut und sogar überaus; was aber wohl ist mit einer solchen allgemeinen Formulierung getan, was beginnen wir mit ihr?

Oder: »...nur die überlegene Kraft kann richten, die Schwäche muß tolerieren, wenn sie nicht Stärke heucheln und die Gerechtigkeit auf den Richterstuhl zur Schauspielerin machen will.« –

Wohl! Aber was ist Stärke? Was ist Schwäche? Und wie hat eine neue europäische Elite diese beiden Begriffe zu füllen? Alles kommt darauf an! Alles! Alles! –

Und S. 160: »Nur aus der höchsten Kraft der Gegenwart dürft ihr die Vergangenheit deuten«.

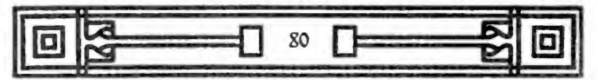
Sicherlich! Welches aber ist diese höchste Kraft?! – – –

Oder S. 162: »Dadurch, daß ihr vorwärts seht, ein großes Ziel euch steckt, bändigt ihr zugleich jenen üppigen analytischen Trieb, der euch jetzt die Gegenwart verwüstet und alle Ruhe, alles friedfertige Wachsen und Reifwerden fast unmöglich macht. Zieht um euch den Zaun einer großen und umfänglichen Hoffnung, eines hoffenden Strebens«.

Wohl ist es nötig, daß jener analytische Trieb zu Rande kommt, und wer die Elite über ihn hinwegbringt, ist höchsten Dankes gewiß! Aber welches ist das »große Ziel«, das wir uns zu stecken haben? Welches ist der »Zaun« und welches ist die »große und umfängliche Hoffnung«, den und die wir um uns zu ziehen haben? – Ach, Nietzsche ist uns nicht bloß hier die Antwort darauf schuldig geblieben! – Wie geht er aber bereits hier doch blind um das Richtige herum, wie streift er es an, ohne es zu erkennen! Wie verbietet er, was heute, mag alles stehen wie es will, niemals verboten werden darf; und wie rät er an, was unmöglich ist!

S. 164: »Eine gute Zeitlang zwar kann man sich wohl mit der Historie völlig harmlos und unbedachtsam beschäftigen, als ob es eine Beschäftigung so gut wie jede andere wäre«.

Nein: nicht genug kann man sich mit ihr beschäftigen, sofern



sie die Wissenschaft von den Zusammenhängen und den Entwickelungen ist und sobald uns endlich einmal die richtigen Methoden durch die exakten Wissenschaften und »den Geist, der in alle Wahrheit leitet«, gereift und geboten waren! Die »Wahrheit« wird sie sicher nicht zu scheuen haben, diese Methoden; und alles, alles kommt darauf an, daß wir alle Wahrheit über uns und über all unsre Zusammenhänge haben! Auf jede Gefahr hin! –

» . . . insbesondere«, fährt Nietzsche nun aber fort, »scheint die neue Theologie sich rein aus Harmlosigkeit mit der Geschichte eingelassen zu haben und jetzt noch will sie es kaum merken, daß sie damit, wahrscheinlich sehr wider Willen, im Dienste des Voltaireschen écrasez steht. Vermute Niemand dahinter neue kräftige Bau-Instinkte; man müßte denn den sogenannten Protestanten-Verein als Mutterschoß einer neuen Religion und etwa den Juristen Holtzendorf (den Herausgeber und Vorredner der noch viel sogenannteren Protestanten-Bibel) als Johannes am Flusse Jordan gelten lassen. Einige Zeit hilft vielleicht die in älteren Köpfen noch qualmende Hegelische Philosophie zur Propagation jener Harmlosigkeit, etwa dadurch, daß man die »Idee des Christentums« von ihren mannigfach unvollkommenen ‚Erscheinungsformen' unterscheidet und sich vorredet, es sei wohl gar die ‚Liebhaberei der Idee', sich in immer reineren Formen zu offenbaren, zuletzt nämlich als die gewiß allerreinste, durchsichtigste, ja kaum sichtbare Form im Hirn des jetzigen theologus liberalis vulgaris«.

O, weißgott hat sich die Theologie nicht »rein aus Harmlosigkeit« mit der Geschichte eingelassen! Welch eine legere Redensart! – Mag sie vielleicht schon »im Dienst des Voltaireschen écrasez« stehen: es wird sicher sein gutes Haar gehabt haben; und, nochmals!, auch die Theologie wird dessen sicher sein und sein dürfen, daß die »Wahrheit« ihre neuerliche kritische Wissenschaft und das écrasez nicht zu fürchten hat! Vielmehr, daß die Theologie wie alle wir anderen das Heil haben wird, wenn wir auf unseren neuen Wegen zu ihr gelangt sein werden! – Auch macht Nietzsche sich sicher und gewiß lediglich auf eigene Kosten über die Hegelsche Philosophie und die »Idee des Christentums« lustig. Wir werden noch übergenug sehen, wie sehr auf eigene Kosten; wie gar, wie unglückseligst sehr! –

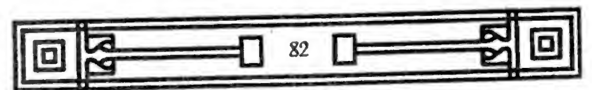




Aber sehen wir noch weiter, wie unglücklich er abrät und anrät. S. 176: »... ob es ewig unsere Bestimmung sein müsse, Zöglinge des sinkenden Altertums zu sein: irgend wann einmal mag es erlaubt sein, unser Ziel schrittweise höher und ferner zu stecken, irgend wann einmal sollten wir uns das Lob zusprechen dürfen, den Geist der alexandrinisch-römischen Kultur in uns — auch durch unsere universale Historie — so fruchtbringend und großartig nachgeschaffen zu haben, um nun, als den edelsten Lohn, uns die noch gewaltigere Aufgabe stellen zu dürfen, hinter diese alexandrinische Welt zurück und über sie hinaus zu streben, und unsere Vorbilder mutigen Blickes in der altgriechischen Urwelt des Großen, Natürlichen und Menschlichen zu suchen. Dort aber finden wir auch die Wirklichkeit einer wesentlich unhistorischen Bildung und einer trotzdem oder vielmehr deswegen unsäglich reichen und lebensvollen Bildung«.

Gerade umgekehrt verhält es sich: alles kommt darauf an, daß wir gerade das »sinkende« Altertum, daß wir den Geist der alexandrinisch-römischen Kultur verstehen und so genau wie möglich verstehen! Denn dieses »sinkende« Altertum ist die werdende Moderne! — Während uns die so berühmte und glorifizierte »altgriechische Urwelt« (Wie denn: gar »Urwelt«?!) nichts ist als Hekuba. Vorbilder sollen wir dort suchen und finden?! Wen? Welche? — Orest oder Agamemnon, oder wen? Oder etwa gar den Aegisthus? Das wäre immerhin das Originelle; denn die übrigen wurden den Schuljungens bis dato denn doch wohl mehr als hinreichend zu Gemüte geführt! — Und »die Wirklichkeit einer unhistorischen Bildung?« Nun, die mag freilich in der »Urzeit« in ausgiebigstem Maße vorhanden gewesen sein. — Aber meint Nietzsche, die Zeit der griechischen Kultur? Was die anbetrifft, so haben wir, denke ich, bereits gesehen, was es mit der »Wirklichkeit« ihrer »unhistorischen Bildung« auf sich hat! —

Ich denke, Nietzsche hätte uns denn doch lieber raten sollen, uns mit unserer so umfangreich gewordenen historischen Bildung zu rangieren. Aber, ach! auch das hätte kaum einen besonderen Sinn! Sie vielmehr wird uns rangieren. Das heißt, was sie nicht vertragen kann, geht erbarmungslos an ihr zugrunde, oder aber es hält ihr Stand, und sie bildet die Psychophysis einer neuen

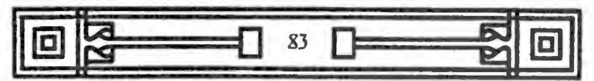


Elite um und aus. Das aber wird sie immer mehr in einer Weise, daß uns jene alten Griechen vor Alexander alsdann ebenso antediluvianisch vorkommen und ebenso wenig zu unseren »Vorbildern« sich eignen werden, als etwa der selige Ramses oder sonst ein etwaiger erlauchter Altägypter! — Ich dächte doch, wir wären so weit, daß wir die alten Griechen endlich mal ad acta legen dürften! — Und ich müßte mich sehr irren, wenn dieser sonderbare Nietzsche sie nicht selbst schon in demselben Augenblicke bon gré mal gré ad acta gelegt hätte, als er gelegentlich nachwies, wie unaufrichtig der heutige Humanismus der Gymnasien und Universitäten ist und sein muß! . . . Aber entweder fehlt es ihm an Gedächtnis oder an Logik. Wohl an beiden! . . .

8.

Nietzsche fertigt im weiteren Verlauf Eduard von Hartmann ab. — Ob diese Abfertigung einen unfreiwilligen Einblick in die Genese der Nietzscheschen Idee vom »Europäer« gewährt? Es ist meine feste Überzeugung. Aber es ist ein sehr charakteristisches Kennzeichen eines Types wie Nietzsche, daß er alle derartigen Spuren verwischt. Es ist meine Überzeugung, daß er auch Eduard von Hartmann gegenüber undankbar ist. — Wir wissen ja: Daß er jemals Richard Wagner tatsächlich etwas gedankt hat — und wie! — hat er diesem sicherlich nichts weniger als verziehen! —

Daß Nietzsche im übrigen Ed. von Hartmann überhaupt abfertigte, oder doch wenigstens ihn kritisierte, wäre ja wohl ganz gut. Denn gerade die »Philosophie des Unbewußten« mußte viel Mutlosigkeit, vielen Weltuntergangs-Hedonismus, Frivolität und was weiß ich alles für Laster von Dekadence entbinden. — Dennoch aber steckt doch auch wieder hinter Begriffen, wie dem vom »Untergang der Menschheit« oder vom »Mannesalter der Menschheit« — eine Gewissensfrage: hätten sie nicht gut und gern einer Natur wie Nietzsche, im Verein mit der Wissenschaft, den »Übermenschen« suggerieren können? — viel guter und fruchtbarer Sinn und viel gute und fruchtbare Witterung. Hätte Ed. von Hartmann anstatt in so dekadenter Weise von einem »Untergang« der Menschheit zu sprechen, von einer Vollendung der Menschheit



gesprochen und hätte er den ewigen und unvergänglichen Lebenspunkt dieser Vollendung auch nur leise geahnt, so würden wir in ihm vielleicht sogar wirklich noch einmal einen großen epigonalen Philosophen gehabt haben! –

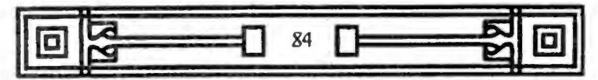
Nietzsche putzt Ed. von Hartmann ja mit einer ganz besonderen ironischen Verachtung herunter. Aber, ach! was hat er denn rechtschaffen Positives ihm entgegenzustellen? Folgendes: das Ziel der Menschheit liege nicht am Ende, sondern in ihren höchsten Exemplaren und könne nur in diesen liegen.

Das aber ist so gut wie gar nichts, und ist etwas Verqueres, das heute den größten Unfug entfesselt hat! – Abgesehen davon, daß es so vag und bläßlich wie möglich ist, daß damit noch ganz und gar nichts Bestimmtes und Faßbares gesagt ist, kann das Ziel der Menschheit ganz und gar nicht in ihren höchsten Exemplaren liegen. Vielmehr ist offenbar zu formulieren: diese höchsten Exemplare sind die Repräsentanten der Menschheit, ja! sie sind die Seele der Menschheit, ja! sie sind die Menschheit selbst. Als Menschheit sind sie aber kein Ziel, sondern suchen und erstreben ein Ziel. Soll ich gleich sagen, welches? Nun, sie erstreben eine äußerste, höchste und vollkommenste Identität mit religiöser Individualität; und zwar in Gestalt einer neuen Religio von Mann und Weib, oder mit anderen Worten der beiden Lebenspole religiöser Individualität! –

Sie sind beide Dekadents, Ed. von Hartmann sowohl wie Nietzsche: Aber wenn mir nur zwischen ihnen beiden die Wahl bliebe, so würde ich unbedenklich Ed. von Hartmann Nietzsche gegenüber vorziehen. –

Wie enthüllt sich Nietzsches hoffungsloser Knick immer unverkennbarer! S. 191: »Die Massen scheinen mir nur in dreierlei Hinsicht einen Blick zu verdienen: einmal als verschwimmende Kopien der großen Männer, auf schlechtem Papier mit abgenutzten Platten hergestellt, sodann als Widerstand gegen die Großen und endlich als Werkzeuge der Großen: im übrigen hole sie der Teufel und die Statistik!«

Da haben wir die heute so viel zitierte und viel bewunderte Bravour-Pose von Satz!



Ich sage nichts, als: furchtbar! — Der »große Mann«, der sich in Wahrheit so zum Volk und zu den Massen stellt: er kommt mir leibhaft vor, nicht etwa bloß als ob er seinen eigenen organischen Leib verachtete, sondern als ob er sich anschickte, ihn dem Aussatz und der heillosesten Verrottung preiszugeben!

Was aber ist das unmißkenntlichste Kennzeichen des Reintyps von Dekadent? Die Isolation des Ich! Dessen Loslösung von seinen sozietären und damit eigentlich auch kosmischen, mit einem Wort religiösen Zusammenhängen! Also: Untergang des Ich, Agonie des Ich. Das ist jede wahre Dekadence! Und das ist im besonderen der jetzt so gepriesene Lehrer Jung-Europas, das ist Friedrich Nietzsche! —

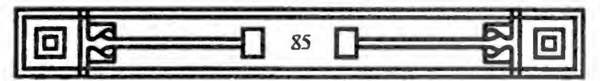
Diese unglückseligste Verachtung der »Massen«, mit ihrer unglückseligsten Pose von Bravour und »Mannheit«! Sie ist alle Dekadence! Sie und einzig sie ist alles, was heute Zusammenbruch und Untergang bedeutet! — Sie ist völlige Agonie und Auflösung eines Leibes von Individualität! — Es gibt heute in Europa keinen verhängnisvolleren Irrlehrer als Friedrich Nietzsche! —

•

Mit dem Aufsatz über »Schopenhauer als Erzieher« wird es schließlich und alles in allem nicht besser stehen, als mit dem letztbesprochenen.

Wie durchaus humanistisch voreingenommen und wie völlig »unhistorisch«, d. h. ohne den geringsten Instinkt für Zusammenhang und Vorschritt von lebendiger Entwicklung Nietzsche ist, das mag auch hier wieder ein Zitat dartun.

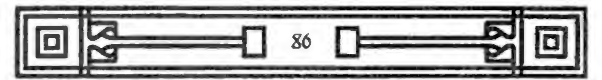
S. 220 heißt es: »Die Erklärung dieser Mattherzigkeit und des niedrigen Flutstandes aller sittlichen Kräfte ist schwer und verwickelt; doch wird niemand, der den Einfluß des siegenden Christentums auf die Sittlichkeit unserer alten Welt in Betracht nimmt, auch die Rückwirkung des unterliegenden Christentums, also sein immer wahrscheinlicheres Los in unserer Zeit übersehen dürfen. Das Christentum hat durch die Höhe seines Ideals die antiken Moralsysteme und die in allem gleichmäßig waltende Natürlichkeit so überboten, daß man gegen diese Natürlichkeit



stumpf und ekel wurde; hinterdrein aber, als man das Bessere und Höhere zwar noch erkannte, aber nicht mehr vermochte, konnte man zum Guten und Hohen, nämlich zu jener antiken Tugend, nicht mehr zurück, so sehr man es auch wollte«.

Abgesehen davon, daß dennoch und trotz allem und allem wohl immer noch hinter das erste Semikolon dieses Passus ein herzhaftes Fragezeichen gesetzt werden darf, ist die in Rede stehende »Rückwirkung des unterliegenden Christentums« wieder nichts, als die so kennzeichnende Blindheit Nietzsches.

Er versteht nicht im entferntesten, daß in Wahrheit ein Untergang des Christentums durchaus nicht im Gange ist, sondern daß es sich vielmehr um eine Vollendung und äußerste Klärung desselben handelt und nur um eine solche handeln kann! Er sieht ferner nicht, daß das Christentum in Wahrheit »die in allem waltende gleichmäßige Natürlichkeit« durch die Höhe seines Moralsystems keineswegs überboten hat, sondern daß der ganze bisherige historische Prozeß des Christentums nichts war, als eine Umformung dieser »in allem gleichmäßig waltenden Natürlichkeit«, und daß es mit diesem Prozeß des Christentums auf eine neue und andere »Natürlichkeit« hinaus will und hinaus muß, als es die Natürlichkeit der Antike war! — Und Nietzsche versteht ferner nicht, daß also das Christentum nicht bewirkt hat, daß »man gegen diese Natürlichkeit stumpf und ekel« wurde, sondern höchstens, daß man gegen die der Antike »stumpf und ekel« wurde. Und warum dies? Einzig, weil diese an sich selbst »stumpf und ekel« geworden war. — Und was den letzten Satz anbelangt, so ist er ein barer Unsinn! Denn man hat »hinterdrein« durchaus nicht ein »Besseres und Höheres« nicht mehr vermocht; sondern dies »Bessere und Höhere«, die eigentliche Ethik des Christentums: man ist überhaupt erst drauf und dran, sie wirklich zu vermögen! — Und es ist daher nichts weniger als vonnöten, daß man auf etwas zurückgeht, auf das man durchaus nicht mehr zurückkann: zur antiken Tugend. Und zwar eigentlich deshalb nicht: weil diese Tugend aus sich selbst heraus — wir denken an Sokrates und Plato — in die neue christliche sich metastasiert hat, und wir mit dieser zugleich jene in ihrer möglichsten und höchsten organischen Vollendung haben! . . .



Im übrigen geht dieser Aufsatz, eigentlich zum ersten Male, etwas näher auf die Erscheinung des Christentums ein und hat zudem im Ganzen, von der guten und wertvollen Polemik gegen einseitig zivilisatorische Hypertrophien unserer Moderne ganz abgesehen, auch nach positiver Seite mehr wertvolle Gedanken als der vorige von der historischen Bildung. — Was Nietzsche über Schopenhauer beibringt, ist sicher im Ganzen nicht nur geistvoll, sondern wohl auch richtig. Aber es darf uns im Rahmen unserer Aufgabe nichts näheres angehen.

*

Vortrefflich und recht wertvoll ist eine Äußerung über das Christentum, die sich auf S. 272 findet: »Das Christentum ist gewiß eine der reinsten Offenbarungen jenes Dranges nach Kultur und gerade nach der immer erneuten Erzeugung des Heiligen (Schopenhauers Einfluß noch. Später wird er sehr anders über den Heiligen sprechen!); da es aber hundertfältig benutzt wurde, um die Mühlen der staatlichen Gewalt zu treiben, ist es allmählich bis in das Mark hinein krank geworden, verheuchelt und verlogen und bis zum Widerspruche mit seinem ursprünglichen Ziel abgeartet. Selbst sein letztes Ereignis, die Reformation, wäre nichts als ein plötzliches Aufflackern und Verlöschen gewesen, wenn sie nicht aus dem Kampfe und Brande der Staaten neue Kräfte und Flammen gestohlen hätte«.

Im Ganzen also läßt sich das unterschreiben. Bis auf den letzten Satz über die Reformation, der fast unmöglich ist; zum mindesten in dieser Fassung.

Es ist interessant und sicherlich fast überraschend, Nietzsche hier, eigentlich zum erstenmal, die Erzeugung des Heiligen als eine »reinste Offenbarung« des »Dranges nach Kultur« hingestellt zu sehen. Nietzsche beschäftigt sich in seiner späteren Zeit ja sehr oft und sehr viel mit der Erscheinung des Heiligen; er führt viel Gutes, Feines und Gerechtes über ihn aus; dennoch ist schon im voraus zu sagen, daß er die Erscheinung des Heiligen in ihrer wahren Bedeutung niemals zu erfassen vermocht hat. Wie er denn andererseits auch, und gerade bei wichtiger Gelegenheit, nur zu viel Oberflächliches, Unbedachtes und bis zum Un-

möglichen Verkehrtes über ihn zum Vorschein gebracht hat. — Jedenfalls ist so viel zu sagen, daß Nietzsche die unendliche Wichtigkeit des Heiligen für das Werden des neuen Menschen, im umfänglichst religiösen Sinn, und für die Herausbildung und Vollendung menschheitlicher Arteigenschaft geradezu völlig entgangen ist. Wenn er deshalb gelegentlich in dem vorliegenden Aufsatz den Heiligen auch mit unter die großen Typen des Genius rechnet, welche Kultur hervorzubringen hätten, so geschieht das eben nur soso; es sagt fast nichts; es füllt sich uns bei Nietzsche nicht im entferntesten so deutlich und greifbar, wie die Begriffe des Philosophen, des Künstlers oder des Staatsmanns und Kriegers. —

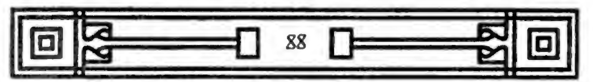
Lassen wir uns aber vor allem wieder angehen, was Nietzsche zur Hebung unserer Kultur in Vorschlag bringt.

Da wird z. B. S. 253 Schopenhauer zitiert: »Ein glückliches Leben ist unmöglich das Höchste: das Höchste, was ein Mensch erlangen kann, ist ein heroischer Lebenslauf«.

Der ‚Vorschlag' wäre sicherlich gut, wenn wir nur wüßten, wie wir ihn heute zu füllen und zu verstehen hätten. Aber gerade hier wurden wir im Stich gelassen.

Oder sollen wir es als eine solche begriffliche Füllung annehmen, wenn es S. 255 heißt: »Der heroische Mensch verachtet sein Wohl- oder Schlecht-Ergehen, seine Tugenden und seine Laster und überhaupt das Messen der Dinge an seinem Maß, er hofft von sich nichts mehr und will in allen Dingen bis auf diesen hoffnungslosen Grund sehen«.

Ich fürchte, wir sagen hierzu nur dies: O weh, Nietzsche sieht sich selbst! — Und er gibt wieder einmal die unglückseligste »Bravour« von der Welt zum besten. — Denn wohl mag es das Kennzeichen des heroischen Menschen sein, daß er auf jede Gefahr hin der Welt und den Dingen auf den Grund geht. Aber woher denn in aller Welt weiß er im voraus, daß dieser Grund ein »hoffnungsloser« ist? Vielmehr: er sollte von ihm im voraus wissen und wird das tatsächlich wissen, daß dieser »Grund« gerade die Fülle aller Möglichkeiten ist! Und auf diese »Gefahr« hin dringt er mutig in das große Unbekannte vor; und zwar mit einer wirklichen »Bravour«, und im mindesten nicht mit einer, die bloß eine humanistische Pose ist. — Und so stürzt er sich



heute – damit wir hier wenigsten kurz andeuten, womit man heutzutage den Begriff des Heroismus füllen kann – gerade auch in den Grund seiner unermeßlichen historischen menschlichen, hinter- und übermenschlichen Zusammenhänge hinein! – Sicher aber nicht, weil er von vornherein wüßte, daß dieser »Grund« ein »hoffnungsloser« wäre! – Kein Lebewesen ist so unvernünftig, daß es sich in einen »hoffnungslosen Grund« stürzt. – Vielmehr steht es so, daß dieser gute »Grund« unter allen Umständen eine Lösung und eine Erlösung birgt, und daß unter aller Fülle von Möglichkeiten gerade sie als Siegespreis wartet; denn stets und immer und überall wartet ein Preis für einen Sieger! ...

*

Nietzsche will auf die hinweisen, welche uns heben. – »Das sind (S. 262) jene wahrhaften Menschen, jene Nicht-mehr-Tiere, die Philosophen, Künstler und Heiligen; bei ihrem Erscheinen macht die Natur, die nie springt, ihren einzigen Sprung, und zwar einen Freudensprung, denn sie fühlt sich zum erstenmal am Ziele, dort nämlich, wo sie begreift, daß sie verlernen müsse, Ziele zu haben, und daß sie das Spiel des Lebens und Werdens zu hoch gespielt habe. Sie verklärt sich bei dieser Erkenntnis und eine milde Abendmüdigkeit, das, was die Menschen ‚die Schönheit' nennen, ruht auf ihrem Gesicht«.

Was fangen wir mit dieser Stilblüte an? – Erstlich macht die »Natur«, wie niemals, so auch beim Erscheinen des Philosophen, Künstlers und Heiligen keinen »Sprung«, sondern es ist alles zu seiner Zeit an seinem Ort vorhanden. Dann aber, was sollte sie und wie sollte sie je nötig haben, ihre großen Ziele und Absichten zu verlernen? Sind nicht gerade mit dem Erscheinen des großen Philosophen, des großen Künstlers und vor allem des großen Heiligen sogleich neue und höhere und weitere Ziele in Sicht und vorhanden? –

Wir gelangen jetzt aber wieder mal zu einer sehr bösen Stelle!

Nietzsche will uns darauf hinweisen, welcher Gestalt wir dazu beitragen sollen, daß der große Philosoph, der große Künstler und der Heilige hervorgebracht werden.



Obgleich diese Stelle lang ist, ist sie doch so wichtig und vor allem für das Problem Nietzsches und der Dekadence so überaus kennzeichnend, daß ich sie ganz zitieren muß.

Band II, S. 266/67. »Eigentlich ist es leicht zu begreifen, daß dort, wo eine Art an ihre Grenze und an ihren Übergang in eine höhere Art gelangt, das Ziel ihrer Entwicklung liegt, nicht aber in der Masse der Exemplare und deren Wohlbefinden, oder gar in den Exemplaren, welche der Zeit nach die allerletzten sind, vielmehr gerade in den scheinbar zerstreuten und zufälligen Existenzen, welche hier und da einmal unter günstigen Bedingungen zustande kommen; und ebenso leicht sollte doch wohl die Forderung zu begreifen sein, daß die Menschheit, weil sie zum Bewußtsein über ihren Zweck kommen kann, jene günstigen Bedingungen aufzusuchen und herzustellen hat, unter denen jene großen erlösenden Menschen entstehen können. Aber es widerstrebt ich weiß nicht was alles: da soll jener letzte Zweck in dem Glücke Aller oder der Meisten, da soll er in der Entfaltung großer Gemeinwesen gefunden werden; und so schnell sich einer entschließt, sein Leben etwa einem Staate zu opfern, so langsam und bedenklich würde er sich benehmen, wenn nicht ein Staat, sondern ein Einzelner dies Opfer forderte. Es scheint eine Ungereimtheit, daß der Mensch eines anderen Menschen wegen da sein sollte; ‚viel mehr aller anderen wegen, oder wenigstens möglichst vieler'. O Biedermann, als ob das gereimter wäre, die Zahl entscheiden zu lassen, wo es sich um Wert und Bedeutung handelt! Denn die Frage lautet doch so: Wie erhält dein, des Einzelnen Leben den höchsten Wert, die tiefste Bedeutung? Wie ist es am wenigsten verschwendet? Gewiß nur dadurch, daß du jene Vorteile der seltensten und wertvollsten Exemplare lebst, nicht aber zum Vorteile der Meisten, das heißt der, einzeln genommen, wertlosesten Exemplare. Und gerade diese Gesinnung sollte in einem jungen Menschen gepflegt und angebaut werden, daß er sich selbst gleichsam als ein mißlungenes Werk der Natur versteht, aber zugleich als ein Zeugnis der größten und wunderbarsten Absichten dieser Künstlerin: es geriet ihr schlecht, soll er sich sagen; aber ich will ihre große Absicht dadurch ehren, daß ich ihr zu Diensten bin, damit es ihr einmal besser gelinge«.

*



Gewiß wird das Ziel einer Artentwicklung da liegen, wo diese Art an ihre Grenze und an ihren Übergang in eine höhere Art gelangt. Aber ich weiß nicht, nach welcher Logik dies Ziel damit zugleich nicht auch in der Masse der Exemplare der betreffenden Rasse und deren Wohlbefinden liegen sollte? Was besagt denn »Grenze« und »Übergang«? Sind das nicht Begriffe, die erst noch zu füllen sind? Und könnten, ja müssen sie nicht geradezu mit dieser Masse der Exemplare und mit deren möglichst günstigem Befinden gefüllt werden? Ist die Art nicht von vornherein ein organischer Kollektivkörper und als solcher eine höhere organische Einheit? Und wird es nicht das Ziel dieses Körpers sein, zu seiner möglichsten Vollendung und Vollkommenheit all seiner Teile zu gelangen? Wird nicht dieser sein Zustand sein Ende, sein Ziel und natürlich dann auch sein »Übergang« sein? — Wir sehen, das Wichtigste des Begriffes, seinen eigentlichsten Kern und seine Füllung wirft Nietzsche beiseite und seine leere Schale behält er in der Hand! —

Und warum wohl? Nun, eben darum, weil ihm, dem Dekadent, sein isoliertes ‚Ich' alles ist und dessen Zusammenhänge und Bedingungen, ich möchte sagen: sein Körper, seine Glieder, sein unveräußerlichster Körper und seine unveräußerlichsten Glieder, gar nichts, oder etwas durchaus verächtliches. — Diese armseligste, unglückseligste, gottverlassenste, unhaltbarste aller Irrungen! —

Nicht auf die Masse der Exemplare und deren Wohlbefinden soll es ankommen, sondern vielmehr gerade auf die »scheinbar zerstreuten und zufälligen Existenzen, welche hier und da einmal unter günstigen Bedingungen zustande kommen«.

Vielleicht hat nun Nietzsche hier aber im Grunde eine geniale Idee; vielleicht sogar die, um welche sich heute alles handelt. Hier sind vielleicht schon die beiden Sterne »Europäer« und »Übermensch« verborgen. — Und gewiß; Nietzsche hat recht: sie sind das Ziel der Art! — Aber — sie sind zugleich die Art!! — Und das ist bis in die allerwundersamsten und feinsten psychophysischen Verzweigungen dieser seltsamen letzten und äußersten Einzelnen in alles Milieu hinein der Fall!! Das ist die höchste, die verwegenste und allereigentlichste organische Identität!! — Dieser Einzelne ist von allen, ganz



und gar allen Exemplaren der Art bedingt und determiniert, und bedingt und determiniert sie seinerseits! Sein Schicksal hängt völlig zu einem Teil mit ab von dem irgend eines armen Lumpen, der, ohne daß er's im geringsten weiß, meilenweit von ihm entfernt, zerlumpt und verlaust an irgend einem Dorfzaun verreckt, wie andererseits das Schicksal, das jener Lump in diesem Augenblick erleidet, völlig von dem Schicksal jenes Einzelnen abhängt und von ihm determiniert ist!

Aber dies wird der Dekadent mit seiner unsinnigen, widernatürlichen Isolierung und Sterilisierung des ‚Ich' nie und nimmermehr einsehen und fühlen; denn der religiöse Nerv, der Nerv der Nerven, ist ihm völlig vertaubt und abgestorben! — Er wird es auch der Wissenschaft niemals ablernen, dies Allerwertvollste und Allertiefste, was ihr heute abzulernen ist!

Die Menschheit nun, wünscht oder fordert Nietzsche, solle »jene günstigen Bedingungen aufsuchen und herstellen, unter denen jene großen und erlösenden Menschen entstehen können.« — Das absolut dilettantische, künstliche Postulat des Humanisten und Dekadents! — Nein, sondern die Menschheit stellt als solche diese Bedingungen beständig dar! Und sie hat solche Existenzen beständig, wie sie sie braucht! Denn sie ist nicht einen winzigen Augenblick ohne sie denkbar! Denn sie ist mit ihnen im verwegensten organischsten Sinne identisch! — Oder haben wir diese Existenzen heute etwa nicht? Aber kein Wunder, daß der letzte der Humanisten sie heute nicht sieht, oder sie nicht anerkennt!

Sie sind heute vorhanden nicht als Philosophen oder Künstler oder Heilige, weil diese Funktionen der Rasse und der Menschheit entweder im Hintergrund stehen und feiern, oder weil sie sich in anderen Formen äußern, die ein altschlägig humanistischer Mensch nie und nimmermehr begreifen kann. Sie sind als große Entdecker, große Wissenschaftler, Techniker, wirtschaftliche, finanzielle Unternehmer da: aber sie sind vorhanden. Und wie sie solchergestalt vonnöten sind, sind sie sicher überdies auch, in Anpassung an solche Neuform, als Künstler, Dichter und sogar Heilige da.

Das nun aber, was nach Nietzsche der Erzeugung jener Großen widerstreben soll? Das »Glück aller oder der Meisten«? Die



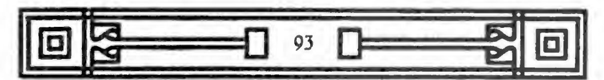
»Entfaltung großer Gemeinwesen«? Aber ist dies nicht völlig bis ins Intimste das Glück jener Einzelnen, die ja mit der Art in jeder und der verwegensten Hinsicht identisch sind?

Oder was sollen wir von jenem »Einzelnen« denken, den Nietzsche da fingiert – vermutlich hat er bereits hier seine beliebte Analogie Napoleon im Sinn – und für den sich der Einzelne, der doch sein Leben dem Staate bereitwillig opfern würde, zu opfern langsam und bedenklich benehmen würde? Nichts anderes denken wir von ihm, als daß er eine halbwegs müßige und abstrakte Fiktion von Nietzsche ist! – Der Einzelne braucht nie ein solches Opfer, oder er braucht es etwa als Staat, als organischer Vertreter und Repräsentant des Staates – denken wir an Bismarck! –; opfert das Individuum sich also dem Staate, so opfert es sich ja dennoch jenem Einzelnen, von dem Nietzsche spricht; das heißt dem alsdann rechten Einzelnen! –

Als Individuum als solches und Einzelner in diesem Sinne bedeutet er nichts und wieder nichts, oder doch etwas so mystisches und transzendentes, daß es niemals ein vergänglicher Mensch in aller Welt und Zeit ergründen wird; also das, was wir mathematisch mit dem Zeichen der Null kennzeichnen. –

»Es scheint eine Ungereimtheit, daß der Mensch eines anderen Menschen wegen da sein sollte.« Er ist es, je nach dem Werte und der Füllung dieses anderen Menschen, und je nach dem, was wir gleich den religiösen, organischen Zusammenhang nennen müssen, in dem der eine Mensch mit dem anderen steht. Manquiert dieser Zusammenhang, so wäre es allerdings eine Ungereimtheit, daß ich wegen einer Null da sein sollte; denn ohne diesen religiösen Zusammenhang ist jeglich Ding und Wesen Null und nichtig und leer. – Also hat der von Nietzsche so hochmütig und unbedacht ironisierte »Biedermann« da eigentlich ganz recht, oder zum mindesten doch nicht unrecht, wenn er sagt: »vielmehr aller Anderen wegen oder wenigstens möglichst Vieler!« Vielleicht hat er sogar ganz recht: Denn die Erfahrung lehrt, daß wir uns dann am glücklichsten fühlen, weil am lebensvollsten – wenn wir die größte religiöse Füllung haben!

Aber Nietzsche fährt fort, und ich will den sehen, der sich nicht instinktiv gegen diese Stelle sträubt, ja, den sie nicht bis ins

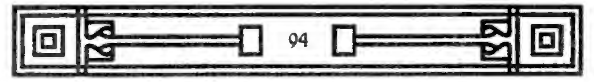


Innerste wie eine widernatürliche Ungeheuerlichkeit berührt: »Denn die Frage lautet doch so: Wie erhält dein, des Einzelnen Leben den höchsten Wert, die tiefste Bedeutung? Wie ist es am wenigsten verschwendet? Gewiß nur dadurch, daß du zum Vorteile der seltensten und wertvollsten Exemplare lebst, nicht aber zum Vorteile der Meisten, d. h. der, einzeln genommen, wertlosesten Exemplare.«

Aber jeder, jeder ohne Ausnahme, ist, einzeln genommen, wertlos, oder besitzt, ich weiß nicht was für einen mystischen Wert, der so nichtig ist, daß ihm ein- für allemal nie beizukommen ist! Jeder! Und zwar, sobald er seines religiösen, das heißt seines Gattungs- und Rasse-Zusammenhanges ledig geworden ist. Und außerdem ist auch überhaupt Niemand eines Großen wegen da, sondern: er ist von vornherein und von Natur mit ihm in organischem Zusammenhang, und nur insofern ist er »für ihn da«, wie jener übrigens auch unter allen Umständen für ihn.

Aber Nietzsche meint ja wohl etwas: wir alle sollen dazu beitragen, daß der Genius erzeugt werde. Indessen: wir alle tragen ja beständig dazu bei, wir können ja gar nicht anders! Wie aber tun wir es? Nur so, daß wir, jeder Einzelnste für sein eigenstes Teil, alles tun, was in unseren Kräften steht, jeder! daß er, er selbst dieser Genius sei und werde, und daß er sich als solcher entwickelt! Und er entwickelt sich tatsächlich beständig als solcher, sei er auch wer er sei; sei er der dümmste Ochsenknecht oder sei er der stumpfsinnigste Idiot! — Jeder Einzigste bringt empor zu dieser Seiner Höhe und zu Sich als solches höchste und äußerste Ziel! Dies ist der Sinn und Lebenszweck jeder Mücke schließlich; jedes winzigsten und geringsten Insektes! — Er bringt empor zu Sich, als zu dem höchsten, göttlichsten seelischen Sein der Gattung und Rasse!

Unmöglich also geradezu und eine geradezu irrsinnige pädagogische Vorschrift, ein Hohn und eine Grimasse auf alle Pädagogik ist dies: »Und gerade diese Gesinnung sollte in einem jungen Menschen gepflanzt und angelernt werden, daß er sich selbst gleichsam als ein mißlungenes Werk der Natur versteht« — Geradezu fürchterlich! — »aber zugleich als ein Zeugnis der größten und wunderbarsten Absichten dieser Künstlerin: es geriet ihr schlecht,



soll er sich sagen (?!); aber ich will ihre große Absicht dadurch ehren, daß ich ihr zu Diensten bin, damit es ihr einmal besser gelinge!«

Wie kann man fordern, der junge Mensch solle sich als ein mißlungenes Werk der Natur verstehen? Ich denke vielmehr, daß der Natur nichts und durchaus nichts mißlingen kann! — Jedenfalls, was wohl sollte einem jungen Menschen solche Einschärfung nützen? Und wie nun aber, — das Allertollste an dieser unglaublichen pädagogischen Stümperei! —: wie nun aber, wenn der »junge Mensch«, den man dies einschärft, nun gerade mal der große werdende Genius in Person wäre; und wenn schon in Gestalt irgend eines armen, unscheinbaren — Tagelöhnerjungen, mein hochfeudaler »Philosoph«?! War Dir nicht der tiefe alte Mythus von der — Tarnkappe bekannt? Aber wie sollte er wohl! —

Soviel zu einer etwaigen Monographie irgend eines besonders »modernen« ehrgeizigen Universitätslektors vielleicht über »Friedrich Nietzsche als Pädagog«. Nur so viel! — Es genügt völlig! —

*

Die »Gedanken und Entwürfe zu der unzeitgemäßen Betrachtung: Wir Philologen« (1874/75) sind insofern von besonderem Wert und Interesse, als sie deutliche Spuren zeigen, daß Nietzsche sich den exakten Wissenschaften zuzuwenden angefangen hat, und daß sein Interesse für das griechische Altertum, — man muß sagen: höchst auffallend und mit einem urplötzlichen, harten und unorganischen Ruck! — in den Hintergrund getreten ist. (Die unorganischen, unlogisch-chaotischen Übergänge und Sprünge der dekadenten Natur!). — Der Humanist in ihm verliert an Kraft, Deutlichkeit und Charakter. Wir werden dafür ganz verblüffende Beispiele zu zitieren haben. —

Das Problem der Erziehung, das wir Nietzsche bereits früher behandeln sahen, gewinnt damit eine ganz besondere und, wie gesagt, überraschende Wendung.

Eine gute Bemerkung, die wohl auch gleich schon den bestimmenden Einfluß der Wissenschaft verrät, ist in solchem Sinne



bereits diese: »Es ist das Werk aller Erziehung, bewußte Tätigkeiten in mehr oder weniger unbewußte umzubilden: und die Geschichte der Menschheit ist in diesem Sinne ihre Erziehung« (S. 337). – Hier streift Nietzsche eigentlich schon an das allerwichtigste Wesen nicht allein der Erziehung des Individuums und der Jugend, sondern den Entwicklungsprozeß der Rasse und der Gattung. Leider freilich, ohne sich dessen im mindesten bewußt zu sein. – Diesen Gesichtspunkt hätte er zur Achse und Angel seiner ganzen Philosophie machen müssen. Von ihm aus hätte er alles zu erwartende und nötige Heil sich entwickeln lassen müssen. Nietzsche hätte erfassen müssen, was diese Tatsache heute vor allen Dingen einschließt: nämlich als letzte, notwendige Konsequenz die Umbildung und Umorganisierung der menschlichen Psychophysis! –

Nietzsche hat dies niemals zu erfassen vermocht! –

Eine höchst interessante und wie sehr überraschende Äußerung ist ferner folgende: »Zudem ist aber alles historische Schließen sehr bedingt und unsicher; man sollte das naturwissenschaftliche vorziehen«. (S. 341).

Freilich nun aber: sofort wieder der verdrießliche Defekt des Dekadent, der sich hier als ein terminologischer offenbart! Nämlich überall ist für Nietzsche bisher, wo er diesen Begriff anwandte, Historie als Erforschung von Entwicklung und Zusammenhang – also im Hegelschen und Darwinistischen Sinn – gebraucht worden; solchermaßen hatten wir uns bisher bei ihm an diesen Begriff gewöhnt, obgleich wir Nietzsche dabei etwas zu gut hielten: mit einem Mal aber springt er von ihm ab, in einer Weise, als ob er ihn niemals entwicklungs-historisch und also bereits auch naturwissenschaftlich gefüllt hätte! –

Jedenfalls: ist Biologie etwa keine Historie? Eine ersprießliche Beschäftigung mit den exakten Wissenschaften aber, ohne diese biologisch-historische Disziplin, ist ja heute überhaupt kaum denkbar und möglich! –

Leider deutet sich aber zugleich auch an, daß Nietzsche nur mit einem verhängnisvoll eingefleischten Vorurteil an die Naturwissenschaften herangehen wird. So z. B. wenn es S. 381 heißt: »Man sehe nur das Leben an. Wenn man nach Plan in der Geschichte sucht, so sehe man ihn in den Absichten eines gewaltigen



Menschen, vielleicht in denen eines Geschlechtes, einer Partei. Alles übrige ist ein Wirrsal. — Auch in den Naturwissenschaften ist diese Vergötterung des Notwendigen!« — Wieder die Naturwissenschaft! Aber zugleich auch, unheilvoll, jene eingefleischte dekadente Isolation der großen Persönlichkeit! — Wir ahnen also bereits, daß Nietzsche sich aus den Naturwissenschaften lediglich, gehe wie's wolle, die Bestätigung dieser unmöglichen Überzeugung herausholen wird. —

Dabei begegnen wir einer doch aber auch geradezu tragischen Äußerung; tragisch, weil sie wie ein Lichtblitz aus dem gesunden und verständigen Nietzsche durch all seine heillosen und kranken Irrungen hindurchbricht, ohne daß ihre Klarheit doch zu beharren vermöchte.

Es handelt sich um eine herrliche neue Auffassung des »Heiligen«, in der alles Heil und alle Erlösung sich ausspricht!

Es heißt S. 349: »Wer heute gut und heilig sein wollte, hätte es schwerer: er dürfte, um gut zu sein, nicht so ungerecht gegen das Wissen sein, wie es die früheren Heiligen waren. Er müßte ein Wissender-Heiliger sein; Liebe und Wahrheit verbindend; und mit einem Glauben an Götter und Halbgötter oder Vorsehung dürfte er nichts mehr zu schaffen haben; wie damit auch der indische Heilige nichts zu tun hatte. Auch müßte er gesund sein und sich gesund erhalten; sonst würde er gegen sich mißtrauisch werden müssen. Und vielleicht würde er gar nicht einem asketischen Heiligen ähnlich sehen, vielmehr einem Lebemanne«.

Ohne es zu wissen, hat Nietzsche hier genau, Zug für Zug, das Porträt Walt Whitmans gezeichnet! —

9.

Indessen: wie bei Nietzsche jetzt Humanismus und griechisches Altertum mit einem Mal in den Hintergrund treten!

Man vergleiche z. B. eine Tabelle, wie die folgende auf S. 338! »Es ist schwer«, heißt es dort, »die Bevorzugung zu rechtfertigen, in der das Altertum steht: Denn sie ist aus Vorurteilen entstanden.



1. Aus Unwissenheit des sonstigen Altertums.
2. Aus einer falschen Idealisierung zur Humanitäts-Menschheit überhaupt, während Inder und Chinesen jedenfalls humaner sind. (?)
3. Aus Schulmeister-Dünkel.
4. Aus der traditionellen Bewunderung, die vom Altertum selbst ausgegangen ist.
5. Aus Widerspruch gegen die christliche Kirche, oder zur Stütze.
6. Aus dem Eindruck, den die Jahrhunderte lange Arbeit der Philologen gemacht hat, und die Art ihrer Arbeit: es muß sich doch um Goldbergwerke handeln, meint der Zuschauer.
7. Fertigkeiten und Wissen von dorther gelernt. Vorschule der Wissenschaft. In Summa: teils aus Ignoranz, falschen Urteilen und trügerischen Schlüssen, auch durch das Interesse eines Standes, der Philologen.«

Oder gar folgende Stelle (S. 340): »An sich wäre es ja viel natürlicher, daß man der Jugend geographische, naturwissenschaftliche, national-ökonomische, gesellige Grundsätze beibrächte, daß man sie allmählich zur Betrachtung des Lebens führte und endlich, spät, die merkwürdigsten Vergangenheiten vorführte. So, daß Kenntnis des Altertums zum letzten gehörte, was einer erwürbe; ist diese Stellung des Altertums in der Erziehung, die für das Altertum ehrenvollere oder die gewöhnliche?« u. s. w.

Und S. 349: »Daß man nur durch das Altertum Bildung gewinnen könne, ist nicht wahr. Aber man kann von dort aus welche gewinnen, doch die Bildung, welche man jetzt so nennt, nicht. Nur auf einem ganz kastrierten und verlogenen Studium des Altertums erbaut sich unsere Bildung. Um nun zu sehen, wie wirkungslos dies Studium ist, sehe man nur die Philologen an: die müßten ja am besten durch das Altertum erzogen sein.«

Als eine bemerkenswerte Äußerung müssen wir ganz besonders auch die folgende notieren, S. 384 85: »Auf immer trennt uns von der alten Kultur, daß ihre Grundlage durch und durch für uns hinfällig geworden ist. Eine Kritik der Griechen ist insofern zugleich eine Kritik des Christentums, denn die Grundlage im Geisterglauben, im religiösen Kultus, in der Natur-

verzauberung ist dieselbe. — Es gibt jetzt noch zahlreiche *rück=ständige* Stufen, aber sie sind schon im Begriff zu *verfallen*. — Dies wäre eine Aufgabe, das Griechentum als unwiederbringlich zu kennzeichnen und damit das Christentum und die bisherigen Fundamente unserer Sozietät und Politik.«

Ist dies alles noch der Nietzsche der vorigen Schriften? — Wir haben hier, scheints, das eklatanteste Beispiel eines Zweiseelen=zustandes. Wie muß man bedauern, daß *dieser* Nietzsche nicht über den anderen zu siegen vermochte!

Aber die Unmöglichkeit eines solchen Sieges: zeigt sie sich nicht bereits wieder selbst in einer Äußerung wie der letzt zitierten? Denn Nietzsche ist außerstande zu erkennen, daß die bisherigen christlichen Fundamente unserer Sozietät und Politik nie und nimmermehr *aufzulösen* sind, sondern daß gerade sie ihre letzte *Vollendung* und *Erfüllung* treiben müssen; die *ihrige* und keine andere! — Und er erkennt ferner nicht, daß es sich in der *historischen* Erscheinung des Christentums nicht bloß um Rest=bestandteile des griechischen, sondern auch jeglichen anderen Alter=tums handelt und handeln *muß*; also des semitischen, ägyptischen, des germanischen u. s. w.; und daß *dieser organische Rest* von antikem Ethnos überhaupt in einer allerletzten organischen Aus=bildung bestehen bleibt und verharrt, aber nie und nimmermehr auszurotten ist! Außer in seinen etwa noch vorhandenen allzu groben und inkommensurablen Resten, und nicht minder in Ge=stalt der artistisch=humanistischen Renaissance=Bestrebungen, die aber auch ihrerseits heute immer ohnmächtigere Wellen schlagen. —

•

Von besonderer Wichtigkeit muß in dieser »Betrachtung« auch die Stellung sein, die Nietzsche dem Christentum gegenüber ein=nimmt.

Was sagen wir z. B. zu einer Äußerung wie dieser (S. 368): »Es wäre viel glücklicher noch gewesen, daß die *Perser*, als daß gerade die *Römer* über die Griechen Herr wurden.« — Ich denke sie ist geradezu monströs! —

Ferner ein Beispiel, wie sonderbar »vergeßlich« er ist. S. 380: »Mit dem Christentum erlangte eine Religion das Übergewicht,

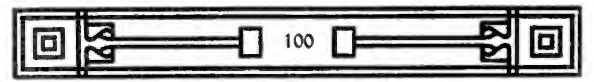


welche einem vorgriechischen Zustand des Menschen entsprach: Glaube an Zaubervorgänge in allem und jedem, blutige Opfer, abergläubischer Angst vor dämonischen Strafgerichten, Verzagen an sich selbst, ekstatisches Brüten und Halluzinieren, der Mensch sich selber zum Tummelplatz guter und böser Geister und ihrer Kämpfe geworden.«

Oben aber hieß es: »Eine Kritik der Griechen ist insofern zugleich eine Kritik des Christentums, denn die Grundlage im Geisterglauben, im religiösen Kultus, in der Naturverzauberung ist dieselbe«.

Nun ist zwar, scheints, nicht alles, was Nietzsche im letzten Zitat anführt, gerade griechische Rasseeigenschaft, sondern mehr orientalische; aber es ist sehr die Frage, ob dies gerade so besonders gewiß ist. Denn die Griechen fingen sicher erst in der Zeit der Perserkriege an, sich von älteren orientalischen Barbareien loszumachen; auch vom »Verzagen an sich selbst« (wird sicher eine Begleiterscheinung der dionysischen Kulte gewesen sein!), und von »ekstatischem Brüten und Halluzinieren« (sicher gleichfalls eine Begleiterscheinung dieser Kulte!). – Weiter aber ist es wieder durchaus unrichtig, solche Zustände zur Signatur des Christentums zu machen; vielmehr war das alles nichts, als übermächtiger ethnischer Konflux und solche Reaktion, die, vom Zeitalter der alexandrinischen Kultur an, sich des Imperiums bemächtigten und durch die sich das Christentum – das einzig von Christus und seiner Lehre aus definiert werden darf! – hindurchzuringen, mit denen es sich dialektisch und sonst abzufinden hatte, ja, mit denen es wohl auch nach aller Regel kämpferischer Praxis Kompromisse einzugehen hatte; zumal natürlicherweise seine so rapid zunehmende Anhängerschaft, die gerade in dem alexandrinischen Zeitalter aufgewachsen war, unmöglich die Denk- und Empfindungsformen dieses Zeitalters so gänzlich und bis ins Unbewußte hinein mit einem Mal überwinden konnte! –

Beachten wir: Nietzsches Stellungnahme zum Christentum ist von vornherein die schiefste; sie ist nichts als eine allzu subjektive, unbesehens temperamentliche Reaktion des modernen Menschen, des werdenden Europäers, gegen alles derartige ältere Ethnos. – Das wäre gewiß in mancher Hinsicht eine ganz gute und wohl



auch gesunde Eigenschaft Nietzsches; aber es ist weder die fruchtbarste, noch die gerechteste, noch auch gerade die wissenschaftlichste und die — wissendste! ...

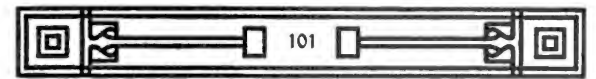
*

Es versteht sich nach diesem, daß eine Äußerung, wie die folgende, nicht minder haltlos ist. — S. 385: »Es ist fast lächerlich, zu sehen, wie fast alle Wissenschaften und Künste in der neueren Zeit wieder aus dem Samen aufwachsen, der aus dem Altertum zugeweht wird, und wie das Christentum hier nur wie ein böser Frost einer langen Nacht erscheint, bei dem man glauben sollte, es sei für alle Zeit mit der Vernunft und der Ehrlichkeit der Menschen vorbei. Der Kampf gegen den natürlichen Menschen hat den unnatürlichen Menschen gemacht.«

Direkt das Umgekehrte von dem, was Nietzsche hier im Einklang mit der fable convenue behauptet, ist wahr! — Gewiß sind die Keime der Wissenschaften und Künste aus dem Altertum hergeweht, aber einzig das Christentum ist es, das sie erst zu entwickeln vermochte! Ich weiß, daß ich heute mit dieser Behauptung sehr isoliert dastehen werde: aber ich werde noch Gelegenheit haben, sie mit den besten Beweisen zu stützen.

Hier so viel: Das Christentum hat überhaupt erst die physischen und intellektuellen Organe geschaffen und zudem die neuen, erweiterten Gattungsfundamente und Gattungshorizonte, in deren Bereich sich Wissenschaften und Künste über den toten Punkt der ausgehenden Antike mit ihren so unerhörten jahrhundertelangen, so störenden, aber zugleich so notwendigen Rassenfusionen hinweg weiter und bis zu ihrer heutigen Höhe und Signatur entwickeln konnten. Die exakte Wissenschaft unserer Zeit und das Christentum haben ein und dieselbe Wurzel: nämlich die große religiöse Individualität des Christus und seiner Lehre, mit der aber diese Individualität, in einem Sinne, den wir später noch ganz erkennen werden, durchaus identisch ist! —

Aber wie sehr Nietzsches, des dekadenten Humanisten, Zentralnerv für Religion abgestumpft ist, dafür aus den so gar vielen Belegen, die sich auch in dieser »Betrachtung« finden, abermals nur eine Stelle.«



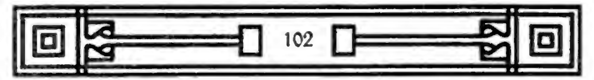
Es heißt S. 398: »Meine Religion, wenn ich irgend etwas so nennen darf, liegt in der Arbeit für die Erzeugung des Genius; Erziehung ist alles zu Hoffende, alles Tröstende heißt Kunst. Erziehung ist Liebe zum Erzeugten, ein Überschuß von Liebe über die Selbstliebe hinaus. Religion ist ‚Liebe über uns hinaus'. Das Kunstwerk ist das Abbild einer solchen Liebe über sich hinaus, und ein vollkommenes.«

Die ganze triste, innerliche Ohnmacht und Leere der dekadenten Natur bringt sich hier, so großartig dieser Passus sich auch ausnimmt, so sehr er sich auch durch eine gewisse unbeanstandbare Wahrheit zweiten Grades einschmeicheln möchte, zum vollkommensten Ausdruck! –

Wie kennzeichnend schon der kleine Zwischensatz: »wenn ich irgend etwas noch so nennen darf«! – Diese »Erzeugung des Genius« aber? Auf welcher Grundlage möchte Nietzsche ihn denn wohl erzeugen wollen und hat er ihn erzeugen wollen? O, sein Lebtag nur auf der einer komfortgeborenen, artistisch-humanistischen Phrase! – Mag Erziehung in einem gewissen Sinn »alles zu Hoffende« sein; aber alles »Tröstende« heißt sicherlich nicht Kunst (o Artist!), sondern einzig Religion, ohne welche auch Kunst nicht einen Augenblick sein kann! – Und mag Erziehung »Liebe zum Erzeugten« sein, mag sie »ein Überschuß von Liebe über die Selbstliebe hinaus« sein: aber sie ist nicht denkbar ohne Religion! – Erziehung ist selbst Religion. – Das Kunstwerk aber ist nicht »Abbild einer solchen Liebe über sich selbst hinaus«, sondern ein Abbild solcher Liebe. Das wahre Abbild einer solchen Liebe aber wird vor allem eine prächtige Schar Kinder sein, oder, im weiteren religiösen Verstand, eine vollendete, vollkommene, harmonische, eine neue »athletische« Sozietät, damit ich mich eines unvergleichlichen Ausdruckes von Walt Whitman bediene! –

*

Ich hätte noch auf die letzte »unzeitgemäße Betrachtung«: »Richard Wagner in Baireuth« einzugehen. Aber ich darf mich über sie wohl kurz fassen. Sie ist uns hier als solche nur von einem nebensächlichen Interesse. – Dagegen kann sie uns in be-



zug auf Nietzsches Persönlichkeit ein nicht unwichtiges Interesse abgewinnen.

Sie fällt kurz vor die Abfassung von »Menschlich-Allzumenschliches«; also in eine Zeit, wo Nietzsche, wie wir aus der vorigen »Betrachtung« ersahen, sich bereits mit den modernen Wissenschaften abzugeben angefangen hatte! — Außerdem ist zu berücksichtigen, daß Nietzsche in dieser Zeit, und selbst als er diese so bedingungslose Panegyrik auf Wagner verfaßte, Bemerkungen niedergeschrieben hat, die, wie wir aus der Nachlaß-Veröffentlichung ersehen können, durchaus nicht so bedingungslos sind! —

Die ganze psychologische, um nicht zu sagen, pathologische Bedingtheit von Nietzsches Lebenswerk enthüllt sich uns auch hier wieder! Wie war es möglich, daß ein und derselbe sich zu gleicher Zeit privatim kritisch und öffentlich mit einer Lobeserhebung über Wagner äußern konnte, die in ihrer Überschwänglichkeit fast etwas Bängliches hat? — Es war ja sicher nicht ganz und gar gegen sein Gewissen, wenn er diese »Erweiterung« der »Geburt der Tragödie« verfaßte und veröffentlichte; aber doch: wieviel sagt schon dieses »nicht ganz und gar«! — Im übrigen hat er sich eben viel zu sehr durch persönlich-freundschaftliche Rücksichten bestimmen lassen. Wie sehr enthüllt das seine nervös oscillierende Sensibilität, und wie wenig vermochte Nietzsche eine gesunde Hemmung und Regulierung derselben! Und wie tragisch enthüllt es sich hier, daß Nietzsche keine zur Freundschaft disponierte Natur war! Man muß mit solch einer undisziplinierten Sensibilität verurteilt sein, schließlich in freundloser Einsamkeit sich zu verlieren. — Wie wenig doch besaß Nietzsche an Selbsterhaltungsinstinkt, wie wenig an klarsichtiger Ehrlichkeit gegen sich selbst, daß er niemals diese verhängnisvolle Schwäche seiner Natur zu erkennen, sich zu gestehen und sie zu erziehen vermochte! — Daß er es nicht vermochte, und wenn auch nur zu einer solchen Selbsterziehung, bei dem so ungleich männlicheren, älteren Freund auszuhalten! — Ich meine, es wäre für Nietzsche außerordentlich segensreich gewesen, wenn er, gerade neben seiner damaligen Beschäftigung mit der Wissenschaft, unter allen Umständen bei Wagner ausgehalten hätte! Damit, daß er mit diesem brach, warf er zu plötzlich viel zu viel von seiner Vergangenheit fort; und viel zu viel wirklich Wertvolles, —

nämlich einen letzten Rest eingeborenen, wahren religiösen Empfindens — so daß die Beschäftigung mit der Wissenschaft ihm eher zu einem Verhängnis geworden ist, als daß sie ihm wirklich zum Segen gereicht wäre! — Sicherlich mußte Nietzsche, der jüngere, über kurz oder lang von Wagner weg; er ragte dazu viel zu sehr in das »Reich« und die Neuzeit herein, über das Gebiet jener Nachromantik hinaus, die Wagner vertrat. Aber dieser Übergang von damals war viel zu plötzlich, viel zu abrupt und gewaltsam! — Doch wieder das Stigma der dekadenten Natur, daß sie sich in schroffen, disparaten Gegensätzen bewegt; daß sie nie gerecht, treu und organisch sich dem gegenüber zu verhalten vermag, was ihr gestern noch alles war; daß sie nicht versteht, die Stufen ihrer Entwickelung in eine organische Einheit zu bringen! —

Ich glaube, dieser allzu schroffe Bruch mit Wagner ist für Nietzsche geradezu letal geworden! ...

10.

Wir haben die erste, rein oder vorwiegend humanistische und romantische Periode Nietzsches hinter uns. Wir sahen, daß sie sich in zwei Abschnitte gliedert, von denen der erste sich als die humanistische und romantische Periode im engeren Sinne darstellt, während der zweite Abschnitt bereits einen merkbaren Übergang zu seiner zweiten, wissenschaftlichen Periode zeigt; insofern einerseits, als Nietzsche genötigt ist, auf Zeit- und Kulturerscheinungen auch in kritisch-polemischer Weise näher einzugehen, und andererseits insofern dieser zweite Abschnitt der ersten Periode direkte Spuren einer bereits aufgenommenen Beschäftigung mit den modernen Wissenschaften aufweist.

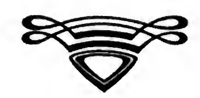
Die ganze Periode steht im Zeichen einer entschiedenen, ja heftigen Gegnerschaft zu dem, was heute moderne Kultur heißt; im besonderen in dem der Negierung einer deutschen Kultur. Ja, Nietzsche leugnet, was wir hier hervorheben möchten, eine solche Kultur geradezu. Wir haben gesehen, inwiefern diese Gegnerschaft berechtigt, und sogar von großem Werte ist; aber wir haben zugleich auch gesehen, inwiefern sie sich kurzsichtig erweist. Vor allem mußten wir die von der Antike entlehnten



humanistischen Wertungen beanstanden, von denen aus Nietzsche eine seiner Ansicht nach wahre, und zwar tragische moderne Kultur schaffen möchte. Aber zugleich haben wir die interessante Tatsache feststellen müssen, daß Nietzsche sie im Bezirk der »Unzeitgemäßen Betrachtungen« selbst in ihrem Werte abzuschwächen begann; offensichtlich bereits unter dem Einflusse einer beginnenden Beschäftigung mit den exakten Wissenschaften.

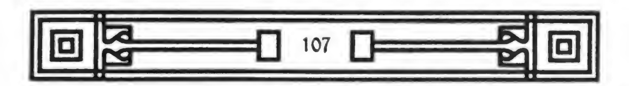
Nicht unwichtig ist es, daß wir bereits in dieser ersten Periode eine Neigung Nietzsches zu sich widersprechender Gegensätzlichkeit seiner Ansichten hier und da leise sich andeuten sahen. Daneben aber haben wir im voraus betont, daß gewisse seiner Grundideen, und die hauptsächlichsten, schon im Bereich der ersten Periode hervortreten, die Nietzsches ganze Entwickelung hindurch sich im wesentlichen völlig gleich bleiben werden.

Wir haben ferner festgestellt, daß Nietzsche von Anlage Dichter ist, und daß es ihm zum Denker nicht allein an einem über sein humanistisches Gelehrtentum so besonders hinausgehenden, umfassenderen Wissen auf anderen notwendigen Gebieten gebricht, sondern auch an der Fähigkeit zu objektiverer, klarer, wissenschaftlich begrifflicher Distinktion. — Sein dichterisches Temperament, eine gewisse tiefere, wohl auch religiöse, aber gebrochene Grundanlage seines Wesens haben wir hervorgehoben: aber wir haben zugleich bereits hier eine gewisse leidenschaftliche Sensibiliät feststellen müssen, die vielleicht schon im Bereiche dieser ersten Periode hier und da Spuren nervöser Pathologie zeigt. —



Zweiter Teil.

Nietzsche und die Wissenschaft.



1.

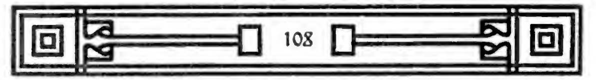
Nietzsches wissenschaftliche Periode setzt ein mit »Menschlich=Allzumenschliches«, das von 1876 zu 1878 entstanden ist.

»Menschlich=Allzumenschliches« ist in mehr als einer Hinsicht Nietzsches unerquicklichstes und unerfreulichstes Werk; andererseits aber hat es doch auch wieder, trotz all seiner Velleitäten, Oberflächlichkeiten und Verranntheiten mit dem schonungslosen Abbau, den es treibt, einen gewissen Wert; denn unter diesem Abbau blicken überall die Keime jener Welt und jener Begriffe hervor, die heute erlöst sein wollen; wenn schon es Nietzsche keineswegs gelungen ist, ihrer in Wahrheit habhaft zu werden und sie zu formulieren.

Wir sehen schon: es war unvermeidlich, daß Nietzsche an die Wissenschaft geriet; die inneren Nötigungen waren von vornherein vorhanden. Es bedingte sich schon durch die Tendenz der »Geburt der Tragödie«. Die nächste Etappe zu der Wissenschaft hin bedeuteten die »Unzeitgemäßen Betrachtungen«, in denen Nietzsche für seine humanistischen Kulturideale zu kämpfen begann. Der nächste Schritt mußte sein, daß er zu der Herrscherin einer Zeitkultur, die er so überaus verachtete, selbst hin kam; und damit zugleich an die Probe geriet, um die in all unseren Zeitläuften, und besonders seit der Zeit, in welcher Nietzsche jung war, niemand herumkommt und herumkam.

Indessen: wie sonderbar! Diese Herrscherin eines von ihm so gründlich verachteten Zeitalters begann offenbar, ihn von vornherein zu fesseln!

Es ist eine der kennzeichnendsten Eigenschaften, daß Nietzsche weder sich noch uns in allen »Unzeitgemäßen Betrachtungen« ein einziges Mal offen Rechenschaft abgelegt hat von einer solchen Wirkung, die er von der Wissenschaft erfuhr, unter allen Umständen doch erfuhr, nach den deutlichen Anzeichen, auf die ich im vorigen Teile aufmerksam machen konnte. — Und es ist ferner eine seiner kennzeichnenden, bedauernswürdigen und verhängnisvollen Eigenschaften, daß er durch die Wissenschaft in keinerlei



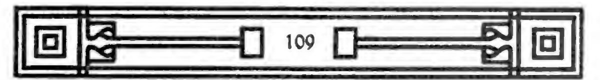
herberen Konflikt mit seiner ersten humanistischen Periode geriet; einen Konflikt, den wir Angehörigen einer auf ihn folgenden Generation, so weit wir überhaupt als entwicklungsfähig in Betracht kommen, alle, und zumeist auf das allerbitterste, zu durchleben hatten; einen Konflikt zudem, der überhaupt erst die ernste Probe bedeutet, inwieweit ein jeder von uns für die Synthese in Betracht kommt, auf die es hinaus will; ein durchaus notwendiger, natürlicher und vor allen Dingen unter allen Umständen gesunder Konflikt! – Ein Konflikt, der geradezu die Probe darauf bedeutet, ob und wie weit wir dekadent sind oder nicht; wobei ich den Begriff dekadent schon hier einzig nach der Seite der geistig-seelischen Axenlosigkeit hin fasse. –

Einen solchen Konflikt besteht Nietzsche in keinerlei merkbarer Weise. Vielmehr hat man in den »Unzeitgemäßen Betrachtungen« den deutlichen Eindruck, als stoße er auf etwas Neues, Anziehendes, Fesselndes und werfe alles Bisherige einfach beiseite. Ein ganz sonderbarer, sprunghaft unorganischer Übergang! –

Wir haben da mit einem Mal von Nietzsche einen völlig, einen verblüffend anderen Aspekt; in diesem »Menschlich-Allzumenschliches«, mit seiner plötzlich einsetzenden, nervös-kapriziösen Aphorismenform.

Denn auch dieser formale Gegensatz zu den sorgfältig und schön komponierten, zusammenhängenden Aufsätzen der ersten Periode ist auffallend, ist frappierend! – Wenn auch nur in einer gewissen – aber wie sehr auffallenden! – Hinsicht scheint ein völlig anderer Mensch vor uns zu stehen; ein Mensch, der mit einem Mal ebenso schroff und mit renegatenhafter Schroffheit und hitziger Nervosität Weiß sagt, wo er noch gestern Schwarz sagte; und ohne daß man ihm von den Spuren eines solchen Wechsels auch nur das mindeste anmerkte. – Soll ich bekennen, daß dies Buch einen geradezu erschreckenden Eindruck auf mich gemacht hat? Und muß eine solche Equilibristik der Ansichten und Überzeugungen nicht erschrecken?

Was mag sie wohl in den gegenwärtigen Zeitläuften für heillose Verwirrungen anrichten! Und hat die Erscheinung Nietzsches diese europäische Gefahr nicht akut gemacht und erst recht hervorgetrieben? Ja, ich befürchte sogar sehr, daß gerade Nietzsche



ihr erst so etwas wie ein Prinzip und eine gewisse Bewußtheit, und ich weiß nicht was für ein kreuzgefährliches »Ethos« zur Verfügung gestellt hat! —

*

Ich deutete an, wie tief unsympathisch mir dieses Werk von Nietzsche ist. Aber ich werde mich ganz deutlich aussprechen. —

Ich sage: es ist ein armes und unglückliches Buch; und ich sage sogar, es ist ein ordinäres Buch! Ich meine mit diesem offenen und ehrlichen Epitheton, dessen Berechtigung wir gleich nachher vollauf erkennen werden, nicht ein ethisch-persönliches Manko — natürlich nicht! — aber es ist eine plötzliche Ordinärheit des Intellektes, die Nietzsche hier offenbart! Gerade dies aber ist eine Art von Ordinärheit, auf die niemand leichter verfallen wird — und gerade bei einer Begegnung mit den modernen Wissenschaften! — als eine innerlichst so fein, so zart, so spröd und zerbrechlich organisierte Natur wie die Nietzsches! — Die Wissenschaft ist bei einer solchen ersten Begegnung nur zu sehr geeignet, zynisch zu machen und gründlichst zu desillusionieren. Das würde die normale Einwirkung sein! Ganz anders verhält es sich bei einer Natur wie die Nietzsches. — Wer wäre wohl so wenig geeignet, zynisch zu sein, als sie? Und wer wäre so wenig geeignet, sich zunächst mal herzhaft unglücklich und desillusioniert zu fühlen? Gerade diese Natur wird nicht zynisch werden, sondern ordinär; nach solcher Richtung hin muß ihre innere Schwäche den Zynismus verschiefen. Das so unerquickliche und bedauernswürdige dieser intellektuellen Ordinärheit ist die Ohnmacht eines axenlosen Temperamentes; während ein sicheres, axenfestes ethisches Temperament, wenn es so plötzlich genötigt wäre, der Wissenschaft recht zu geben, den starken Choc, den es erführe, in einem schmerzlich groben Zynismus zum Vorschein zu bringen genötigt ist, der sich sicherlich als nichts weniger denn artistisch-aphoristisch geistreich und spielend zu äußern vermöchte. Schon diese Geistreichheit und dies Spielende als solches ist hier ordinär. Eine Ordinärheit, die Nietzsche meinethalben mit einem Geist wie Voltaire gemeinsam haben soll. — Freilich, wie ungleich mehr als bei Voltaire ist sie bei Nietzsche



Zeichen von Schwäche und Unfähigkeit, einen wirklichen Konflikt durchzukämpfen, der tiefstes, umwühlendes und schöpferisches Seelenerlebnis und Seelenringen — »Herr, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!« — wäre, und nicht bloß eine beständig oszillierende und wechselnde Sensation gereizter Nerven, die den unglücklichen Nietzsche seit diesem ersten unglückseligen Renkontre mit der exakten Wissenschaft allmählich in den letzten Irrsinn, in die Paralyse hineinpeinigen mußte. —

In dem Vorwort, das Nietzsche nachträglich, 1886, dem Buche vorgesetzt hat, läßt er sich von dem Leser die Frage stellen: »Alles nur — menschlich-allzumenschlich? Mit diesem Seufzer komme man aus meinen Schriften heraus, nicht ohne eine Art von Scheu und Mißtrauen selbst gegen die Moral, ja nicht übel versucht und ermutigt, einmal den Fürsprecher der schlimmsten Dinge zu machen: wie als ob sie vielleicht nur die bestverleumdeten seien?«

Ich weiß nicht, ob man aus Nietzsches Schriften mit diesem »Seufzer« oder, doch wohl besser gesagt, Vorteil herauskommt. Mag sein! — Es wäre schon gut; und sehr gut sogar. — Wenn nur Nietzsche in seinen Schriften auch wirklich ein solcher »Fürsprecher« und gerechter Richter wäre! — Aber er ist es nicht. Er kann es nicht sein, denn er hat hier keine wirklichen, tiefgreifenden ethischen Konflikte durchgekämpft: er ist stets nur etwa das gewesen, was man gelegentlich, mit anderem Bezug, recht glücklich den »Hahnreih seines Intellektes« genannt hat. — Und er hat zudem die Merkmale der Dekadence im hoffnungslosesten Absterbesinne stets mit den grobgesunden Eigenschaften eines »Verbrechertums« verwechselt, das wirklich Zukunft in sich hat, das plastos ist, das sogar vielleicht einen sehr beachtenswerten, wichtigen und starken ethischen Fond als Hintergrund birgt. — Es gibt in einer gewissen Roheit und Wildheit des Lebens so viel unbewußte Güte, Bildsamkeit, ja verborgene, starke Liebeskraft, die sicherlich hundertmal mehr wert ist, als alle Kammmachergerechtigkeit komfortabilisierten Mitteleuropäertums und moderner rangierter Moral- und sonstiger Philisterei. — »Es kennt der Herr die Seinen!« — — —

*



Gewiß, die Welt, das Leben und der Mensch ist eine grobschlächtige und wohl auch ordinäre Sache; und es lohnt sich wohl schon, ja! es verlangt sich wohl auch sogar, daß ihre Motive und das Spiel ihrer Kräfte einmal grob-zynisch von der borstigen Außenseite genommen werden. Unter Umständen wäre das wohl auch gerade für Nietzsche eine gesunde Kur gewesen! – Aber es ist keine herzhafte Skepsis in Nietzsche. Sie ist und bleibt eine artistisch-spielende, eine peripherische Nervensensation. Sie ist keine Skepsis, die noch die edlen Spuren ihres unlösbaren Zusammenhanges mit einer tiefinnerlich festen religiösen Emotion trägt und die unter allen Umständen über ihren Knick hinwegkommt und ihn ausgleicht.

O ja, man tauche einmal in das Ordinäre unter; gründlich, nicht bloß in der Theorie und mit dem Intellekt, sondern man wage es z. B. in einem Bohêmeleben, das sich durch die wüstesten Sensationen einer modernen Weltstadt hindurchschlägt! – Aber Nietzsches »Aristokratismus«, der bereits sein »shoking«! zum besten gibt, wenn ein Kerl wie Zola auf ihn zukommt! Ja, die Art, wie Nietzsche jenen französischen Naturalismus von der Hand weist: man vergleiche sie nur mit diesem »Zynismus«, mit dem er hier in »Menschlich-Allzumenschliches« tändelt und posiert! –

Man tauche in die Ordinärheit des Lebens ein, man enthülle sie schonungslos und bestehe sie! – Aber man bleibe freilich nicht bei ihr stehen! – Man verstehe viel mehr, daß sie begriffen, in irgend etwas begriffen sein will! – Sie ist vielleicht eine Not des Kosmos und der Menschheit. Sie ist vielleicht die nächste Nachbarin einer furchtbaren letzten und dunkelsten Region dieses Kosmos und dieser Menschheit. Vielleicht ist sie ein Heldentum. Vielleicht ist sie der stolze Notschrei starker und edler Kräfte. Vielleicht birgt sie eine Feinheit, eine tiefe neue Güte und Schönheit. Vielleicht ist sie das notvolle physiologische Ringen neuer Arteigenschaften. –

Indessen Nietzsche seinerseits hat den unheilbaren Knick dieser intellektuellen und artistischen, dieser spielerischen Ordinärheit behalten; und er hat von der Wissenschaft nichts gelernt. – Ja, unerhört: es ist so: Nietzsche ist in Wirklichkeit über das gröbste, oberflächlichste Aneignen hier nicht hinausgekommen!

Vor allem hat er nichts von der religiösen Tiefe ihrer großen Entwicklungsidee gelernt; und er gerade hätte doch hier von ihr lernen und absehen müssen, was sie selbst zu fassen nie in der Lage sein wird, soweit sie notgedrungen eine mechanistische und experimentierende Wissenschaft sein muß. — Er dilettiert mit dieser Wissenschaft sogar, bei Licht besehen — und wir werden es sogleich bei Licht besehen! — ärger als unsere sogenannte philosophierende Popularwissenschaft! —

*

Wir gehen an »Menschlich-Allzumenschliches« heran.

Wie hat er sich also geändert! —

Wir bieten als Einleitung ein paar Proben.

Es ist jetzt urplötzlich von einer »Chemie der Begriffe und Empfindungen« die Rede. — Und es heißt (III, S. 17): »Die historische Philosophie dagegen, welche gar nicht mehr getrennt von der Naturwissenschaft zu denken ist, die allerjüngste aller philosophischen Methoden, ermittelte in einzelnen Fällen (und vermutlich wird dies in allen ihr Ergebnis sein), daß es keine Gegensätze sind, außer in der populären und metaphysischen Auffassung, und daß ein Irrtum der Vernunft dieser Gegenüberstellung (von Vernünftigem und Vernunftlosem u. s. w.) zugrunde liegt« u. s. w. — Und es heißt (III, 19): »... die ganze Teleologie ist darauf gebaut, daß man vom Menschen der letzten vier Jahrtausende als von einem *ewigen* redet, zu welchem hin alle Dinge in der Welt von ihrem Anbeginn eine natürliche Richtung haben. Alles aber ist geworden; es gibt *keine ewige Tatsache*: so wie es keine absoluten Wahrheiten gibt. — Demnach ist das *historische Philosophieren* (wenn Nietzsche es doch je zu handhaben gewußt hätte!) von jetzt ab nötig und mit ihm die Tugend der Bescheidung.« (Ich möchte schon hier darauf aufmerksam machen, wie solche Anschauungen Nietzsches später, trotz aller Unvereinbarkeit, neben der *Idee von der Wiederkunft* in geruhiger Diskrepanz bestehen bleiben! —)

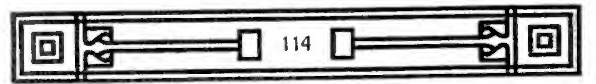
Und ebenda heißt es: »Es ist das Merkmal einer höheren Kultur (jetzt auf einmal also ist eine Kultur und gar eine ‚höhere' da, die Nietzsche in seiner ersten Periode soeben noch so scharf in



Abrede gestellt hatte!), die kleinen unscheinbaren Wahrheiten, welche mit strenger Methode gefunden wurden, höher zu schätzen, als die beglückenden und blendenden Irrtümer, welche metaphysischen und künstlerischen Zeitaltern und Menschen entstammen«. — Unerhört und unglaublich! — »Zunächst hat man gegen erstere den Hohn auf den Lippen, als könne hier gar nichts Gleichberechtigtes nebeneinander stehen: so bescheiden, schlicht, nüchtern, ja scheinbar entmutigend stehen diese, so schön, prunkend, berauschend, ja vielleicht beseligend stehen jene da. Aber das Mühsam-Errungene, Gewisse, Dauernde und deshalb für jede weitere Erkenntnis noch Folgenreiche ist doch das höhere(!), zu ihm zu halten ist männlich und zeigt Tapferkeit, Schlichtheit, Enthaltsamkeit an.«

Was für eine höchst verwunderliche Fürsprache! Fürwahr, rapid ist Nietzsche mit der Wissenschaft ins Reine und auf Verkehrsfuß gekommen: — Aber immerhin geben uns die allerletzten Worte einen kleinen interessanten psychologischen Fingerzeig, den wir uns nicht entgehen lassen dürfen.

Die feminine Natur Nietzsches kommt an die Wissenschaft. Sein sensibler Intellekt — gar nichts anderes als dieser! — erfährt einen Choc, und — dieser Choc ist diesem feminin-sensiblen Intellekt angenehm! Er löst eine ästhetische Wahrnehmung und Beobachtung aus: dieser Choc ist hart; dieser Stil der Wissenschaft ist klar, robust, unbarmherzig. Und wer ist so sehr für das »Männliche«, als ein solcher Intellekt! Die Sensation und ihr Reflex, den sie in den Nerven auslöst, bleibt im Intellekt haften, versetzt sich, wird angenehm, »männlich« empfunden: und Nietzsche schreibt — lebt nicht, sondern versteht mit dem Intellekt: »zu ihm zu halten ist männlich und zeigt Tapferkeit, Schlichtheit, Enthaltsamkeit an«. Dies haftet im Intellekt, und schon ist Nietzsche, und ohne jeden weiteren tieferen seelischen Konflikt, mit dem Humanismus und der »Romantik« seiner ersten Periode fertig, hat er ihn einfach hinter sich geworfen, ja! fängt er an, ihn direkt schlecht zu machen, um sich völlig nur noch dieser neuen, ihm so wohltuenden Sensation hinzugeben, und sie in aller Folgezeit im Intellekt immer mehr zu pflegen und auszubauen. —



Aber überzeugen wir uns nur, wie blindlings er jetzt nach dieser neuen Seite hin oszilliert. —

So heißt es S. 21: »Es ist wahrscheinlich, daß die Objekte des religiösen, moralischen und ästhetischen Empfindens ebenfalls nur zur Oberfläche der Dinge gehören, während der Mensch gern glaubt, daß er hier wenigstens an das Herz der Welt rührte« u. s. w.

Wie die peripherisch=mechanistische Anschauungsweise der exakten Wissenschaft ihn sogleich hat, und wie er sie auf die äußerste Spitze treibt! — Wie »männlich« diese Mechanistik, die so weh tut, die einen solchen angenehm herben Choc gibt! Und wie gänzlich die purpurne Tiefe metaphysisch=dionysischen Empfindens und seiner ekstatischen Zustände urplötzlich oberste Oberfläche der Dinge geworden ist! — Wie wenig sie auch nur noch das geringste »Aber« vermag! Wie wenig also Nietzsche wahrhaft zu einer gesunden Synthesis vorbestimmt war! — Und wie gar sehr ihm seine ganze frühere Anschauung vom Griechentum — wohl gar auch ihrerseits von Jakob Burckhardt empfangene und suggerierte Sensation war? —

Ja, jetzt, urplötzlich, aus blauem Himmel heißt es: »... aber alles, was ihm (dem Menschen) bisher metaphysische Annahmen (»Annahmen«?!! — Nicht Erlebnisse?!! Und notwendige Erlebnisse?! Oder wie hat Nietzsche jemals dionysische Zustände und wie hat er das Wagnersche Kunstwerk also eigentlich verstanden?! Wir glaubten, es sei ihm nicht eine Annahme, sondern ein notwendiges Erlebnis gewesen?!) wertvoll, schreckensvoll, lustvoll gemacht (Was für höchst bezeichnende, auf Nervensensation hinweisende, bezeichnendst unreligiöse Epitheta!), was sie erzeugt hat ist Leidenschaft, Irrtum und Selbstbetrug (O Selbstpsycholog!). Die allerschlechtesten Methoden der Erkenntnis (Inwiefern so urplötzlich aber auch gleich ganz und gar ‚allerschlechtest'?!) nicht die allerbesten, haben daran glauben lehren. Wenn man diese Methoden als das Fundament aller vorhandenen Religion und Metaphysik aufgedeckt hat, hat man sie widerlegt.«

Wirklich?! Aber wirklich?! — Friedrich Nietzsche selbst wird sich widerlegt haben, aber nichts anderes! Und wir befürchten sehr, daß er nur eine einzige ‚Methode' hat, die den Wissenschaften gegenüber eben so perfekt versagen wird, wie sie der Metaphysik



gegenüber versagte. — Aber, nein! um gerecht zu sein: Der Wissenschaft gegenüber wird sie ungleich perfekter versagen. —

»Denn man könnte von der metaphysischen Welt gar nichts aussagen, als ein Anderssein, ein uns unzugängliches, unbegreifliches Anderssein; es wäre ein Ding mit negativen Eigenschaften.«

Fürchterlich! —

S. 24/25: »Sobald die Religion, Kunst und Moral in ihrer Entstehung so beschrieben sind, daß man sie vollständig sich erklären kann, ohne zur Annahme metaphysischer Eingriffe am Beginn und im Verlaufe der Bahn seine Zuflucht zu nehmen, hört das stärkste Interesse an dem rein theoretischen Problem vom ‚Ding an sich' und der ‚Erscheinung' auf. Denn wie es hier auch stehe: mit Religion, Kunst und Moral rühren wir nicht an das ‚Wesen der Welt an sich'; wir sind im Bereiche der Vorstellung, keine ‚Ahnung' kann uns weiter bringen.«

Hören wir hier einen Ludwig Büchner-Epigonen, oder hören wir den Verfasser der »Geburt der Tragödie«? — Dies alles, ich kann mir nicht helfen, ist geradezu fürchterlich, fürchterlich!! —

»Das stärkste Interesse an dem rein theoretischen Problem vom ‚Ding an sich'« u. s. w. hört dann vielleicht allerdings auf; indeß, in welchem Sinne? — In dem Sinne, daß es als eine lebendige, organische, allgegenwärtigste Identität durch die Wissenschaft dargetan, erkannt und festgemacht ist; als eine Identität, deren Wesenheit religiöse Individualität und Individualität schlechthin ist! — — Und ferner in dem Sinne hört jenes Interesse auf, weil man, sobald man dieses ‚Ding an sich' als lebendige organische Identität und Individualität festgemacht hat, der Mensch zugleich auch in eine neue organisch-psychophysische Praxis innerhalb aller Individualität und Identität und zugleich als solche gelangt ist.

Denn so, und einzig und nur so wird und kann und muß die Wissenschaft eines Tages abschließen und ihren Feierabend machen! — Nietzsche hätte ihr zu diesem Feierabend verhelfen sollen; aber er redet ihr bloß ihre oberflächlichsten, gedankenlosesten, gottverlassensten, aber so überaus bravourmäßigen und »männlichen« Superklugheiten nach! Schlimmer als der armseligste »Popularphilosoph«! . . .



So aber also wird mit Religion, Kunst und Metaphysik aufgeräumt.

Sehen wir zu, wie mit anderen guten Dingen. — Z. B. mit dem, was man vielleicht, wenn nicht die Metaphysik, so doch sicher die Religion der Sprache nennen könnte.

Es heißt S. 25: »Der Sprachbildner war nicht so bescheiden (O über diese plötzliche »Bescheidenheit«!), zu glauben, daß er den Dingen eben nur Beziehungen gäbe, er drückte vielmehr, wie er wähnte, das höchste Wissen über die Dinge mit den Worten aus: — in der Tat ist die Sprache die erste Stufe der Bemühung um die Wissenschaft. Der Glaube an die gefundene Wahrheit ist es auch hier, aus dem die mächtigsten Kraftquellen geflossen sind. — Sehr nachträglich — jetzt erst dämmert es den Menschen auf, daß sie einen ungeheuren Irrtum in ihrem Glauben an die Sprache propagiert haben«.

Welch' eine bodenlose, ja! unerträgliche und verhängnisvolle Flachheit! — Was heißt denn »eben nur Bezeichnungen«? Was heißt und ist »Bezeichnung«? Was ist Bezeichnen für ein psychophysischer Prozeß? Und wie steht es mit seiner Notwendigkeit?

Nein, wenn er nicht das höchste Wissen über die Dinge mit dem Worte ausdrückte, so sicherlich ein höchstes Wissen; und unter allen Umständen drückte Individualität durch den Sprachbildner ein höchstes Wissen von sich selbst mit dem Worte aus. Und in einem notwendig organischen Prozeß wurde Sprache urnotwendigst aus aller Individualität, sicherlich als keine Leicht- und Leichtsinnsgeburt, herausgeschaffen; und aus allem Zusammenhange von Individualität durch Individualität organisch weiterentwickelt. Sie ist also ein ebenso heiliges, wie wahres, wie notwendiges Fundament für alles Wissen und alle Wissenschaft! — Beanstandet Nietzsche dies Fundament, so ja auch von vornherein die Wissenschaft selbst, die ihm aber doch gerade augenblicklich so überaus imponiert? — Was soll es also mit dem »ungeheuren Irrtum«? Er ist nichts als eine ganz unsinnige Hyperbel! — Eine dekadente Hyperbel, die sich sicherlich selbst der eingefleischteste Mechanistiker in diesem Falle verbieten würde.

Wie der Sprache, so gehts bei Nietzsche auch der Logik.



Es ist ein einziges, nur allzu eifriges und rabiates Aufwaschen. –

S. 25/26: »Auch die Logik beruht auf Voraussetzungen, denen nichts in der wirklichen Welt entspricht, z. B. auf der Voraussetzung der Gleichheit von Dingen, der Identität desselben Dinges in verschiedenen Punkten der Zeit« u. s. w.

Wir meinen, die Logik steht in demselben festen, organischen Bezug zu Sein und Individualität wie die Sprache, mit welcher sie entstanden ist; und daß sie selbst den Zusammenhang von Individualität darstellt und bedeutet, und daß sie wie alles, derselbe notwendige organische Prozeß und Progreß von Individualität ist, daß sie grundidentisch ist mit deren Bewegtheit und Rhythmus!

Indeß: auch der Mathematik gehts nicht anders als der Sprache und der Logik.

S. 26: »Ebenso steht es mit der Mathematik, welche gewiß nicht entstanden wäre (Nun aber ist sie entstanden, nicht wahr? – und ist da! Was für ein bis in den Grund hinein dilettantischer Satz!), wenn man von Anfang an gewußt hätte, daß es in der Natur keine exakte gerade Linie, keinen wirklichen Kreis, kein absolutes Größenmaß gebe«.

Aber Natur und Individualität erzeugt sie mit Notwendigkeit und mit derselben, mit der sie Sprache, Logik und alles andere erzeugt – bezw. sich seiner immer wieder und beständig von neuem versichert! (»Wiederkunft«!) –, und somit sind sie so in der Natur, wie Natur! –

Oder von der Zahl. –

S. 36: »Die Erfindung der Gesetze der Zahl ist auf Grund des ursprünglich schon herrschenden Irrtums gemacht, daß es mehrere gleiche Dinge gebe« u. s. w.

Wirklich? Mehrere gleiche Dinge? – Ich dächte, es müßte gesagt werden: mehrere Dinge, die nebeneinander sich befinden. – O, was ist Nietzsche für ein Denker! –

Im übrigen: »die Erfindung u. s. w. ist ... gemacht.« – Wieder derselbe beständige Instinktdefekt für organische Zusammenhänge von Entwickelung! – Nein: sie ist nicht gemacht, sondern hat sich gemacht, und ist aus allem Zusammenhang von Individualität hervor geworden; oder vielmehr: sie ist von Individualität an

ihrem Ort, zu ihrer Zeit und in ihrer Sphäre wiedergefunden und vorgefunden worden. (Logik der »Wiederkunft«)!

Denn man sehe doch nur hin, wie notgedrungen Individualität, sagen wir nur auf sich selbst als Zahl stoßen mußte! — Noch keine Konjugation ist jemals über die Dreizahl und das Entfalten ihrer Mehrheit hinausgekommen, und wird niemals über sie hinauskommen! — Und was besagt das?

Ich — 1, Du — 2, Er, sie, es — 3. — Und weiter die Reihe! — Ich = positiv (oder negativ); Du = negativ (oder positiv); Er = fortgesetztes Positiv (oder negativ); sie = fortgesetztes Negativ (oder Positiv; und dies alles ist Es, als ein Drittes und eine Einheit.)

Soviel, denk' ich, wird hier über die Notwendigkeit und Realität der Zahl genügen. — Es ist nicht »Mystik«: es ist Axiom, Selbstverständlichkeit, »Ei des Columbus«! Oder ist vielleicht Mystik dies alles und nichts anderes? Mag schon sein! —

Aber ich meine, wir haben von diesem Register und dieser Art von Aufwaschen vorderhand genug! —

*

Sehen wir zu, was der ganze Abschnitt, aus dem das bisherige zitiert war, und der unter dem Titel »Von den ersten und den letzten Dingen« steht, des weiteren bringt.

Daß er die »Freiheit des Willens« zurückweist, ist selbstverständlich. Wie, darauf wollen wir uns hier nicht näher einlassen; wir finden später bessere und ausgiebigere Gelegenheit dazu. Sie wird hier z. B. »ein ursprünglicher Irrtum alles Organischen« genannt, »so alt, als die Regungen des Logischen in ihm erscheinen.« —

Die apodiktischen, unbesehenen Behauptungen stehen natürlich in Flor.

So wird S. 31 vom metaphysischen Gedanken behauptet, daß er von der Wahrheit sehr fern sei. — Woraufhin? — Die Frage bleibt völlig offen. — Zu sagen wäre, daß er notwendig geworden, und daß er also selbst Wahrheit ist, als und mit aller Identität von Individualität; als notwendiges Erzeugnis und als notwendige Äußerung von Individualität über sich selbst. — Wir fügen hinzu: die exakte Wissenschaft wird schließlich nichts vermögen, als ge-



rade die Wahrheit des metaphysischen Gedankens in solchem Sinne zu erhellen, und wir fügen ferner hinzu: sie ist auf dem besten Wege dazu, wennschon sie, was Nietzsche ihr hier, natürlich ein gut Teil outrierter, nachmacht, gegenwärtig gerade die Wahrheit des metaphysischen Gedankens noch überhaupt prinzipiell in Abrede stellt.

Aber ich darf mich hier auf dies alles nicht ausführlicher einlassen, da alle diese neuen Anschauungen Nietzsches erst in den späteren Schriften ihre eigentlichste Ausführung erfahren. Sie haben später eher auch wieder einen gewissen kontinuierlichen Zusammenhang, während hier, in diesem allzu nervösen Durcheinander von Impromptus, Aperçus und Aphorismenfetzen die Themen der einen Rubrik hin und her zwischen die der anderen rutschen. — So z. B. ist diese Rubrik zwar den »ersten und letzten Dingen« und einer Kritik der Metaphysik eingeräumt, was aber durchaus nicht hindert, daß auch moralische, fortschrittlich-kulturelle und sonstige Themen rein als solche bunt dazwischen spielen.

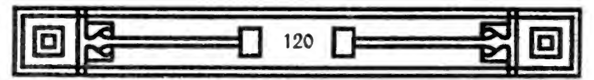
Die »Jenseits von Gut und Böse«, von »Optimismus« und »Pessimismus« spielen vor. Wir haben es hier mit einer wertvollen Eigenschaft von »Menschlich-Allzumenschliches« zu tun. Es hat eigentlich bei uns vor Nietzsche noch Niemand einer identischen Weltauffassung in dieser Hinsicht, wenn auch bloß auf negativ-skeptischem Wege, so gut vorgearbeitet! Wäre ihm das doch nur auch richtig bewußt geworden! —

Gerade hier aber hat noch Niemand etwas von ihm gelernt. Wie könnte sonst wohl die alte dualistische Begriffsformulierung heute wieder einen so breiten Spielraum gewinnen, und zwar gerade bei solchen, die durch die Schule Nietzsches gegangen sein wollen?

2.

Der zweite Abschnitt, der uns wieder besonders interessieren muß, betitelt sich: »Zur Geschichte der moralischen Empfindungen«.

Wir begegnen in dieser Rubrik, die doch wohl gerade das Gebiet zum Gegenstand hat, das im Lebenswerk des »Umwerters



der Werte« die Hauptrolle spielt, den schlimmsten und unsinnigsten Dingen.

Jene Ordinärheit des Intellektes, zu der die so »männliche« Wissenschaft Nietzsche verleitet hat: hier erst beginnt sie üppig aufzuwuchern, um im weiteren Fortgang wahre Orgien seichter Frivolität zu feiern. —

Wir werden sehen, wie besinnungslos Nietzsche sich den flachsten Vordergrundtheorien der Wissenschaft anschließt, und wie sehr ihm vor allem — ob er das jemals hat eingestehen wollen oder nicht; was doch hätte er wohl jemals eingestanden! — die berühmte Struggle for Life-Theorie, diese so töricht und verhängnisvoll mißbrauchte Hilfshypothese des großen Darwin, imponiert hat. Jene für Nietzsche (und den Dekadent seines Schlages) so charakteristische »Untreue« gegen das, was er gewesen ist: nirgends kann sie sich drastischer dokumentieren, als in diesen Aphorismen über die moralischen Empfindungen! —

Es würde ja gewiß ein sehr gutes und fruchtbares Motiv sein, das Nietzsche von dem bisherigen »blinden Glauben an die Güte der menschlichen Natur« und von dem »eingepflanzten Widerwillen vor der Zerlegung menschlicher Handlungen«, von der »Schamhaftigkeit in Hinsicht auf die Nacktheit der Seele«, zu einer prinzipiellen Beanstandung einer solchen Güte, eines solchen Widerwillens und einer solchen Schamhaftigkeit treibt; es war ein gutes, ein fruchtbares und es war vor allem ein notwendiges Gebiet. Aber kam es darauf an, die sogenannten Positivitäten der exakten Wissenschaft und deren Skepsis so plump und blindlings zu übertrumpfen, wie Nietzsche dies tut? Und eigentlich bei einer solchen so frivolen wie ordinären Übertrumpfung als einer »männlichen« Eigenschaft in Zukunft stehen zu bleiben?

Man sehe sich doch nur eine Stelle wie diese, S. 59, an:

»Wenn man die Helden Plutarchs mit Begeisterung nachahmt, und einen Abscheu davor empfindet, den Motiven ihres Handelns anzweifelnd nachzuspüren, so hat zwar nicht die Wahrheit, aber die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft ihren Nutzen dabei: der psychologische Irrtum und überhaupt die Dumpfheit auf diesem Gebiete hilft der Menschlichkeit vorwärts, während die Erkenntnis der Wahrheit vielleicht durch die anregende Kraft einer Hypothese

mehr gewinnt, wie sie Larochefoucauld (einer seiner kennzeichnenden romanischen Lieblinge!) der ersten Ausgabe seiner »Sentences et maximes morales« vorangestellt hat: »Ce que le monde nomme vertu n'est d'ordinaire qu'un fantôme formé par nos passions à qui on donne un nom honnête pour faire impunément ce qu'on veut'«.

Diese lässig-,weltkluge' Lebemanns-Paradoxie und Witzbolderei, der unsere Lebenserfahrung gewiß nicht gänzlich unrecht und in manchen Augenblicken sogar nur zu sehr recht geben wird: mag sich für sie sagen lassen, was auch immer, sie wird sogleich frivol, ordinär, unmöglich, sobald wir sie ernstlich da herbeiziehen, wo es sich um die Wahrheit und wo es sich um eine ernstlichere ethische Wissenschaftlichkeit handelt, und wo alles einzig, und fürwahr ernstlich genug! auf eine solche ankommt!

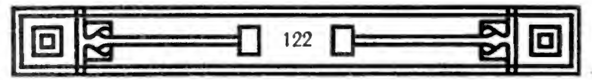
Und nicht minder ordinär ist die plötzliche Skepsis, die Nietzsche hier den braven Helden des braven Plutarch gegenüber in Szene setzt! — Ist Plutarchs Heldenverehrung denn wirklich und wahrhaftig mit einem Male nichts als ein schöner und zweckgemäßer Irrtum? Und hat bei ihr wirklich, urplötzlich, die Wahrheit nicht gewonnen? Die Ordinärheit einer Kultur, oder einer hypertrophischen Zivilisation, die wir Nietzsche in seiner ersten Periode so leidenschaftlich verachten und bekämpfen sahen, hat sie ihn nicht auch hier total überrumpelt?

Lieber als sonst etwas fängt Nietzsche an in der Ethik auf solche Weise zu französeln!...

*

An das wirklich Fruchtbare, an das, worauf es ankommt, rührt Nietzsche ja oft genug, und sicherlich hat er das der Wissenschaft zu verdanken; aber gerade dies muß sich ihm immer wieder ins Banale, Seichte, Ordinäre verschiefen.

So heißt es S. 61 etwa: »,Der moralische Mensch ... steht der intelligiblen (metaphysischen) Welt nicht näher, als der physische Mensch'. — Dieser Satz, hart und schneidig geworden (Wie sich doch Nietzsche in diesem ,hart' und ,schneidig' förmlich berauscht! — O wäre es ihm doch auch wirklich zu einer gedeihlichen Eisenkur geworden!) unter dem Hammerschlag der historischen Er-



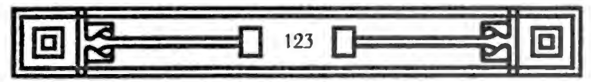
kenntnis, kann vielleicht einmal in irgend welcher Zukunft als die Axt dienen, welche dem ‚metaphysischen Bedürfnis' des Menschen an die Wurzel gelegt wird, – ob mehr zum Segen als zum Fluche der allgemeinen Wohlfahrt, wer wüßte das zu sagen?«

Jener Satz ist wohl gut. Wir kommen um ihn nicht herum; und in ihm wird alles Heil liegen, das unserer wartet. Und dieses Heil wird heißen: Der physische Mensch ist zugleich der moralische! Oder: der moralische Mensch ist zugleich der im höchsten Sinn physische. Ob er damit zugleich aber auch das metaphysische Bedürfnis des Menschen fällen wird und fällen muß, das ist nicht bloß fraglich, sondern geradezu unmöglich; sofern sich uns dieses metaphysische Bedürfnis neuerdings und nachgerade immer mehr zu dem Gefühl einer erkannten und erlösten Identität des Menschen mit allen kosmischen Zusammenhängen und mit religiöser Individualität wandeln, ausreifen und vollenden sollte. Den Weg aber, und einzig den, führt uns heute die Wissenschaft, und solchermaßen ist heute von ihr zu profitieren. Um dieses Weges und Zieles willen forscht und experimentiert sie heute, dies Ziel ist die Rechtfertigung ihrer Tatsache, und ohne dasselbe wäre sie ein müßiges, ja ein unmögliches Spiel des Intellektes, wäre sie nichts als eine Erscheinung von Dekadenze und Ableben. –

Aber man sehe sich folgende Stelle Nietzsches an!

S. 62: »Die Wissenschaft aber kennt keine Rücksicht auf letzte Zwecke, ebensowenig als die Natur sie kennt: sondern wie diese gelegentlich Dinge von der höchsten Zweckmäßigkeit zustande bringt, ohne sie gewollt zu haben, so wird auch die echte Wissenschaft, als die Nachahmung der Natur in Begriffen, den Nutzen und die Wohlfahrt der Menschen gelegentlich ja vielfach fördern und das Zweckmäßige – aber ebenfalls, ohne es gewollt zu haben.«

Inwiefern denn und inwieweit kennt die Wissenschaft keine Rücksicht auf letzte Zwecke, und in welchem Sinne nicht? Insoweit nicht, als diese »letzten Zwecke« sich als Begriffsformulierungen darstellen, die veränderlicher und untergeordneter Art sind; und insofern nicht, als die Wissenschaft sich zur ersten, zur ethischen Norm stellt, so objektiv als möglich zu beobachten und zu experimentieren. Im übrigen aber: wie wäre es möglich, daß die Wissenschaft sich von dem Zusammenhang mit den Zwecken ent-



binden könnte? Welche menschliche Funktion wäre das im Grunde imstande? Keine einzige! Nur ein eingestandener oder uneingestandener Zweck und ein fester organisch religiöser Bezug auf eine höchste Praxis kann ihr Rückgrat, Antrieb und Kraft verleihen; und einst wird es sich enthüllen, daß sie einzig im Dienst eines solchen höchsten Zweckes und einer solchen höchsten menschlichen und organischen Praxis gestanden hat! –

Und kann ferner gesagt werden, daß die Natur keine Zwecke kenne? Wir sagen das heute und sagen es sogar mit der Wissenschaft: indessen die Wissenschaft übersieht dabei, daß der Satz von rechtswegen so lauten muß, daß die Natur sowohl Zwecke als keine kennt. Dies ist das korrekte, ganz exakte und unausweichliche! – Auf alle Fälle lehrt alle Empirie, daß Natur (oder sagen wir lieber gleich Individualität) sich nur vermöge gesetzter und durchgesetzter Zwecke vorwärts bewegt und ihren heiligen Kreislauf vollzieht. – Und ferner: sie bringt nicht gelegentlich Dinge von höchster Zweckmäßigkeit zustande, sondern, wie sie, beständig!, sich bis ins Kleinste mit Zwecken vorwärts bewegt, so bringt sie in ihrem organischen Vorrücken Dinge von höchster Zweckmäßigkeit nach periodisch waltenden »Gesetzen« zustande.

Weiter: die Wissenschaft wäre »Nachahmung der Natur in Begriffen.« Nietzsche hat wieder mal ein geistreiches Impromptu nicht unterdrücken können, das ihm für gewöhnlich mehr wert zu sein scheint, »tänzerisch« wie er ist, als alles Andere. – Nicht Nachahmung in Begriffen kann die Wissenschaft sein, sondern sie ist, wie alles, religiös schöpferische Funktion von Individualität. – Ich dächte, die Wissenschaft sollte uns, und besonders in so überaus ernster Materie, nicht zur, wenn auch noch so geistreichen, Bonmotmacherei dienen! –

*

Aber vernehmen wir weiter, wie Nietzsche Wissenschaft treibt.

Ein sehr wichtiges Thema wird »die Fabel von der intelligiblen Freiheit« sein, von der Nietzsche auf S. 63 handelt.

»Die Geschichte der Empfindungen, vermöge deren wir jemanden verantwortlich machen, also der sogenannten moralischen Emp-

findungen, verläuft in folgenden Hauptphasen. Zuerst nennt man einzelne Handlungen gut oder böse ohne alle Rücksicht auf deren Motive, sondern allein der nützlichen oder schädlichen Folgen wegen. Bald aber vergißt man die Herkunft dieser Bezeichnungen und wähnt, daß den Handlungen an sich, ohne Rücksicht auf deren Folgen, die Eigenschaft ‚gut' oder ‚böse' innewohne: mit demselben Irrtume, nach welchem die Sprache den Stein selber als hart, den Baum selber als grün bezeichnet — also dadurch, daß man, was Wirkung ist, als Ursache faßt. Sodann legt man das Gut- oder Bösesein in die Motive hinein und betrachtet die Taten an sich als moralisch zweideutig. Man geht weiter und gibt das Prädikat gut oder böse nicht mehr den einzelnen Motiven, sondern dem ganzen Wesen eines Menschen, aus dem das Motiv, wie die Pflanze aus dem Erdreich, herauswächst. So macht man der Reihe nach den Menschen für seine Wirkungen, dann für seine Handlungen, dann für seine Motive und endlich für sein Wesen verantwortlich. Nun entdeckt man schließlich, daß auch dieses Wesen nicht verantwortlich sein kann, insofern es ganz und gar notwendige Folge ist und aus den Elementen und Einflüssen vergangener und gegenwärtiger Dinge konkresziert: also daß der Mensch für nichts verantwortlich zu machen ist, weder für sein Wesen, noch für seine Motive, noch seine Handlungen, noch seine Wirkungen. Damit ist man zur Erkenntnis gelangt, daß die Geschichte der moralischen Empfindungen die Geschichte eines Irrtums, des Irrtums von der Verantwortlichkeit ist: als welcher auf dem Irrtum von der Freiheit des Willens ruht«.

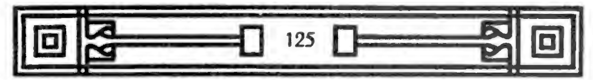
Das heißt wahrhaftig mit oberflächlichster Anlehnung an die Wissenschaft aus dem Stegreif philosophieren!

Nicht, welch tiefer und solider Apparat von Wissen und Wissenschaft um die Ursprünge und Herkunft moralischer Funktionen und Urteile gibt sich hier kund? Welch tiefes psychologisches Wissen und Vermögen?

Nein, sondern wahrhaftig das strikteste Gegenteil von alledem!

Nämlich: Nietzsche ist auf die Entwicklungsidee gestoßen, sie imponiert ihm, und er fängt aus dem Stegreife an, hier mit ihr zu dilettieren.

Wir wollen freilich nicht sagen, daß diese Entwicklungsskala



moralischer Empfindungen, wie Nietzsche sie hier aufstellt, in Anbetracht gewisser Auffassungen von Sittlichkeit radikal und ganz und gar falsch wäre: nein, in gewisser Beziehung mag sie hier und da zutreffen.

Im übrigen und wesentlichsten Betracht aber ist sie eine Leichtfertigkeit; und wir sagen, daß der alte Schopenhauer, den Nietzsche gleich nach der eben zitierten Stelle anführt, und der den Begriff einer moralischen Verantwortlichkeit in seiner metaphysischen Weise von dem Unmut (»Schuldbewußtsein«) herausdeduziert, den gewisse Handlungen nach sich zu ziehen pflegen, — eine Ansicht, die uns wohl auch noch von der christlichen Ethik her geläufig ist — noch immer zehnmal ernster zu nehmen wäre, als das, was Nietzsche uns hier zum besten gibt.

Denn auf welchem Fundament baut denn Nietzsche? Sagen wirs nur: auf gar keinem! Weder auf einem, das durch historische Rückblicke in die Vergangenheiten, noch auf einem, das durch psychologische Tiefblicke in die Zustände der Gegenwart zustande gekommen wäre.

Dies da die »Geschichte der Empfindungen, vermöge deren wir Jemand verantwortlich machen«?

Wann denn und wo hätte man »zuerst« in aller Historie »einzelne Handlungen gut oder böse ohne alle Rücksicht auf deren Motive« genannt?!

Nehmen wir einen ältesten Rechtsfall.

Er ist zwar ein mythologischer; aber es spricht sich in ihm immerhin eine Rechtsauffassung aus.

Nehmen wir den Fall Kain und Abel, und den Richter Jehovah.

Ist die Strafe seitens Jehovahs an Kain ohne Rücksicht auf das Motiv vollzogen? Ich getraue mich das wahrlich nicht zu behaupten.

Abel ist ein »gottgefälliges« Glückskind, eine leibhafte Personifikation allen sozietären Gefriedes. Kain dagegen ist ein Gott nichts weniger als wohlgefälliger Pechvogel, die leibhafte Personifikation allen antisozietären Unfriedens. Aber auch er bringt Jehovah, wohl zu merken! nach bestem Vermögen ehrlich sein Opfer dar. Es wird verworfen; das des Abel aber wird angenommen. So erschlägt Kain seinen »Bruder« — heißt wohl seinen Sozietäts-

genossen — Abel. Was hat er damit getan? Das schwerste Verbrechen hat er sich zu schulden kommen lassen: das gegen die Sozietät und gegen das heilige und geheiligte Band der Sozietät. — Das soziale Gefriede, ohne das nichts besteht, ist verhängnisvoll gestört und zerrissen, und verlangt unbedingt Sühne und Wiederherstellung.

Warum aber tötet — ich lasse hier alle diffizile Ausdeutung und Ausgestaltung, die der Mythus im Laufe der Zeit erfuhr, hier fort und halte mich verständigerweise einzig an den Vorfall, wie er in der Vorzeit faktisch sich ereignet haben könnte; ich nehme ihn von seiten einer denkbaren historischen Tatsächlichkeit! — Warum also tötet nun Jehovah Kain nicht nach dem Jus talionis? Er tötet ihn nicht, sondern er entfernt ihn bloß aus der Gemeinschaft, in welcher er bisher lebte. Und weshalb das? — Sicher gerade in Ansehung des Motivs von Kain, der ein Pechvogel ist und den sein Ingrimm darüber übermannt hat. (Wir wissen übrigens nicht, ob Abel nicht ein »dunkler Ehrenmann« gewesen ist; etwa ein »Pharisäer« der Vorzeit!)

Deshalb tötet ihn Jehovah nicht, wie es das Jus talionis doch seiner Norm nach erheischt hätte, sondern er treibt Kain aus der Gemeinschaft, in der für ihn und seinesgleichen nie recht ein Raum gewesen sein wird, und läßt es ihm frei, eine neue und eigene Gemeinschaft zu gründen, wenn er das sonst vermag! — Und Kain vermag es wirklich, er gründet eine solche Gemeinschaft, nimmt ein Weib und zeugt Nachkommenschaft.

Also, beachten wir: Gott hat, in Ansehung gerade des Motivs der Tat, das Jus talionis an Kain nicht vollzogen, sondern hat ihn nur ausgetrieben und ihm die Möglichkeit gegeben, eine eigene, ihm gemäße Sozietät zu gründen. Ich denke, diesen historischen Untergrund dürfen wir der alten Mythe getrost unterlegen.

Was aber wird nun das Ganze auf jeden Fall deutlich beweisen? Daß in der altjüdischen Gemeinschaft der Vorzeit das Jus talionis durchaus nicht blindlings und schematisch, sondern gar wohl unter Inbetrachtziehung des jeweiligen Motivs einer Tat vollstreckt worden ist, ohne daß das Jus talionis natürlich eine völlige Aufhebung erfuhr; dies letztere ist völlig ausgeschlossen und undenkbar! —

Dies wäre ein Beispiel. Ich getraue mich aber zu behaupten,

daß, wenn wir jede beliebige andere Justiz barbarischer Vorzeit, etwa die altgermanische, in Betracht ziehen würden, wir wohl überall ähnlichen Fällen begegnen würden.

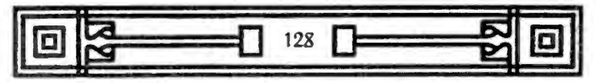
Im übrigen aber ist und bleibt Kain böse, weil er das Gefriede der Sozietät durch seinen Totschlag gebrochen hat und ist in dieser Gemeinschaft unmöglich geworden; und Abel, der ein »frommer« Mann war, d. h. einer, der höchst korrekt nach den Gesetzen der Gemeinschaft lebte resp. leben konnte, bleibt innerhalb dieser Gemeinschaft gut. Ob Kain hinterher in seiner Sozietät gut wird, ist ein ander Ding. Innerhalb der alten bleibt er böse und ihr Feind. Man kann sagen, daß Jehovah ein »gut« in Kain hat gelten lassen, damit, daß er ihn nur verbannte und ihm Gelegenheit gab, sich sebst eine Gemeinschaft zu gründen.

Also: auch in der ältesten Sozietät nüanciert sich Gut und Böse je nach dem Motiv. Erst ein absolut und sinnlos, monströs bösartiger Kain wäre völlig böse gewesen und Jehovah würde ihn ein- für allemal vernichtet haben; sicher als etwas durchaus Widernatürliches und Irrationales, das sich jene Sozietät sicherlich noch nicht leisten konnte am Leben zu lassen. — Aber wir werden später noch sehen, welche völlig voreingenommenen und schiefen Ansichten Nietzsche von der »grausamen« Vorzeit hat.

*

Wie nun aber wird von jener Vorzeit aus die moralische Empfindung bis zu uns her sich weiterentwickelt haben?

Ich sage: im wesentlichsten völlig als die gleiche und unveränderliche! Und es wird sich, genau zugesehen, so verhalten, daß nicht erst später den Handlungen, ohne Rücksicht auf deren Motive, die Eigenschaft ‚gut‘ oder ‚böse‘ beigemessen wurde, sondern daß sich dies im Grunde bereits in jener Vorzeit so verhielt. Eine sozietäre Handlungsweise war gut als solche, und eine antisozietäre von vornherein böse als solche, mit oder ohne Rücksicht auf ihre Folgen; und ihre Abfertigung bestimmte sich nach Maßgabe nicht allein der Folgen, sondern auch des Motivs. — Und diese Wertung bleibt fest für alle Zeiten; wie der »Stein selber« hart bleibt, und durch keine sophistische Spitzfindigkeit weich gesprochen werden kann; und »der Baum selber«



ein- für allemal grün bleibt. — Und zu allen Zeiten ferner hat man das Gut- und Bösesein auch in die Motive hineingelegt und hat »die Taten an sich als moralisch zweideutig« betrachtet.

Ich möchte nun aber sogar behaupten, daß man in jener Vorzeit für die Motive der Taten eine viel bessere und schweigend selbstverständlichere und unmittelbarere Taxe hatte, als man sie später oft vermochte. Denn die Gemeinschaften waren klein; man kannte sich gegenseitig viel besser und genauer, was übrigens sicher auch zur Folge hatte, daß eigentliche Verbrechen innerhalb der Gemeinschaft sehr selten und daß das Gepräge der Gemeinde ein sehr friedliches war. Aus vielen Vorkommnissen wurde, gerade in solch unmittelbarer, selbstverständlicher Taxe des Motivs, überhaupt kein Aufsehens weiter gemacht. Wenn wir so starke und krasse Berichte über Verbrechen und Strafen aus jenen Zeiten haben, so wird das nichts anderes beweisen, als wie überaus unerhört der Gemeinde ein solcher Fall erschien; so unerhört, daß er für alle Zeiten aufbewahrt wurde und mythisch sich weiterspann. — Ich möchte ferner behaupten, daß die Abschätzung und Berücksichtigung der Motive eines Verbrechens erst in späterer Entwicklung ungenauer wurde; in Zeiten besonders, wo die Gemeinde sich enorm vergrößerte und wohl auch sehr viel fremde Bestandteile sich assimiliert hatte. Man kannte sich nicht mehr so gut gegenseitig, wie in der »guten alten Zeit« der Nachbar den Nachbarn. — Was für ein ungeheuerliches Vergehen ist vielleicht die Tat Kains gewesen; und doch wieviel Bedacht und Überlegung liegt in ihrer Abstrafung; wieviel Gerechtigkeit! —

Also mit dem Anschwellen der Gemeinschaft nimmt die genaue Abtaxierung der Motive ab; der Modus der Behandlung kann nicht mehr so individuell wie vordem sein, er muß nach Lage der Umstände schematischer, mechanischer werden. Die Abtaxierung der Motive wird besonders in kritischen Übergangszeiten zu wünschen übrig gelassen haben. Man hat z. B. den Eindruck, als ob Ehebrecherinnen zur Zeit, als Christus erschien, von den Juden mit einer wahren blinden Wut gesteinigt worden wären; und es ist sicher, daß gerade damals in der Zeit einer so totalen Rassenmischung auch in Judäa, ein solches Strafverfahren in Ansehung des Motivs des Verbrechens oft blind ungerecht gewesen

sein wird, wie sich denn überhaupt die damaligen sterilisierten altväterlichen Funktionen der jüdischen Sozietät notwendigerweise als so mechanistisch wie bösartig bei dem äußersten Selbsterhaltungskampf, den sie zu bestehen hatte, erwiesen haben. — Ich meine, ein solcher Fall wird in der Vorzeit, als dies Gesetz lebendig war, so gut wie unmöglich gewesen sein. Die Rasse war tüchtig und stark, und der Ehebruch war kaum eine Nötigung; wo er vorkam, kann er nur auf schlechten, perversen und geilen Trieben beruht haben, kann er nichts als Abart gewesen sein und antisozietärer, perverser, schlechter Instinkt schlechtweg. Es war dann wirklich das Schlechte, das ausgerottet wurde.

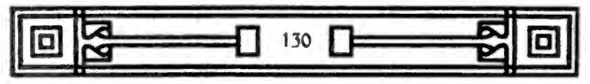
Wie nun aber steht es mit der Verantwortlichkeit?

Wir wollen ununtersucht lassen, wann dieser Begriff aufgetaucht ist und wie er seine Ausbildung erfuhr.

Aber wir ziehen in Betracht, daß der Verbrecher ein lebendiges Wesen, ein Glied einer Gemeinde ist, das, wenn es nicht offenbar irrsinng ist, frei sich bewegt und handelt und bestimmen kann, was es tun und was es nicht tun will, das ein gewisses Gleichgewicht von Impulsen und bewußter Kontrolle von Impulsen darstellt. Ist man also nicht gerecht, ja! ehrt man es nicht sogar, wenn man es verantwortlich macht; ist dies nicht immer noch ein Zugeständnis seines sozietären Wertes? Aber freilich! Wenn Nietzsche dies nicht Wort hat, so verrennt er sich eben allzu blindlings in die mechanistische Determinationstheorie der Wissenschaft.

Die Sache des »freien« und des »unfreien Willens« aber verhält sich folgendermaßen.

Individualität als solche, d. h. Seele, Sinn, Inhalt, Sein alles »mechanischen« Wechsels und Rhythmus von »Kraft« und »Stoff« — ist nie und nimmermehr determiniert. Sie betätigt sich nach immanenter, mystischer, heiliger Willkür! Von hier aus müssen wir das Problem der Freiheit und Unfreiheit der Individuen lösen. — Das Individuum ist unfrei, insofern es von Individualität als solcher determiniert ist. Aber es ist zugleich frei insofern, als es selbst Individualität ist und von solcher in keiner Weise auch nur einen Augenblick wesentlich unterschieden. — Auf dieser heiligen Freiheit, die das Individuum hat, indem es zugleich notwendig auch selbst Individualität ist, beruht der Umstand, daß



das Individuum ein mit freier Willkür und freiem Willen und Entschluß handelndes Wesen ist.

Und nun seine Verantwortlichkeit.

Wem sollte wohl Individualität als solche verantwortlich sein? Wohl aber ist das Individuum verantwortlich; und zwar ist es der Individualität verantwortlich. — Also ist das Individuum sich selbst gegenüber verantwortlich, d. h. sich, insofern es Individualität ist.

Wie aber bestimmt sich das; woran weiß und erkennt das Individuum als solches, daß und inwieweit es Individualität ist? — Das Individuum erkennt dies ganz genau nach dem vollkommensten sichtbaren Ausdruck von Individualität, und dieser ist die Sozietät, das große organische Wesen Sozietät, dessen er ein Teil und Molekül ist. — In welcher Weise aber ist Sozietät Individualität? Sie ist es in einer ganz sicher bestimmten und beschränkten Anzahl von typischen Hauptfunktionen und Charakteren. Diese Typen und Charaktere sind im letzten Grund schlechthin mystisch-axiomatische immanente Wesenheiten von Individualität. Aber sie werden beständig getragen von erlesenen Individuen, und zwar von typischen Komplexen von Individuen innerhalb der Sozietät; und innerhalb dieser Komplexe von einer Anzahl von Individuen, und innerhalb dieser Anzahl wieder von einem einzigen Individuum. — In der ganzen Sozietät aber von zwei festen Typen: einem männlichen und einem weiblichen, also von Mann und Weib. Diese sind die höchste Instanz, der gegenüber das einzelne Individuum der Sozietät unter allen Umständen verantwortlich ist! —

Indessen, es wäre zu sagen, daß das eine allzu variable Instanz ist. Sie ist es aber insofern nicht, als sie sich im weiteren vermittelnden Sinn funktionär ganz exakt darstellt in jenen wenigen typischen Hauptcharakteren von Individualität in der Sozietät, und ihren großen tragenden Elite-Individuen, von denen wir vorhin sprachen. Unter diesen aber gibt es wieder ein Einziges, und dieses ist das große religiöse Individiuum, vor dem also alle und jedes einzigste Individuum der Sozietät schlechthin unter allen Umständen verantwortlich sind! —

Und so steht es mit der Verantwortlichkeit. — Ich meine,



weder Nietzsche noch sonst welche Laschheit, die sich wohl gar wer weiß wie »human« vorkommt, und die vorderhand so recht unsere Wissenschaft auf dem Gewissen hat, kann daran ein Deut ändern; sie täte aber sehr gut, wenn sie sich daran änderte, und sich danach richtete!

*

Ich glaube, die Behauptung würde uns nach diesem kaum noch möglich sein, daß die Geschichte der moralischen Empfindungen die Geschichte eines Irrtums wäre, oder daß die Verantwortlichkeit ein Irrtum wäre. – Ich denke weiter, daß auch der »freie Wille« kein Irrtum ist; dagegen ein unfreier Wille nichts ist als eine Bezeichnung für die Abhängigkeit des Individuums von der höheren Instanz seiner eigensten und höchsten, ihm beständig tiefst bewußten Freiheit! Also des Mannes vom Weib, des Weibes vom Mann, des Individuums von der organischen Sozietät, der er angehört, und der Einzelsozietät von dem Inbegriff aller Sozietät, von der umfassendsten Sozietät.

Unsere heutigen ethischen, juridischen und sonstigen Taxen werden sich angesichts alles dessen danach zu richten haben, was schlechte Willkür und schlechter freier Wille ist; d. h. solcher, der gänzlich perverse Art ist. Diese ist unschädlich zu machen und zu eliminieren. Im wesentlichsten aber eliminiert sie sich selbst. Das ist freilich ein gefährlicher Prozeß unserer dekadenten Übergangszeit, bei dem es sehr acht zu geben gilt. Nietzsche ist für sein Teil sicherlich eine solche Gefahr. Irgend eine tragische Ratio des Dekadent ist es, die hier so gefährlich ist; eine Ratio, die sicher auch das Geschlecht der Borgia zu beanspruchen hatte. Alles kommt darauf an, daß sie eine kräftige, sichere und unbeirrte Gegenstimme erfährt! Aber was geht heute in Europa nicht alles diesem gefährlichen Typ von Dekadence, und sicher und gewiß auch Nietzsche, auf den Leim! – Noch ist der Widerspruch, den dieser Dekadent erfährt, ein viel, viel zu lascher! Noch begeht man die große, verhängnisvolle Torheit, daß man die Ratio dieses Dekadent viel zu »human« übertreibt! – Man sollte doch, unbeirrt von allem andern, was hier irren könnte und irrt, vor allem darin die wirkliche Tiefe des Dekadents sehen, daß er



selbst seiner ganzen Existenz nach nichts will, als eliminiert oder auch, in seinen Zwischenzuständen, kraftvoll rangiert sein! –

O, auch unsere Zeit bedarf, und wie sehr! ihres Luther! Möchte er immer schon die Borniertheit und die Manieren eines »Rüpels« haben, um das Epitheton ornans voraufzunehmen, mit dem ihn der spätere unglückseligere Nietzsche bedacht hat!

Erweckte uns, und auch uns Deutschen, Gott doch endlich wieder solch einen »Bauernrüpel«! ...

*

Aber zu unserem Zusammenhang zurück.

Was ist für Nietzsche doch, seit er an die Wissenschaft geraten ist, nicht alles urplötzlich »Irrtum« und »Lüge« geworden. (Weiß der liebe Himmel, wie es sich später mit seiner Lehre von der »Wiederkunft« vertragen soll! O heilige Logik!)

Eine besonders wichtige Rolle spielt ihm auf dem Gebiet der Moral das Mitleid.

Sehen wir zu, was er über das Mitleid bereits hier, in »Menschlich-Allzumenschliches« ausführt.

S. 71 heißt es: »Mitleid erregen wollen. – Larochefoucauld (der also einer von Nietzsches begünstigten Lieblingen ist) trifft in der bemerkenswertesten Stelle seines Selbst-Porträts (zuerst gedruckt 1658) gewiß (?) das rechte, wenn er alle die, welche Vernunft haben, vor dem Mitleiden warnt, wenn er rät, dasselbe den Leuten aus dem Volke zu überlassen, die der Leidenschaften bedürfen, (weil sie nicht durch Vernunft bestimmt werden) um so weit gebracht zu werden, dem Leidenden zu helfen und bei einem Unglück kräftig einzugreifen; während das Mitleiden nach seinem (und Platos) Urteil, die Seele entkräfte. Freilich solle man Mitleid bezeugen« – Larochefoucauld und Nietzsche gefallen uns immer besser! – »aber sich hüten, es zu haben; denn die Unglücklichen seien nun einmal so dumm, daß bei ihnen das Bezeugen von Mitleid das größte Gut von der Welt ausmache.«

Was hier für Larochefoucauld kennzeichnend ist, ist und bleibt es ein für allemal auch für Nietzsche; denn diese Gedankengänge, wie alle, die er in »Menschlich-Allzumenschliches« zum

ersten Male anschlägt, spinnt er in seinem übrigen Werk nur weiter aus.

Nietzsche billigt also, wenn Larochefoucauld vor dem Mitleiden warnt. Beide werden gewiß recht daran tun; wo Mitleiden vonnöten ist, da ist irgend eine Art von Unglück, und da ist Beseitigung desselben besser als »Mitleiden«. Es kommt auf Erlösung und Beseitigung von Leid wie Mitleiden an. Freilich sollten Larochefoucauld und Nietzsche, von solcher Art von »Mitleiden« ausgehend, sich hüten, etwas zu eliminieren oder zu verdächtigen, das als Kennzeichen von Gattungskonnex unerläßliche Tugend jedes normalen organischen Wesens sein muß!

Naiv oder komisch, ich weiß nicht genau ob dies oder jenes, ist Larochefoucauld wie Nietzsche, wenn sie raten, »dasselbe den Leuten aus dem Volke zu überlassen, die die Leidenschaften bedürfen (weil sie nicht durch Vernunft bestimmt werden), um so weit gebracht zu werden, dem Leidenden zu helfen« u. s. w. Denn nirgends kann man besser lernen, was gesundes, schlichtes und spontan tatkräftiges Mitleid ist, als gerade beim Volke, dem von den verzärtelten, narzißlichen Luxusbegriffen »geistreicher« Überkultur, wie sie Nietzsche und sein Gewährsmann da kennen, nichts bekannt ist; wie denn überhaupt das »Mitleiden« so recht eigentlich ein »gebildeter« Begriff ist, dem man im Munde des Volkes überaus selten begegnet. Man muß beobachtet haben, wie schlicht und spontan, und mit welchem frischen, organischen Taktgefühl vor allem z. B. Arbeiter sich gegenseitig Hilfe leisten. — Brauchen sie wirklich erst »so weit gebracht zu werden«? —

Es wird sicher nicht besser, wenn Platos Autorität hier mit herbeigezogen wird! Denn auch Plato nahm diesen Begriff aus einer verzärtelten, überkultivierten, dekadenten Zeit auf und tat ihn als solchen ab; warnt er vor ihm, so tut er sicher recht, denn nichts ist widerlicher und unbarmherziger als eine gewisse eifrige Art von »Humanität« und Mitleid in unserer so nervösen und so geschwätzigen Zeit! — Nenne man diese Humanität und dieses Mitleid nur ruhig Sodomiterei! Wir hätten Nietzsche dieses herzhafte und drastische Wort weiß Gott nicht übel genommen! —

Man solle aber Mitleid — etwa gar solches — bezeugen?! — Welch ein Vorschlag! Welch ein »männlicher« Vorschlag! —

Bezeugen, aber sich hüten es zu haben! »Denn die Unglücklichen seien nun mal so dumm« — Was für ein feiner »Immoralismus«! —

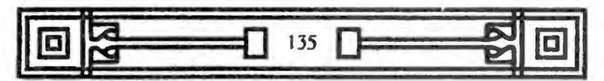
Aber genug, genug davon! — Lassen wir Nietzsche fortfahren.

»Vielleicht kann man noch stärker vor diesem Mitleidhaben warnen, wenn man jenes Bedürfnis der Unglücklichen nicht gerade als Dummheit und intellektuellen Mangel, als eine Art Geistesstörung faßt, welche das Unglück mit sich bringt...., sondern als etwas ganz Anderes und Bedenklicheres versteht. Vielmehr beobachte man Kinder, welche weinen und schreien, damit sie bemitleidet werden, und deshalb den Augenblick abwarten, wo ihr Zustand in die Augen fallen kann; man lebe im Verkehr mit Kranken und geistig Gedrückten und frage sich, ob nicht das beredte Klagen und Wimmern, das Zur-Schautragen des Unglücks im Grunde das Ziel verfolgt, den Anwesenden weh zu tun: das Mitleiden, welches jene dann äußern, ist insofern eine Tröstung für die Schwachen und Leidenden, als sie daran erkennen, doch wenigstens noch Eine Macht zu haben. Trotz aller ihrer Schwäche: die Macht, wehe zu tun.«

Nun versteht sich: Nietzsche muß ja doch wohl Larochefoucauld an Feinheit und Akribie überbieten!

Im übrigen: Nietzsches spätere fixe Idee vom »Willen zur Macht«: hier scheint sie bereits ein erstes Würzelchen zu offenbaren. Und was für eins! — Sonst aber wieder einmal so recht ein Beispiel für die Ordinärheit des Intellekts, zu der sich Nietzsche von der Wissenschaft hat verleiten lassen! —

Diese Beobachtung an Kind und Kranken nimmt sich ja sicher täuschend wie eine psychologische Feinheit aus; wir werden sogar sagen müssen, daß sie oft genug zutreffen wird, aber dennoch nur im seltenen Fall. Der gewöhnliche Vorgang aber wird vielmehr der sein, daß das Kind und der Kranke leidet — das Kind z. B. oft an jener mißbehaglichen unwillkürlichen, interessanten Langeweile, deren sich gewiß viele aus ihrer Kindheit erinnern werden —; sie leiden und sie bedürfen Hilfe; freilich oft aus einer Art von Trägheit und Sichgehenlassen. Sehr oft, und sogar gewöhnlich, verlangen sie aber aus dem Grunde Hilfe oder Mitleid, weil sie nicht wissen, was mit ihnen ist, weil sie ihren Zu-



stand oder das, was ihnen geschehen ist, nicht verstehen und in seinen etwaigen Folgen nicht überschauen können, und weil sie darüber Aufklärung haben müssen. So habe ich's sehr oft bei Kindern beobachtet und erinnere mich wohl auch noch gut einiger Vorkommnisse aus meiner eigenen Kinderzeit. Z. B. wenn ein Kind gefallen ist und sich erschreckt hat, vielleicht gar ein Betäubungsgefühl gehabt hat, das seiner kleinen aber so sensiblen Erfahrung noch unbekannt ist, kommt es schreiend zur Mutter gelaufen, um sich vergewissern zu lassen, was ihm geschehen ist und was es zu bedeuten hat, und daß es nicht so schlimm sei und daß es längst wieder gut sein wird, bevor er Soldat sein oder sie sich verheiraten wird. – Unter allen Umständen aber wird das »Machtgefühl« im Wehetun so selten sein, daß es hier als perverser Ausnahmefall garnicht in Betracht kommt. –

Jedenfalls: ich denke, wir ahnen bereits zur Genüge, wie Nietzsche die Moral später noch über den Haufen beweisen und »Werte umwerten« wird! ...

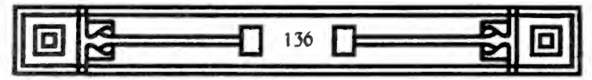
*

Ein feistes Beispiel dafür ist auch folgende Stelle.

S. 80: »Intellekt und Moral. – Man muß ein gutes Gedächtnis haben, um gegebene Versprechen halten zu können. Man muß eine starke Kraft der Einbildung haben, um Mitleid haben zu können. So eng ist die Moral an die Güte des Intellekts gebunden.«

Nietzsche meint also in allem Ernst, daß die Menschen der Urzeit an schlechtem Gedächtnis gelitten hätten – wir werden später noch sehen, welch einen fürchterlichen Apparat er in Szene setzt, um jenen Menschen der Urzeit »Gedächtnis« und »Moral« beizubringen – und an einer mangelhaften Kraft der Einbildung.

Was das letztere anbetrifft, so kann Nietzsche hier selbstverständlich nur Vorstellungskraft meinen; denn über die Einbildungskraft sogar der Tiere und ihre Stärke kann uns jeder träumende und im Schlaf stöhnende und zuckende Hund belehren. – Nein, sondern es wird sich gerade umgekehrt wieder mal so verhalten, daß jene Menschen der Vorzeit bei der Frische und Unverkümmertheit ihrer Sinne und Instinkte sogar ein viel besseres



»Gedächtnis« gehabt haben als wir; noch die erste beste Indianergeschichte sollte uns darüber belehren können; z. B. auch das zuweilen erstaunlich lange Austragen einer Blutrache und wieviel dergleichen. – Ich behaupte sogar, daß das gute »Gedächtnis« bis auf eine ganz bestimmte und konstante Anzahl wesentlicher und fester Aktionen und Reaktionen von Urchemie zurückgeht und auf ihnen basiert. Und ich behaupte, daß das »schlechte Gedächtnis« lediglich ein Begriff ist, der aus Dekadence-Übergangs- und Rassenverschlechterungszeiten, jedenfalls übermäßig komplizierten Zeitläuften herstammt. — Und endlich ist es also ein Unsinn, daß die Moral »so eng an die Güte des Intellektes gebunden« sein soll. – Moral in ihrer Wesenheit, und bis in die Tiefe ihrer physiologischen und chemischen Wurzeln gefaßt, ist ganz und gar nicht in erster Linie an die Güte des Intellektes gebunden, sondern an die Güte von organischer Individualität und Psychophysis.

Nichts als Velleität von Nietzsche, dies alles. Und nichts anderes auch ist ein Aphorismus, den er über »Liebe und Gerechtigkeit« hat.

»Warum überschätzt man«, so heißt es, »die Liebe zu ungunsten der Gerechtigkeit und sagt die schönsten Dinge von ihr, als ob sie ein viel höheres Wesen als jene sei? Ist sie denn nicht ersichtlich dümmer als jene?«

Aber die Liebe kann niemals überschätzt werden; und es gibt keine Gerechtigkeit als die der Liebe! Im übrigen ist dieser Satz wieder ein dickes Beispiel für die intellektuelle Ordinärheit Nietzsches.

Was aber die Gerechtigkeit bei Nietzsche hier sonst anbetrifft: was für ein kurioser und künstlicher Apparat wird wieder in Szene gesetzt, ihr Entstehen zu erklären! – S. 93: »Ursprung der Gerechtigkeit. – Die Gerechtigkeit (Billigkeit) nimmt ihren Ursprung unter ungefähr gleich Mächtigen, wie dies Thucydides (in dem furchtbaren Gespräche der athenischen und melischen Gesandten) richtig begriffen hat.«

Wir haben den dekadenten Nietzsche mal wieder und einen hochinteressanten Beitrag zu seiner Psychologie! Denn: warum denn ist jenes Gespräch zwischen den athenischen und melischen Gesandten »furchtbar«? So empfindet hier höchstens ein degeneriertes

Weib. Jenes Gespräch ist ein sachliches Männergespräch gewesen; was sollte daran furchtbar sein?

Im übrigen: jede wissenschaftliche Popularphilosophie würde ja natürlich an solcher Genese der Gerechtigkeit wieder seine helle Delice haben. – Aber ich dächte doch, wir täten besser und wissenschaftlicher, wenn wir auch die Gerechtigkeit bis zu der Liebe zurückleiteten und bis zu jenen Wurzeln, auf die wir oben das Gedächtnis zurückführten; also getrost bis in die alleraltersgrauste Urchemie hinein.

Völlig unhaltbar ist auch folgender Satz S. 97: »Nicht das ‚Egoistische' und das ‚Unegoistische' ist der Grundgegensatz, welcher die Menschen zur Unterscheidung von Sittlich und Unsittlich, Gut und Böse gebracht hat, sondern: Gebundensein an ein Herkommen, Gesetz und Lösung davon. Wie das Herkommen entstanden ist, das ist dabei gleichgültig.«

Niemals! Sondern es ist die Hauptsache! Alles kommt darauf an, wie Herkommen entstanden ist und was es bedeutet! – Und jedesmal hat Herkommen, Gesetz und Lösung davon, so unendlich mannigfaltig es sich auch darstellen mag, nur eine einzige Basis und Ursache.

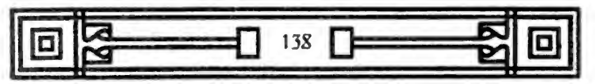
Aber davon später Ausführliches. –

*

Es gäbe kein Aufhören. – Denn bei den Grundansichten, von denen Nietzsche sich bestimmen läßt, ist fast alles verkehrt und unzulänglich, wenn nicht geradezu unmöglich, was Nietzsche hier über die »Geschichte der Moral« beibringt.

Das »Unschuldige an den sogenannten bösen Handlungen«, von dem er gelegentlich handelt, wird ja wohl ein fruchtbarer Gesichtspunkt sein. Lassen wir doch aber niemals aus dem Auge, daß »böse Handlungen«, wie alle gegenteiligen, sowohl unschuldig wie schuldig sind. Einzig dies ist die uns zugängliche ganze Wahrheit über jedwede Handlung. Und sie gilt es heute so nachdrücklich und deutlich wie möglich aufs Panier zu setzen; aber keine andere! –

Doch wie hätte Nietzsche sich jemals bis zu dieser Wahrheit erheben können! Vielmehr ist er, wenn er sich solchermaßen von



»Jenseits von Gut und Böse« stellt, stets offen oder unausgesprochen der Anwalt, Fürsprecher oder Anrühmer geradezu des dekadenten Types, wie er sich ihn vor allem von der italienischen Renaissance her abstrahiert hat, um seine Defekte mit wer weiß was alles für Prädikaten von Rechtfertigung und »Tugend« zu schmücken! —

Es ist also selbstverständlich, daß ein Satz wie der: »Gute Handlungen sind sublimierte böse; böse Handlungen sind vergröberte, verdummte Gute«, wenn nicht falsch, so doch schief ist. — Das einzige bestimmte, was wir nach wissenschaftlicher Einsicht sagen könnten, wäre: Böse Handlungen sind schlechte, abgeartete Handlungen, und gute Handlungen sind gesunde oder artliche Handlungen. — Es tut freilich sehr not, daß wir unseren so komplizierten, wie matten und spitzfindigen Apparat verzwickter »abgearteter«, moralischer Wertungen wieder mit gesunden, ursprünglichen und organischen Wertungen und Ursprüngen in Zusammenhang bringen! —

3.

Der dritte Abschnitt von »Menschlich-Allzumenschliches« behandelt »das religiöse Leben.« — Ich kann auch auf seinen Inhalt hier nur insoweit eingehen, als er erhellen läßt, wie die späteren Hauptideen Nietzsches, von den ersten noch mehr erst heimlichen Keimen der ersten Periode her, in dieser zweiten Periode sich allmählich immer deutlicher auszubilden beginnen.

Bereits auf den ersten Seiten treffen wir wieder auf einen schlechtweg unmöglichen Satz, dem Nietzsches wissenschaftliches Dilettantentum und die Unfähigkeit des Humanisten, wahrhaft von der Wissenschaft Vorteil zu ziehen, sogleich an der Stirn geschrieben steht.

S. 118: » . . . noch nie hat eine Religion, weder mittelbar noch unmittelbar, weder als Dogma noch als Gleichnis, eine Wahrheit enthalten.«

Nein, das ist bereits Irrsinn! — Ist es nicht ein fürchterlicher Satz?!— Enthält er nicht das kläglichste, ja unheimlichste Elend unseres Zeitalters vollständig?! Hat ein Mensch, der diesen Satz

niederschrieb, auch nur noch eine Spur wahrhaft artlich-religiösen Inhaltes?!

Und S. 119, ein nicht minder verhängnisvoller Irrtum — O, wo ist ‚Dionysos' und sein Wissen um die Alltiefen! —: »In der Tat besteht zwischen Religion und der wirklichen Wissenschaft nicht Verwandtschaft noch Freundschaft, noch selbst Feindschaft: sie leben auf verschiedenen Sternen.«

Was für ein schier unerträglicher Unsinn! — Ich nannte früher den griechischen Philosophen, der, wie uns Thales zeigt, zugleich der erste Wissenschaftler im eigentlichsten und schon ganz modernen Sinn war, den aus den formalen Kultfunktionen beiseit getretenen Priester. Und was sagt das? Was deutet das vom eigentlichsten Grundwesen der Wissenschaft an, und was von dem ihr bevorstehenden Schicksal?

Aber davon hier wieder nur soviel.

Zum Kapitel »Ordinärheit«: »Leute, welchen ihr tägliches Leben zu leer und eintönig vorkommt, werden leicht religiös: dies ist begreiflich und verzeihlich; nur haben sie kein Recht Religiosität von denen zu fordern, denen das tägliche Leben nicht leer und eintönig verfließt.«

Nietzsche macht sogar — was ihm übrigens öfter passiert — schlechte Witze.

Hier ist einer: »Wenn der Glaube nicht seliger machte, so würde er nicht geglaubt werden: wie wenig muß er also wert sein.«

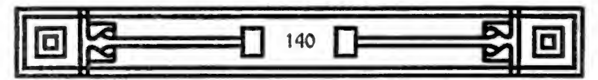
Gleich ein zweiter echt Nietzschescher: »Es ist nicht genug an Religion in der Welt, um die Religion auch nur zu vernichten.«

Möge dies ein Hinweis sein, mit welcher religiösen Grunddisposition Nietzsche hier und später über Religion handelt! —

*

Werfen wir jetzt wenigstens einen vorderhand kurzen Blick auf das, was Nietzsche über den »Ursprung des religiösen Kultus« denkt.

Was Nietzsche darüber ausführt, ist sicher im Ganzen nicht gerade falsch; aber es ist das, was uns von der Wissenschaft her bereits gänzlich trivial geworden ist, oder auch das sehr triviale, was uns die Wissenschaft darüber mitzuteilen weiß.



Der Verfasser der »Geburt der Tragödie« hätte die Wissenschaft nicht zu verwerfen brauchen, aber er hätte sie von seinem vormaligen »dionysischen« Wissen aus vertiefen und dieses dionysische Wissen seinerseits mit ihr erhellen sollen.

Schon der Eingang des Aphorismus, S. 120, weist wieder deutlich genug das uns schon bekannte, so sehr bedenklich religiöse Manko Nietzsches auf.

»Versetzen wir uns in die Zeit zurück, in welcher das religiöse Leben am kräftigsten aufblühte, so finden wir eine Grundüberzeugung vor, welche wir jetzt nicht mehr teilen und derentwegen wir ein- für allemal die Tore zum religiösen Leben uns verschlossen sehen: sie betrifft die Natur und den Verkehr mit ihr«.

Wie aber, wenn wir sie dennoch, auch heute noch, mit ihr teilten, und wenn uns »die Tore« keineswegs verschlossen wären? Denn ist es denn auch nur irgendwie denkbar, daß diese Tore sich jemals schließen könnten?

Aber Nietzsche fährt fort: »Die ganze Natur ist in der Vorstellung religiöser Menschen eine Summe von Handlungen bewußter und wollender Wesen, ein ungeheurer Komplex von Willkürlichkeiten«.

Hier hätte nun Nietzsche z. B. etwas erkennen sollen, nämlich: daß uns genau dies auch heute noch, wie ehedem den Menschen der Vorzeit, die Natur ist! —

Ein großes, unverbrüchliches Gesetz von Liebe und Gerechtigkeit waltet über aller Wesenheit, das im Grunde die Lose der Zeitalter genau in gleichem Maße verteilt hat; und alle Zeiten und Wesen haben nur ein Wissen und nur eine Gewißheit! Uns aber heute muß sie so lauten: Natur und All ist lebendige und bewußte Individualität und dann durch nichts als durch sich selbst bedingte Willkür; und deren Wesenheit ist Liebe und unendliche Entfaltung von Liebe, die zwiefach in ihrem Werden und Entfalten bestimmte, auf zwei heiligen Identitäten und Polen beruhende Willkür ist; und doch unbedingte Willkür, insofern diese beiden Identitäten nichts sind als die beiden Pole einer und derselben letzten Einheit!

Was aber die Mehrzahl bewußter und wollender Wesen an-

betrifft, die »Willkürlichkeiten« oberster und heiligster Willkür, die »Götter«? — Nun, wir nennen sie heute vielleicht eine notwendig bestimmte normierte Anzahl von Elementen. Diese Elemente, Ausdrücke und Stufen letzter ewiger Willkür, sind über uns und um uns wie die Götter der Alten. — Aber wir wissen, und durch die Wissenschaft, mehr und beseligenderes: nämlich, daß genau diese Elemente, da alles ein- und dieselbe Einheit ist, leibhafte, lebendige Korrelate oder Metastasen in den Typen bewußtseinbegabter organischer Wesenheit haben, in Gestalt großer, notwendigst durch Individualität bedingter und aus ihr bestimmter fester Charaktere und Individualitäten, die — die heilige Zahl der Grundtemperamente mag darauf hinweisen; es sind, wie die alten Elemente, nur vier und ihre Variationen, Verschlingungen und Metastasen — genau so normiert sind wie nur je die Zahl der olympischen Hauptgötter der Antike oder sonst eine antike Göttergemeinschaft.

Dies ist unser Credo und Wissen! Und es ist kein anderes, und kann kein anderes sein, als das solchermaßen gestaltete Wissen der Antike; und es ist alle religiöse Tatsächlichkeit; und es ist ewige und unverbrüchliche Tatsächlichkeit.

Dies aber war es, was Nietzsche, und gerade er, aus der Wissenschaft herauszuholen gehabt hätte!

*

Ich hätte jetzt gleich noch etwas über Nietzsches Auffassung der Askese und des Heiligen auszuführen, aber ich darf es mir getrost für später ersparen. Nur soviel, daß Nietzsche leider wieder nur das trivialste dieser Erscheinung in den Vordergrund rückt. (Man vergl. S. 142. »Es gibt einen Trotz gegen sich selbst« u. s. w.) — Das ist allzu billig. Nichts weniger als billig und einfach aber wäre es gewesen, das Problem des Heiligen mit wirklicher Wissenschaft auszuholen. Für die Wissenschaft aber kann es nur ein ungeheuer wichtiges psychophysisches Problem sein! — Mag es Nietzsche meinetwegen als solches für Augenblicke anschneiden: es ist ihm nicht gelungen, es zu verstehen und zu bewältigen!

Den vierten Abschnitt, der betitelt ist: »Aus der Seele der Künstler und Schriftsteller«. (Wie unleidlich eigentlich und



wie kennzeichnend dieses, ich möchte sagen, unethische Springen und Wechseln der Gegenstände und Themen!) will ich hier nur ganz flüchtig streifen.

Auch hier zeigt Nietzsche dieselbe Ordinärheit eines von der Wissenschaft kaptivierten femininen Intellektes.

Sie verführt ihn z. B. zu Blasphemien wie die folgende (S. 158): »Der Künstler hat in Hinsicht auf das Erkennen der Wahrheit eine schwächere Moralität als der Denker«. – Das schreibt der Nietzsche, der so Schönes über die griechische Tragödie ausgesagt hat! –

Und S. 160: »Die Kunst erhebt ihr Haupt, wo die Religionen nachlassen«.

Nein, sondern da, wo sie und ihre Formen zu letzter Harmonie und Schönheit gelangt sind, erhebt die Kunst ihr Haupt. Das ist freilich ein kurzer und vergänglicher Punkt. Ist er vorbei, alsdann lassen die Religionen nach, und – mit ihnen die Künste! – Hellas war zur Zeit der Perserkriege noch fromm. Und damals blühten Aeschylus und Sophokles.

S. 161 wird gefragt, »wodurch das Metrum verschönert«. Es lege über die Realität einen Flor; – das ist arm gesagt und ist artistisch gesagt. Vielmehr ist das Metrum in seiner organischen Blüte, mit der Dichtung, die es trägt, der organische Ausdruck einer identischen, organisch-seelischen Realität! –

Oder gar, S. 161: »Die Kunst macht den Anblick des Lebens erträglich dadurch, daß sie den Flor des unreinen Denkens über dasselbe breitet«.

Die Wissenschaft kann sich wahrhaftig für die Vergötterung bedanken, die sie von diesem Adepten erfährt! Wir bedanken uns auch! –

S. 166: »Der Künstler ... haßt die Wissenschaft«.

Niemals hat er sie gehaßt! Und sicher, hat er sie niemals so wenig gehaßt, wie heute!

S. 167: »Daß gar der Maler und der Bildhauer die ‚Idee' des Menschen ausdrücken, ist eitel Phantasie und Sinnentrug«.

Sie drücken Individualität und Seele aus, oder sie drücken gar nichts aus. Sie drücken die ‚Idee' des Menschen aus, oder sie sind Stümper.



S. 170 wird gar ein bis zum Unerträglichen ausführliches Rezept gegeben, wie man ein guter Novellist werden könne. Wer also Lust hat, mags darauf ankommen lassen! –

S. 200: »Nicht ohne tiefen Schmerz gesteht man sich ein, daß die Künstler aller Zeiten in ihrem höchsten Aufschwunge gerade jene Vorstellungen zu einer himmlischen Verklärung hinaufgetragen haben, welche wir jetzt als falsch erkennen: sie sind die Verherrlicher der religiösen und philosophischen Irrtümer der Menschheit«.

Sapienti sat erit! –

*

Der fünfte Abschnitt: »Anzeichen höherer und niederer Kultur«.

Auch hier wird Nietzsche hin und wieder geradezu unerträglich. Er sieht nicht das »Menschlich-Allzumenschliche«, das jemand Seinesgleichen doch gewißlich im edleren Begriff eines Notzustandes hätte empfinden sollen; er gewahrt bloß das schlechtweg Gemeine, die Unwahrheit des Menschen, und fällt auf sie hinein, als wenn sie wer weiß was wäre.

S. 211 hat er den guten Begriff einer »Veredlung durch Entartung«. – »Die abartenden Naturen sind überall da von höchster Bedeutung, wo ein Fortschritt erfolgen soll«.

Gewiß ein fruchtbarer Gesichtspunkt. Denn A und O sehen sich oft so zum Verwechseln ähnlich; also müssen sie ja wohl irgend eine Tugend, auf die es ankommt, gemeinsam haben.

Aber das sind seltene Lichtblicke in diesem Zusammenhange! Denn sogleich wieder der bedenklichste religiöse Defekt.

Es heißt S. 220: Man dürfe von der Zukunft »nicht die erstaunlichen Wirkungen des religiösen Gefühls erwarten«. – Darf mans wirklich nicht? In Amerika sind sie längst, schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, in Walt Whitman vorhanden. –

Aber Nietzsche fährt fort: »Dieses selbst hat seine Zeit gehabt und vieles sehr Gute kann nie wieder erwachsen, weil es allein aus ihm wachsen konnte«. – Unverzagt! Es ist noch vorhanden, und alles Gute, das nur je und je aus ihm erwachsen konnte und mußte, wird fortgesetzt aus ihm erwachsen! Oder, da alles



auf ihm beruht und aus ihm erwächst, würde alles ein für allemal aus und vorbei sein. Alles! —

In diesem Abschnitt setzt nun auch jene Glorifikation der italienischen Renaissance ein, die für Nietzsche so bedeutsam ist und werden soll, und mit der er die Neusten bei uns und in Europa so gründlich verdorben hat! Ein wahres Evangelium der Dekadence und Satans, das Nietzsche da ausgegeben hat, und dessen Wirkungen wir nun auf dem Halse haben!

Es sind jetzt also nicht mehr die Griechen, sondern es ist die Renaissance, es sind wohl gar die Borgias. —

S. 224: »Renaissance und Reformation«. — Die italienische Renaissance barg in sich alle die positiven Gewalten, welchen man die moderne Kultur verdankt«.

O, was für ein kreuzgefährlicher Irrtum! — Aber freilich: wir wissen ja von früher, wie Nietzsche Kultur definiert.

Nein, nicht so steht es; sondern die christliche Idee, der Christus barg in sich jene positiven Gewalten; denn nur eine große religiöse Idee baut und vollendet eine Kultur. Und was das Zeitalter der Renaissance anbetrifft, so sollte man sich nachgerade angewöhnen, in ihrer Erscheinung den wüsten Untergang der feudalen Ordnung in Italien von dem abzuscheiden, was die christliche Idee an positiven Kulturwerten damals aus der Antike wieder belebte, hervorholte und aufnahm, zu revidieren und weiterzubilden begann. Das aber waren höchst praktische Werte organischer Gattung, die vorderhand bis dahin nur gegen eine fundamentalere religiöse Praxis in Gestalt unerhörter Rassefusionen und Rassearrangements hatten zurückstehen müssen. —

Es kommen von dieser italienischen Renaissance eigentlich nur drei Gestalten recht in Betracht, die wahrhaft und rein im Dienste dieser Idee stehen und in Italien — Männer wie Franz von Assisi und Giordano Bruno freilich nicht zu vergessen! — sie psychophysisch verkörpern: der Entdecker Kolumbus, der Wissenschaftler, Techniker und Künstler Leonardo, und Michel Angelo. —

Seinen Schwerpunkt aber hat jenes Zeitalter gerade in der deutschen religiösen Renaissance und in ihrer Wiederbelebung der christlichen Idee und reinen Lehre; d. h. in dem großen Siege, den die germanische Rasse endlich in der großen Diskussion der-



selben errang, die sie von der Antike übernommen hatte, welche ihrerseits diese Diskussion zunächst eröffnet und bis zu den Germanen hingeleitet hatte.

Nietzsche indessen berauscht sich an der »... Entfesselung des Individuums« in der italienischen Renaissance (d. h. also an dem Agonie-Fieber der verendenden italienischen Feudalität und seinen Exzessen) und freilich — wers begriffe! — an der »Glut der Wahrhaftigkeit und Abneigung gegen Schein und bloßen Effekt«. — Das stimmt noch nicht mal auf die Kunst der Renaissance. Im allgemeinen läßt sich vielmehr sagen, daß die Kunst vor der Renaissance viel artreiner und wahrhafter war.

Aber: »Es war das goldene Zeitalter dieses Jahrtausends, trotz aller Flecken und Laster«.

Und was ist ihm gegenüber die deutsche Reformation? »Dagegen hebt sich nun die deutsche Reformation ab als ein energischer Protest zurückgebliebener Geister«.

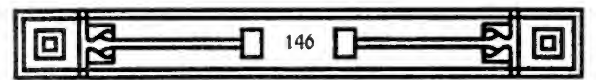
Und: »Es lag in dem Zufall einer außerordentlichen Konstellation der Politik, daß damals Luther erhalten blieb und jener Protest Kraft gewann: Denn der Kaiser schützte ihn, um seine Neuerung gegen den Papst als Werkzeug des Druckes zu verwenden, und ebenfalls begünstigte ihn im stillen der Papst, um die protestantischen Reichsfürsten als Gegengewicht gegen den Kaiser zu benutzen. Ohne dies seltsame Zusammenspiel der Absichten wäre Luther verbrannt worden wie Huß — und die Morgenröte der Aufklärung vielleicht etwas früher und mit schönerem Glanze, als wir jetzt ahnen können, aufgegangen«.

Welch eine Spitzfindigkeit, die in welch einen Unsinn ausläuft! — Als ob die Hussitenkriege Deutschland und den deutschen Fürsten nicht deutlich genug angezeigt hätten, was die Glocke geschlagen, und womit sie zu rechnen hatten! Um, wohlzumerken! hier nur ihrer zu gedenken! ...

*

Der sechste Abschnitt: »Der Mensch im Verkehr«. — Ein geradezu klassisches Kapitel dafür, in welchem Sinne die Wissenschaft Nietzsche »menschlich-allzumenschlich« gestimmt hat!

Diese und jene schätzbare Lebensklugheit, wie sie ein Fran-



zose entwickelt haben könnte, mag man immerhin gelten lassen. Aber bleibt Nietzsche damit weniger an der äußersten Oberfläche eines Problems, das ungleich tiefer zu erfassen heute sicher ersprießlicher wäre?

So heißt es S. 271: »Es ist häufig im Verkehre mit Menschen eine wohlwollende Verstellung nötig, als ob wir die Motive ihres Handelns nicht durchschauten«.

Man hat in all diesen Aphorismen den sehr bestimmten Eindruck, daß Nietzsche hier ein Selbstporträt zeichnet. Es ist zu sehr in der Psychologie seiner Natur. –

Oder, S. 272: »Wir legen nicht eher besonderen Wert auf den Besitz einer Tugend, bis wir deren völlige Abwesenheit an unserem Gegner wahrnehmen«.

Wirklich? –

S. 273: »Man widerspricht oft einer Meinung, während uns eigentlich nur der Ton, mit dem sie vorgetragen wurde, unsympathisch ist«.

Man sieht Nietzsche hier förmlich leibhaft vor sich. –

S. 277: »Man springt einem Menschen, der ins Wasser fällt, noch einmal so gern nach, wenn Leute zugegen sind, die es nicht wagen«. – Schlimm! Und unwahr! – Ebenda: »Es wird wenige geben, welche, wenn sie um Stoff zur Unterhaltung verlegen sind, nicht die geheimeren Angelegenheiten ihrer Freunde preisgeben«.

S. 280: »Der überlegene Geist hat an den Taktlosigkeiten, Anmaßungen, ja Feindseligkeiten ehrgeiziger Jünglinge gegen ihn sein Vergnügen; es sind die Unarten feuriger Pferde, welche noch keinen Reiter getragen haben und doch in kurzem stolz sein werden, ihn zu tragen«.

Dieser »überlegene Geist« dürfte eher ein sadistisch perverser Schulmeister sein. Es gibt solche. – Der wahrhaft »überlegene Geist« dagegen wird sich, die betreffenden Anmaßungen a tempo denn doch lieber korrigierend, freuen, – wie brav, notabene: unter Umständen! – die betreffenden jungen Leute einst noch ihren Meister überholen werden. – Es handelt sich in der Erziehung wirklich um keine Züchtung von Reitpferden. Und die Pädagogik ist kein Tattersall. —

Aber — ein typischer Irrtum von Nietzsche. —



Der siebente Abschnitt: »Weib und Kind.«

Hier können wir wieder etwas erleben. Das Thema: Nietzsche und das Weib tut sich auf.

Z. B. S. 302: »Mütter sind leicht eifersüchtig auf die Freunde ihrer Söhne, wenn diese besondere Erfolge haben. Gewöhnlich liebt eine Mutter sich mehr in ihrem Sohne als den Sohn selber.«

Ich meine, eine Mutter braucht noch lange keine Sempronia zu sein, sie braucht nur ein verständiges Durchschnittsweib zu sein, das übrigens zu solcher luxuriösen Alfanzerei sicher nicht die Zeit übrig hat, um so etwas nicht zu tun!

Entsetzlich ist auch folgender Satz (S. 303): »Manche Mutter braucht glückliche, geehrte Kinder, manche unglückliche: sonst kann sie ihre Güte als Mutter nicht zeigen.« — Unglückselige Kinder in beiden Fällen! —

Gelegentlich schlüpft ein, wahrscheinlich leider unfreiwilliger, Witz für die »Fliegenden Blätter« dazwischen.

So S. 303: »Einige Männer haben über die Entführung ihrer Frau geseufzt, die Meisten darüber, daß Niemand sie ihnen entführen wollte.«

Aber kommen wir zu dem gewiß ungleich schlimmeren Ernst Nietzsches. S. 315 gibt's eine besonders starke Probe davon.

»Jene edlen, freigesinnten Frauen, welche die Erziehung und Erhebung des weiblichen Geschlechts sich zur Aufgabe stellen, sollen Einen Gesichtspunkt nicht übersehen: die Ehe in ihrer höheren Auffassung gedacht, als Seelenfreundschaft zweier Menschen verschiedenen Geschlechts, also so, wie sie von der Zukunft erhofft wird, zum Zweck der Erzeugung und Erziehung einer neuen Generation geschlossen, — eine solche Ehe, welche das Sinnliche gleichsam nur als ein seltenes, gelegentliches Mittel für einen größeren Zweck gebraucht, bedarf wahrscheinlich, wie man besorgen muß, einer natürlichen Beihilfe, des Konkubinats!« — Mir stockt hier bereits die Feder; aber vorderhand zu Ende zitiert! — »Denn wenn aus Gründen der Gesundheit des Mannes das Eheweib auch zur alleinigen Befriedigung des geschlechtlichen Bedürfnisses dienen soll, so wird bei der Wahl der Gattin schon ein falscher, den angedeuteten Zielen entgegengesetzter Gesichtspunkt maßgebend sein: die Erzielung der Nachkommenschaft wird

zufällig, die glückliche Erziehung höchst unwahrscheinlich. Eine gute Gattin, welche Feundin, Gehilfin, Gebärerin, Mutter, Familienhaupt, Verwalterin sein soll, ja vielleicht abgesondert von dem Mann ihrem eigenen Geschäft und Amt vorzustehen hat, – kann nicht zugleich Konkubine sein; es hieße im Allgemeinen zu viel von ihr verlangen. Somit könnte in Zukunft das Umgekehrte dessen eintreten, was zu Perikles Zeiten sich in Athen begab: die Männer, welche damals an ihren Eheweibern nicht viel mehr als Konkubinen hatten, wandten sich nebenbei zu den Aspasien, weil sie nach den Reizen einer kopf- und herzbefreienden Geselligkeit verlangten, wie eine solche nur die Anmut und geistige Biegsamkeit der Frauen zu schaffen vermag«. (Was für ein Epikuraeer dieser ‚Mann' da! Welch ein ‚Feinschmecker'! – Aber eine Gewissensfrage: weshalb mag sich wohl Aspasia so überaus wohl gefühlt haben, als sie endlich die »Konkubine« des braven Viehhändlers Lysikles geworden war und von ihm – Kinder bekam?! –)

Im Ernst! Diese ganze Stelle strotzt dermaßen von Unnatur und perversem Empfinden, daß man sie aber doch auch wirklich nur mit dem tiefsten Widerwillen zu lesen vermag! –

Die Ehe, »in ihrer höheren Auffassung als Seelenfreundschaft zweier Menschen verschiedenen Geschlechts« gedacht: wir wollen es meinethalben mit ihr gut sein lassen. – Indessen, wohlgemerkt!: nicht ohne daß wir zuvor über diese Begriffe uns gehörig aufgeklärt haben! Am liebsten also möchten wir sie denn doch durch ungleich bessere ersetzen.

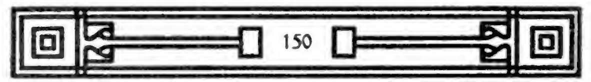
Die Ehe kann eigentlich niemals vor allem auf ein Fundament der Freundschaft gestellt sein! Sondern sie beruht auf einer tiefen organischen Wahlverwandtschaft zweier G a n z s e e l e n; d. h. zweier Leiber, die sogeartete individuelle Formen organisch-religiöser Individualität sind. – Mit der Freundschaft ist die Ehe bereits ein wenig aus dieser heiligen Notwendigkeit und Unumgänglichkeit gerückt. Die Freundschaft ist zwar gleichfalls in ihrer eigentlichen und ernsten Form eine solche Wahlverwandtschaft zweier Ganzseelen: aber sie ist von vornherein ein freieres und beweglicheres Verhältnis. Zwischen Mann und Weib kann nie eigentlich Freundschaft der Grundton sein, auf den ihr Verhältnis gestimmt und

gegründet ist, sondern dieser Grundton ist ein ungleich tieferer und heiligerer: nämlich die Grundeinheit der beiden Pole von religiöser Individualität, deren innige, unablösbare Verknüpftheit.

Ich bin mir bewußt, daß gerade heute und in diesen Zeitläuften diese religiöse Tatsache lebhaften Widerspruch erfährt. Aber das ändert gewiß an ihr nicht das geringste. – Ein solcher Widerspruch bleibt dennoch im Unrecht, und das kann gar nicht anders sein.

Aber: er weist immerhin auf eine Eigenschaft dieser Tatsache hin, die sich in diesen Zeiten ereignet: nämlich darauf, daß dieses heilige Band die Fähigkeit hat, wenn nicht zu zerreißen, so doch sich zu dehnen. Diesen Zustand haben wir wohl bereits; oder vielmehr: Europa treibt ganz entschieden auf eine freiste Ausgestaltung desselben los! Man wird ihn als eine beginnende Auflösung der alten bisherigen Ehe bezeichnen können. Indessen: es wird – und gerade in solchen Zeiten, wo sich neue psychophysische Eigenschaften herausbilden – dieser Erscheinung eine andere parallel laufen: nämlich die, daß sich im Bereich solcher Zustände notgedrungen die Ehe zugleich auch wieder in eine Anzahl gewisser, sehr konsequent neugearteter Individuen um so fester und unverbrüchlicher knüpft: in irgend einer neuen Form in alter, uralter Weise! – Man könnte sich wohl vorstellen, daß damals, als die »Affenmenschen« sich von den »Menschenaffen« abzusondern begannen, die Ehe sich in gleicher Weise dehnte und zugleich auch wieder um so fester schloß; sicher in der Elite der neuen Wesen, wo die für die alte Gemeinschaft unerhörte und greuliche, »sich enthaarende« neue Arteigenschaft am allerkonsequentesten sich auszubilden begann. Hier war dies so geartete Männchen auf das so geartete Weibchen, und umgekehrt, mit neuem eisernen organischen Zwang angewiesen; denn sicher wird die Sache so stehen, daß gerade diese Elite-Exemplare beiderseits mit Exemplaren der alten Art, aus der sie sich organisch absonderten, schon gar keinen geschlechtlichen Verkehr mehr pflegen konnten; sie waren selbst für die damals doch so häufigen Exemplare einer sicher sehr elastischen und sexuell toleranten Art, ein- für allemal impotent, so stark hatte sich wohl die Artidiosynkrasie ausgebildet.

Ich will nun mit dieser Parallele gewiß nicht gesagt haben,



daß heute eine derartige Artidiosynkrasie schon vorhanden wäre: aber bereits wenn eine einheitliche europäische Rasse in Begriff sein sollte, sich zu bilden – und sie ist's! – so würde schon hier eine solche Auslese und eine solche festere Knüpfung der Ehe statthaben müssen und im Werke sein. Dies ist gar nicht anders denkbar. Denn nur eine artkonsequenteste Elite, eine verhältnismäßig zunächst kleine Minderzahl und ihre überaus feste und notwendige Ein-Ehe wäre Gewähr für den Bestand einer solchen sich bildenden Rasse; oder vielmehr, sie würde das Anzeichen ihrer Konstituierung sein. (Könnte Plato, der »Mystiker«, etwa mit der »Heldenehe« seiner πολιτεια so etwas vorausgeahnt haben?)

*

Aber, wohlgemerkt!: dieses Band wäre auf keinerlei künstliche Weise zu knüpfen oder zu halten! Ich bin der Ansicht, daß dies sowohl ohne Bestand bliebe, als auch durch die furchtbarsten seelischen Verwirrungen, durch die denkbar intrikatesten Leiden sich rächen würde!! – Alles Organische wird in Freiheit aus sich selbst! –

Hätte Nietzsche etwas von alledem verstanden, wirklich verstanden: er würde jenen braven, aber gar matten Begriff, der wie sehr nach dem ästhetischen Teetisch der Überkultur und nach – Bildungsphilisterei schmeckt, kaum haben in Anwendung bringen können.

Wie traurig wenig aber Nietzsche von alledem verstanden hat, geht daraus hervor, daß er meint, in einer solchen Ehe werde »das Sinnliche gleichsam nur als ein seltenes gelegentliches Mittel für einen größeren Zweck gebraucht«. Das heißt wahrhaftig die Sache, – und, ach! unbewußt gar! – in usum Delphini zurechtstutzen! – Die Ehe darf nichts von all solch einem verzwickten abstrakten Apparat von Begriffen oder gar Postulaten wissen: sie muß durchaus notwendigster und bindendster Trieb zweier Ganzseelen sein, und zwar gerade unter einer sehr starken und intensiven Anspannung und Entladung von Sinnlichkeit, unter welchem Begriff wir natürlich um Himmelswillen nicht jene einseitig sexuelle Geilheit verstehen, die in unserer Überkultur so fürchterlich



und unter so vielen schönen Mäntelchen verhüllt, grassiert und jenen heiligen Begriff odiös machen möchte. — Diese Ehe vielmehr wird genau die gute alte, und sehr kinderreiche Ehe der patriarchalischen Vorzeit sein, wie sie ja auch immer noch das alte Europa hält. Sie wird erst recht auf einer starken harmonischen Sinnlichkeit und einer neuen psychophysischen Tüchtigkeit beruhen, welche gerade dieses traurigen Notbehelfs des Konkubinats entbehren kann und entbehren wird. — Das, was Nietzsche im Auge hat, ist nichts als irgend eine bequeme europäische, mehr auf Freundschaft beruhende »Altenteil-Ehe«; sie ist nicht imstande, eine wesentliche neue Generation zu erzeugen. — Also nochmals: das »Sinnliche« kein gelegentliches Mittel, sondern eine große Hauptsache! — Eine Ehe, die des Konkubinats bedarf, hat schon keine rassezeugende oder rassehaltende Bedeutung mehr; sie ist mehr oder weniger Dekadence, oder europäisches Altenteil, oder wie man sonst sagen soll. —

Das Problem ist eigentlich sehr einfach zu fixieren: Alles kommt darauf an, daß die feste Ehe sich aufrecht erhält; und sie hält sich aufrecht; denn sie ist der vollendete, notwendige, organische Ausdruck religiöser Individualität. —

Was Nietzsche da ferner schreibt, ist mir, wenn ichs ehrlich aussprechen soll, fast schon direkt widerwärtig. Diese »Gründe der Gesundheit des Mannes« sind entsetzlich in solchem Zusammenhange! Hygienische Gründe und Liebe! Welch eine contradicto in adjecto! — Liebe ist alle Gesundheit! Es gibt keine andere Gesundheit als Liebe, und die gesunde normale Sinnlichkeit, ohne die ihr Begriff nicht besteht!

Also die »Gesundheit des Mannes«! — Von der Gesundheit des Weibes weiß Nietzsche natürlich nichts zu melden.

Wie benommen ist Nietzsche mit alledem noch von Schopenhauer! — Aber ein junger Philosoph sollte einem alten, vergrillten Hagestolz nicht nachsprechen! . . . Einzig zur alleinigen Befriedigung des geschlechtlichen Bedürfnisses wird das artlich wertvolle Eheweib dem Manne, und der Mann dem Weibe dienen müssen; weil es durchaus nicht anders denkbar ist.

Mit der Analogie aus der Zeit des Perikles macht Nietzsche die Sache nicht besser. — Im übrigen ist es eine Torheit, zu sagen,

daß das griechische Weib Konkubine des Mannes gewesen sei. Sie war sein Eheweib und die Mutter seiner Kinder. Konkubine ist und bleibt dagegen jedwede Aspasia. Nochmals: die »göttliche Aspasia« soll froh gewesen sein, als sie endlich das brave kindergesegnete Eheweib des braven Viehhändlers Lysikles geworden war! –

Soviel zu Nietzsches so geistvollem Abschluß seiner ganzen höchst unglückseligen Expektoration da. –

*

Indessen: der grassierende, so suggestive alte Murrjahn und Hagestolz von Frankfurt!

Man höre nur, was das Weib für ein Allerweltsding ist, und was sich nicht alles aus ihm machen läßt!

S. 316: »Man kann in den drei oder vier zivilisierten Ländern Europas aus den Frauen durch einige Jahrhunderte von Erziehung alles machen, was man will, selbst Männer, freilich nicht in geschlechtlichem Sinne (na aber wirklich, nein!) aber doch in jedem anderen Sinn.«

Aber wirklich? – Im übrigen: Gott macht aus Weib und Mann, was Er will; und damit gottbefohlen. – Wenn wirs aber »europäischer« ausdrücken wollen, so »erzieht« der Mann das Weib, und das Weib den Mann; und wenn selbst das nicht zutreffen sollte, so erzieht ganz sicher und gewiß die beiden das Kind! (Wenn dies nur nicht unter Umständen ein ganz besonderes »Kind« ist! – Mann und Weib haben alle Ursache, sich gerade vor diesem Kind zu hüten! Ich meine, es spielt heute in unserem Europa seine diesbezügliche Erzieher-Rolle gründlich! –)

Auch eine Ansicht ist folgende, S. 318: »Durch nichts erleichtern bedeutende Frauen ihren Männern, falls diese berühmt und groß sind, das Leben so sehr, als dadurch, daß sie gleichsam das Gefäß der allgemeinen Ungunst und gelegentlichen Verstimmung der übrigen Menschen werden. Die Zeitgenossen pflegen ihren großen Männern viel Fehlgriffe und Narrheiten, ja Handlungen grober Ungerechtigkeiten nachzusehen« – Selbst diese also darf Er sich leisten! O »Er«! – »wenn sie nur jemand finden, den sie

als eigentliches Opfertier zur Erleichterung ihres Gemütes mißhandeln und schlachten dürfen«.

Die ‚Peitsche'?! – O welche enorme ‚Mannheit'! Welches Weiblein müßte nicht solch eine ‚Peitsche' wie diesen Satz da in Ehrfurcht küssen! – Aber: mit Müh und Not halt ich ein Pfui Teufel! zurück. – Oder aber, war der Verfasser dieser Zeilen dennoch bereits geistesgestört? Litt er vielleicht an sexuellem Größenwahn und intellektuellem Sadismus?

Aber wieder mal: genug! –

Eigentlich war uns in der Überschrift des Abschnittes auch etwas vom »Kind« versprochen; aber Nietzsche bleibt uns ja doch wohl die Einlösung dieses Versprechens überhaupt schuldig. In dieser ganzen Perlenschnur so zweifelhafter wie matter Geistreichheiten mit ihrem dekadenten Untergrund finden wir eigentlich nicht eine Zeile von dem Dritten im heiligsten der »Dreiecke«. –

4.

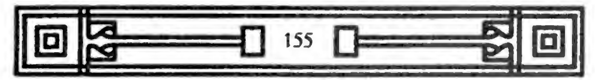
Der achte Abschnitt betitelt sich: »Ein Blick auf den Staat«.

Ich entnehme diesem Thema hier nur eine Stelle, die wir uns, endlich einmal, wirklich hinter den Spiegel stecken dürfen. Wie tragisch muß sie in all diesem unerquicklichen Zusammenhang auf uns wirken! Denn hier ist der Blick, der wirklich den »Stern« sieht!

S. 352: »Der europäische Mensch und die Vernichtung der Nationen. – Der Handel und die Industrie, der Bücher- und Briefverkehr, die Gemeinsamkeit aller höheren Kultur, das schnelle Wechseln von Haus und Landschaft, das jetzige Nomadenleben aller Nicht-Landbesitzer – diese Umstände bringen notwendig eine Schwächung und zuletzt eine Vernichtung der Nationen, mindestens der europäischen, mit sich: so daß aus ihnen allen, infolge fortwährender Kreuzungen, eine Mischrasse, die des europäischen Menschen, entstehen muß. Diesem Ziele wirkt jetzt, bewußt oder unbewußt, die Abschließung der Nationen durch Erzeugung nationaler Feindseligkeiten entgegen, aber langsam geht der Gang jener Mischung dennoch vorwärts, trotz jener zeitweiligen Gegenströmungen: dieser künstliche Nationalismus ist übrigens so



gefährlich, wie der künstliche Katholizismus es gewesen ist, denn er ist in seinem Wesen ein gewaltsamer Not- und Belagerungszustand, welcher von wenigen über viele verhängt ist, und braucht List, Lüge und Gewalt, um sich in Ansehen zu halten. Nicht das Interesse der Vielen (der Völker), wie man wohl sagt, sondern vor allem das Interesse bestimmter Fürsten-Dynastien, sodann das bestimmter Klassen des Handels und der Gesellschaft, treibt zu diesem Nationalismus; hat man dies einmal erkannt, so soll man sich nur ungescheut als guten Europäer ausgeben, und durch die Tat an der Verschmelzung der Nationen arbeiten: wobei die Deutschen durch ihre alte bewährte Eigenschaft, Dolmetscher und Vermittler der Völker zu sein, mitzuhelfen vermögen. — Beiläufig: das ganze Problem der Juden ist nur innerhalb der nationalen Staaten vorhanden, insofern hier überall ihre Tatkräftigkeit und höhere Intelligenz (sagen wir freilich doch lieber anstatt »höhere« entweder lebhaftere Intelligenz, oder ihre Intelligenz schlechthin! Ob sie »höher« ist, ist zum mindesten sehr fraglich!), ihr in langer Leidensschule von Geschlecht zu Geschlecht angehäuftes Geist- und Willens-Kapital in einem neid- und haßerweckenden Maße zum Übergewicht kommen muß, so daß die literarische Unart fast in allen jetzigen Nationen überhand nimmt — und zwar je mehr diese sich wieder national gebärden —, die Juden als Sündenböcke aller möglichen öffentlichen und inneren Übelstände zur Schlachtbank zu führen. Sobald es sich nicht mehr um Konservierung der Nationen, sondern um die Erzeugung einer möglichst kräftigen europäischen Mischrasse handelt, ist der Jude als Ingredienz ebenso brauchbar und erwünscht, als irgend ein nationaler Mensch: es ist grausam, zu verlangen, daß der Jude eine Ausnahme machen solle. Jene Eigenschaften mögen sogar bei ihm in besonderem Maße gefährlich und abschreckend sein, und vielleicht ist der jugendliche Börsen-Jude die widerlichste Erfindung des Menschengeschlechts überhaupt. Trotzdem möchte ich wissen, wie viel man bei einer Gesamtabrechnung einem Volke nachsehen muß, welches, nicht ohne unser aller Schuld, die leidvollste Geschichte unter allen Völkern gehabt hat, und dem man den edelsten Menschen (Christus), den reinsten Weisen (Spinoza), das mächtigste Buch und das wirkungsvollste Sittengesetz der Welt verdankt«.



Im übrigen aber nehmen alle jene schlimme Eigenschaften von »Menschlich=Allzumenschliches« im weiteren Verlauf eher zu als ab.

So heißt es, Bd. III, S. 51: »Der feinste Kunstgriff, welchen das Christentum vor den übrigen Religionen voraus hat, ist ein Wort: es redete von Liebe. So wurde es die lyrische Religion».

So überaus ‚geistvoll' er sich ausnehmen mag: dieser Satz ge=hört geradezu unter die Zuchtrute! –

Ich weiß nicht wie es wirkt, wenn Nietzsche das Geheimnis seiner eigenen Psyche unfreiwillig bloßlegt! Oder legt er es im folgenden Satz nicht bloß? – S. 46: »Das Mißtrauen an sich selber geht nicht immer unsicher und scheu daher, sondern mitunter wie tollwütig: es hat sich berauscht, um nicht zu zittern«.

Die vollständigste Selbstpsychologie Friedrich Nietzsches! –

Oder folgende unglückseligste ‚Bravour'. S. 37: »Die stärkste Erkenntnis (die von der völligen Unfreiheit des menschlichen Willens) ist doch die ärmste an Erfolgen: denn sie hat immer den stärksten Gegner, die menschliche Eitelkeit«.

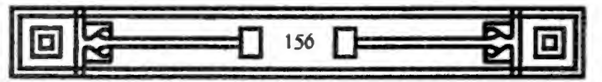
So? Sie wäre die »stärkste« Erkenntnis? – Oder nicht lieber doch die ziemlich billige Weisheit eines allzu komfortabilisierten Zeitalters?

Zwischen all diesen absurden Fetzen von Aperçu und Kaprize gewordener Weltanschauung und »Philosophie« dann Sätze zu finden, die wie plötzliche hohe Sterne aufleuchten; wie tragisch; wie tragisch! –

So wenn es S. 102 heißt: »Die Naturgeschichte, als die Kriegs= und Siegesgeschichte der sittlich=geistigen Kraft im Widerstande gegen Angst, Einbildung, Trägheit, Aberglaube, Narrheit, sollte so erzählt werden, daß jeder, der sie hört, zum Streben nach geistig=leiblicher Gesundheit und Blüte, zum Frohgefühl, Erbe und Fortsetzer des Menschlichen zu sein, und zu einem immer edleren Unternehmungs=Bedürfnis unaufhaltsam fortgerissen würde«.

Man atmet direkt auf. Es ist, als verließe einen ein Albdruck. Denn hier ist Nietzsche einfach schlechtweg vernünftig.

Oder S. 103: »Wenn Genialität, nach Schopenhauers Be=obachtung, in der zusammenhängenden und lebendigen Erinnerung an das Selbst=Erlebte besteht, so möchte ein Streben nach Er=



kenntnis des gesamten historischen Gewordenseins – welches immer mächtiger die neuere Zeit gegen alle früheren abhebt und zum ersten Mal zwischen Natur und Geist, Mensch und Tier, Moral und Physik die alten Mauern zerbrochen hat – ein Streben nach Genialität der Menschheit im Ganzen zu erkennen sein. Die vollendet gedachte Historie wäre kosmisches Selbstbewußtsein«.

Der schöne, ungetrübt klare Blick, doch endlich wenigstens einmal wirklich religiös den Menschen mit dem Kosmos in organischer Einheit zu sehen!

Wie tragisch! Wie tragisch! –

*

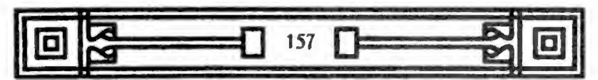
Der Anhang: »Der Wanderer und sein Schatten«, macht uns noch hier und da verweilen.

Über alles, was Nietzsche gerade hier über die Freiheit des Willens entwickelt, kann ich hier, nach dem, was ich früher schon gelegentlich dieses Themas an einer Stelle ausgeführt habe, in der ich eine tatsächliche, empirische Freiheit des Willens auf die immanente heilige Willkür religiöser Individualität zurückgeführt habe, hinweggehen. – In Einzelheiten sind Nietzsches Ausführungen richtig; im Ganzen sind sie unhaltbar, zuweilen geradezu unmöglich, und oft direkt erbärmlich dilettantisch. – Oder ist es z. B. nicht erbärmlich dilettantisch, wenn er sagt: »Die Lehre von der Freiheit des Willens ist eine Erfindung herrschender Stände«? – Wenn Bebel so etwas zum besten gibt, würde mans sicher angehen lassen; im Munde Nietzsches sollte es denn doch wohl unmöglich sein! –

Nicht minder dilettantisch ist es, wenn es, S. 196/197, heißt: »Wie aber, wenn das Umgekehrte wahr wäre: daß er immer in vielfacher Abhängigkeit lebt, sich aber für frei hält, wo er den Druck der Kette aus langer Gewohnheit nicht mehr spürt? Nur an den neuen Ketten leidet er noch. – ‚Freiheit des Willens' heißt eigentlich nichts weiter, als keine neuen Ketten fühlen«.

Nietzsche meint, er habe hier etwas gefunden, aber es ist nichts als ein geistreicher Einfall, ein Impromptu, eine Velleität.

Um die Tatsache kommen wir nicht herum, daß unser Wille sich wenigstens für frei halten kann. Sollte das aber nicht



etwas bedeuten? Sollte es uns nicht bereits näher an das Problem heranführen können? Der Wille leidet eigentlich gar nicht an Ketten, wohl aber an Hemmungen, die Individualität und ihre heilige, auf Selbsterfassung und Selbstdarstellung gerichtete, Willkür erleidet, insofern sie Vielheit ist. Wir sprachen schon früher von diesen Vielheiten von Willkür, von der heiligen Zahl der großen Charaktere. Sie entwickeln sich aus urchemischen Identitäten durch die Stufenfolgen des Organischen herauf von einem äußersten Pol von Unbewußtheit zu einem äußersten Pol von Bewußtheit, und von diesem wieder zu jenem.

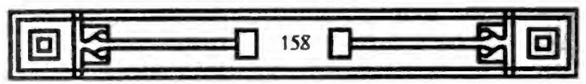
Wie wird sichs nun verhalten? Sie werden sich unfrei fühlen, diese Charaktere, insofern sie Hemmungen durch ihren sich gegenseitig bedingenden, vorwärtsstrebenden Rhythmus erfahren; in Wahrheit aber sind sie frei, beständig, identisch, weil sie Individualität sind. Und diese Freiheit ist beständig vorhanden als sichere unbeirrbare Triebrichtung, aus dem Stadium des Ringens und der Zwiespältigkeit zu dem vollster Bewußtheit und Entfaltung des jeweiligen Charakters und seiner Funktion zu gelangen; aus dynamisch-ringender Freiheit zu statisch-besitzender und triumphierender zu gelangen und zum Vollgenuß der jeweiligen Freiheit des Charakters. Sie erreichen sich, diese heiligen Charaktere, von Stufe zu Stufe in einer heiligen Reihenfolge großer, zunächst anorganischer, alsdann organischer Formen, und so erreichen sie ringend frei immer wieder den bewußten Vollgenuß ihrer ewigen Freiheit und sich selbst. — Denn jede anorganische oder organische Höhenkultur ist Identität und ist völlige Freiheit aller Charaktere von Individualität.

So würde Nietzsches Satz von den Ketten da abzuwandeln sein; und alsdann wäre er null und nichtig geworden.

•

Und damit wird denn auch gleich ein Satz wie der folgende geradezu unsinnig.

S. 197/198: »Nun loben und tadeln wir aber nur unter diesen falschen Voraussetzungen, daß es gleiche Fakta gebe, daß eine abgestufte Ordnung von Gattungen der Fakta vorhanden sei,



welcher eine abgestufte Weltordnung entspreche: also wir isolieren nicht nur das einzelne Faktum, sondern auch wiederum die Gruppen von angeblich kleinen Fakten (gute, böse, mitleidige, neidische Handlungen u. s. w.) — beide mal irrtümlich«.

Nein, nicht irrtümlich, sondern notwendig! Hilft uns alles nichts, denn es ist so die Ordnung der Dinge und von Individualität! Nietzsche zerstört sich ja doch aber auch jedes einzige Fundament unter den Füßen. Ach, er hat darum noch lange keine Flügel! Sondern er wird sich, nachdem er eine Zeitlang zwischen Himmel und Erde geschwebt hat, in Dunst und Irrsinn auflösen!

Es gibt gleiche Fakta, Ordnungen und Gattungen; sie alle stehen ja um Nietzsche herum und lachen über seine Torheit und Blindheit wie junge Götter und fröhliche Kinder! — Wir isolieren das einzelne Faktum nicht, sondern es ist Faktum schlechthin und an und für sich und ein runder Ausdruck, ein rundes Sein von Individualität. Die unglückselige Spitzfindigkeit aller sophistischen Zeitalter und Geister, die über den Strom und Fluß der Dinge die großen konstanten Strudel und Verknotungen dieses Stromes und Fließens vergessen!

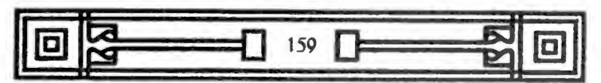
Zuweilen streift Nietzche direkt an die Alfanzerei. So mit romantischen Stilblüten und Interjektionen von Anno dazumal wie die folgende.

S. 199/200: »Gott schuf den Menschen zum ‚Affen Gottes'. Die Sphärenmusik um die Erde herum wäre dann wohl das Spottgelächter aller übrigen Geschöpfe um den Menschen herum. Mit dem Schmerz kitzelt jener gelangweilte Unsterbliche sein Lieblingstier, um an den tragisch-stolzen Geberden und Auslegungen seiner Leiden, überhaupt an der geistigen Erfindsamkeit des eitelsten Geschöpfes seine Freude zu haben — als Erfinder dieses Erfindens«.

Welche Velleitäten! Welche billigen nachgerade noch dazu! Wie wenig sind sie gebührlich in einem Zusammenhange wie diesen; oder . . . wie man will. —

Über die Verachtung der letzten Dinge sagt er dann freilich Worte, die vielleicht tief sein könnten! —

S. 201/202: »Vielmehr müssen wir uns darüber ins Klare bringen, woher eigentlich jene fatale Wichtigkeit kommt, die wir



jenen Dingen so lange beigelegt haben: und dazu brauchen wir die Historie der ethischen und religiösen Empfindungen«.

Wohl; und Nietzsche hat auch sicherlich recht, wenn er sagt: »Wir haben diese Sicherheiten um die alleräußersten Horizonte gar nicht nötig, um ein volles und tüchtiges Menschenleben zu leben, ebensowenig als die Ameise sie nötig hat, um eine gute Ameise zu sein«.

Wohl, wohl! Eins aber haben wir trotzdem vonnöten und dazu wird uns die Historie der ethischen und religiösen Empfinungen behilflich sein: nämlich zu wissen, daß wir mit jenen letzten Dingen und allen äußersten Horizonten durchaus identisch, daß wir der Individualität geeint, daß wir selbst diese Individualität sind. Und das wird die Vollendung aller Religion und unserer selbst sein. Ist es zugleich der beginnende Abstieg ins Unbewußte? Vielleicht! –

Denn Nietzsche irrt vollständig, wenn er sagt: »Jetzt nun tut in Hinsicht auf jene letzten Dinge nicht Wissen gegen Glauben not, sondern Gleichgültigkeit gegen Glauben und angebliches Wissen auf jenen Gebieten«.

Unterschreiben aber wollen wir folgenden Satz: »Wir müssen wieder gute Nachbarn der nächsten Dinge werden und nicht verächtlich wie bisher über sie hinweg nach Wolken und Nachtunholden hinblicken«. – Indessen, nochmals: mit dem Gefühl und dem Wissen müssen wir ihre Nachbarn werden, daß sie, wie wir selbst, dieselbe und gleiche heilige Individualität sind. Das aber wird freilich nicht mehr eine neue Theorie sein und ein neuer Glaube, sondern eine neue Psychophysis und organische Wesenheit! – – –

*

Wie tief und hoffnungslos Nietzsche über das Weib irrt; ich glaube, wir ahnten es bereits. Hier noch ein Beispiel auf S. 203.

»Tiefe Erklärungen ... Um ein kurioses Beispiel für Textverderbnis und Verdunklung des Autors zu geben, so mögen hier Schopenhauers Gedanken über die Schwangerschaft der Weiber stehen. Das Anzeichen des steten Daseins des Willens zum Leben in der Zeit, sagt er, ist der Coitus; das Anzeichen des

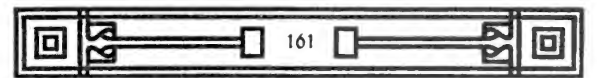
diesen Willen aufs neue zugesellten, die Möglichkeit der Erlösung offenhaltenden Lichtes der Erkenntnis, und zwar im höchsten Grade der Klarheit, ist die erneuerte Menschwerdung des Willens zum Leben. Das Zeichen dieser ist die Schwangerschaft, welche daher frank und frei, ja stolz einhergeht, während der Coitus sich verkriecht wie ein Verbrecher. Er behauptet, daß jedes Weib, wenn beim Generationsakt überrascht, vor Scham vergehen möchte, aber, ihre Schwangerschaft ohne eine Spur von Scham, ja mit einer Art von Stolz ‚zur Schau trägt'«.

Dies sagt Schopenhauer. Hören wir dagegen Nietzsche!

»Vor allem läßt sich dieser Zustand nicht so leicht mehr zur Schau tragen, als er sich selbst zur Schau trägt; indem Schopenhauer aber gerade nur die Absichtlichkeit des Zur-Schau-Tragens hervorhebt, bereitet er sich den Text vor, damit dieser zu der bereitgehaltenen ‚Erklärung' passe. Sodann ist das, was er über die Allgemeinheit des zu erklärenden Phänomens sagt, nicht wahr: er spricht von ‚jedem Weibe'; viele, namentlich die jüngeren Frauen, zeigen aber in diesem Zustande, selbst vor den nächsten Anverwandten, oft eine peinliche Verschämtheit; und wenn Weiber reiferen und reifsten Alters, zumal solche aus dem niederen Volke, in der Tat sich auf jenen Zustand etwas zugute tun sollten, so geben sie wohl damit zu verstehen, daß sie noch von ihren Männern begehrt werden«.

Wir stellen Schopenhauer gegen Nietzsche zu beliebiger Auswahl. Was uns anbetrifft, so werden wir uns jenem anschließen, und werden sagen, daß Nietzsches Äußerung eine unglückselige Ordinärheit ist, die wohl gar wieder dicht an das Gebiet des hier doppelt und dreifach überflüssigen schlechten Witzes streift! — Aber der Jünger mußte doch wohl schon seinen Meister in der »Verachtung des Weibes« übertrumpfen!

Zum wenigsten aber hätte ihm das Weib als Mutter heilig bleiben sollen. Es ist einfach eine direkt abstoßende Behauptung, was Nietzsche da zum besten gibt. Die Beispiele, die er anführt, entnimmt er zum Teil dekadencierten Verhältnissen — gewiß mögen manche junge Dämchen so albern eitel sein, daß sie sich der Ungestalt ihres Körpers schämen —, es mag wohl auch ältere eitlere Weiber — sicher aber am allerwenigsten gerade unter dem



»niederen Volke« — geben, die sich darauf etwas besonderes zugute tun, daß sie vom Manne noch begehrt wurden — obgleich eigentlich gerade das Umgekehrte in diesem Falle die Regel ist und das Weib eine gewisse Gêne zeigt, weil sie im vorgerückten Alter noch in Schwangerschaft steht —: im übrigen ist, gottlob! das wahre Weib heute noch genau so offen beglückt über ihre Schwangerschaft, wie in alten Zeiten und bei den Völkern der Vorzeit, wo die »gesegneten Umstände« die höchste Weihe des Weibes und der »gerechtfertigten Mutter des Menschen« war, um einen schönen Ausdruck von Whitman zu gebrauchen.

»Man könnte sich ein Gackern der Henne auch vor dem Legen des Eies denken, des Inhaltes: Seht! Seht! Ich werde ein Ei legen! Ich werde ein Ei legen!«

Nietzsche ist um diese Stilblüte weißgott nicht zu beneiden! —

*

Die Unzulänglichkeiten, die Nietzsche über das Zustandekommen der »Gemeinde« beibringt, müssen besonders hervorgehoben werden; sie bedeuten ja zugleich den Vorschritt einer seiner Hauptideen: der des großen Individuums.

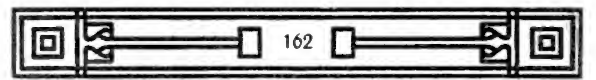
Es heißt S. 208: »Die Gemeinde ist im Anfang die Organisation der Schwachen zum Gleichgewicht mit gefahrdrohenden Mächten«.

Ich denke, die ganze Froschperspektive der Popularwissenschaft tut sich hier auf; und Nietzsche wird sie nicht um den winzigsten eigenen Gesichtspunkt erweitern.

Es steht aber in Wahrheit um die »Gemeinde« folgendermaßen.

Sie ist wieder auch ihrerseits bis in das Anorganische und auf eine feste typische Zahl von Elementen und Charakteren von Urchemie zurückzuführen.

Diese Elemente — wir müßten sie eigentlich aber nachgerade lieber Identitäten nennen — gestalten sich im Bereich des Organischen zu einer entsprechenden Anzahl gewisser großer Komplexe primitivster Lebewesen aus. Schon das individuelle Protoplasmagebilde ist eine Gemeinde, und als solche ein organischer Ausdruck und eine organische Wesenheit heiliger Individualität, die in ihrer Grund-



zweiheit dennoch Gemeinde und Einheit ist. (Gemeinde ist Einheit!). Und jede organische Art (wie jedes Individuum der Art) ist von vornherein als solche eine Gemeinde. – Die Wissenschaft will mit ihrer historischen mechanistischen Erklärung unter ihrer Anwendung des »Kampfes ums Dasein« ja doch wohl über eine »Metaphysik« der Gemeinde hinaus. Mag sies! Um diese Metaphysik indessen wird sie nie und nimmermehr hinaus können. Im Gegenteil: sie selbst hat diese »Metaphysik« erst ins Licht gerückt. –

Nietzsche fährt fort: »Ist aber der Eine ein Stammhaupt oder hat er großen Anhang, so ist die schnell entscheidende Vernichtung unwahrscheinlich und die dauernde lange Fehde zu gewärtigen«.

Froschperspektiven! – Wir fragen: was ist denn der Eine? Und was ist der Kern, oder das Kernchen in der Protoplasmazelle? Nichts als die innigste identische Verknotung der Rhythmusbewegung von Individualität, welche dies ganze Stück Protoplasma bedeutet! –

Diese Erklärung tut hier not, und jede derartige! So ist überhaupt hier anzufangen! – Das aber, worauf Nietzsche hinaus ist, ist nichts als Dekadence, tauber Dünkel und Sadismus!

Noch eins ist hier wichtig und zu beachten.

Es ist ganz offensichtlich, daß bei allem, was Nietzsche hier ausführt, der »Struggle for life« seine Rolle spielt. — Ich glaube, wir bekommen einen Einblick in die »Embryologie« des späteren »Willens zur Macht«! – Und wie dieser also zustande kommt? Mag Nietzsche sich auf ihn was auch immer eingebildet haben: er ist ein Mixtum compositum von »Struggle for life« und Schopenhauers »Willen zum Leben«. Aber es steht mir außer Zweifel, daß noch ein dritter Faktor zu seiner Entstehung beigetragen hat: und zwar ganz offenbar Wagners Kampf um den »Ring der Macht«; die gewaltige Suggestion, die der »Ring der Nibelungen« auf Nietzsche geübt hat. Nietzsche hat niemals ehrlich und aufrichtig Rechenschaft über dergleichen abgelegt; aber er brauchte es auch gar nicht. Denn allerdings: diese Genesen liegen zu sehr auf der flachen Hand und zu klar am Tage! –

Es ist übrigens wieder ein charakteristisches Merkmal des Dekadent und seines seltsam perversen Isolationsgefühls, daß er



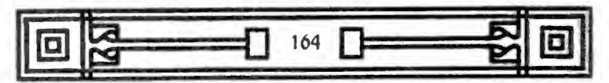
Einflüsse meist gar nicht anerkennt — das kann hier und da zu den abstrusesten Erscheinungen von Größenwahn führen — oder wenn, so doch bloß pro forma. Er kennt weder Dank, noch Treue, noch auch Frommheit dem großen Zusammenhang alles Lebendigen gegenüber; er kennt und fühlt bloß sich. —

Wie ungleich unglücklicher übrigens ist Nietzsche mit diesem »Willen zur Macht« als noch Schopenhauer, der mit seinem »Willen zum Leben« sicher auch nicht gerade ein Heros der Philosophie war!

Nietzsches fernere Ausführungen über M o r a l, über V e r b r e c h e n und J u s t i z bringen hier noch nicht besonders viel Neues; wir haben uns die Hauptsache vorläufig schon früher angesehen und können es, vorderhand, damit bewenden lassen. Wir dürfen uns alles weitere bis später und zu Nietzsches speziell ethischen Werken aufsparen.

Die »G e d a n k e n über Richard Wagner, Musik und B a i r e u t h«, die, aus dem Nachlaß veröffentlicht, den Band abschließen, mögen wohl hier und da von einer gewissen persönlichen Gereiztheit gegen Wagner zeugen: ich möchte aber nicht sagen, daß sie eine solche zum Grundton hätten. Vielmehr mag die Gesamtstimmung, die in Nietzsche damals bereits von der Wissenschaft her oszillierte, zur Formulierung all dieser Urteile beigetragen haben. — Man kann zudem nicht sagen, daß Nietzsche im allgemeinen h i e r gegen Wagner so besonders ungerecht wäre. Man bedauert vielmehr nur, daß Nietzsche offenbar nicht den ehrlichen Mut vermochte, — sicher jedenfalls war es eine Sünde gegen den ihm doch sonst so überaus unverbrüchlichen »Geschmack« — den fast unmöglichen Panegyrikus von »Richard Wagner in Baireuth« durch den Inhalt dieser Nachlaßnotizen in seine vernünftigen Grenzen zu bringen. — Das würde ja sicherlich zum Bruch mit Wagner geführt haben; indessen: ein s o l c h e r Nietzsche hätte es ruhig auf diesen Bruch ankommen lassen dürfen. —

Im übrigen hat Nietzsche sehr recht, wenn er etwa sagt: »Es ist schwer, im einzelnen Wagner angreifen und nicht Recht zu behalten, seine Kunstart, Leben, Charakter, seine Meinungen, seine Neigungen und Abneigungen, alles hat wunde Stellen. Aber als Ganzes ist die Erscheinung jedem Angriff gewachsen«.



Damit ist eigentlich mit ein paar Worten Wagner vortrefflich charakterisiert.

5.

Wir gelangen zur »Morgenröte«; ein Titel und seltsames Symbol, die am Eingang von Nietzsches letztem Jahrzehnt stehen; denn sie ist von 1880 zu 1881 entstanden.

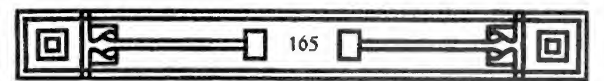
In der Tat ein Symbol, das nicht ohne eine tiefsinnige, dunkellachende, tragische Elegie ist. – Aus dem Tränental, den Dunkeltiefen des Elends alles Menschlich-Allzumenschlichen, ringt die gebrochene Seele dieses großen Dekadents dem seltsamen, mystischen Ja! einer allerletzten »dunklen« Morgenröte entgegen. – »Daß er vielleicht seine eigene lange Finsternis haben will, sein Unverständliches, Verborgenes, Rätselhaftes, weil er weiß, was er auch haben wird: seinen eigenen Morgen, seine eigene Erlösung, seine eigene ‚Morgenröte'?«

Nicht ohne tiefere Ergriffenheit habe ich diese Stelle der »Vorrede« lesen können, die er 1886, drei Jahre vor seiner Erkrankung, dem Buche vorgesetzt hat.

Man muß Nietzsches Werk ja wohl als Gesamtdokument seines Lebens nehmen, so wie es ist. Indessen: nur seine Dichtungen sind sein eigentliches Werk und sind der eigentliche Nietzsche; das Werk, in dem er, in einem gewissem Sinn zu sprechen, ganz und vollkommen vor uns steht: als Zarathustra, diese Gestalt mit ihrer feinen, großen Tragikomik. –

»In diesem Buche findet man einen ‚Unterirdischen' an der Arbeit, einen Bohrenden, Grabenden, Untergrabenden«. –

O fürwahr: er tastet im Dunkeln nach wie vor, und er besteht die Probe der Proben, die Wissenschaft, nicht! Er bleibt im »Menschlich-Allzumenschlichen«, und es gelingt ihm nicht, an den innersten, religiösen Nerv der großen Wissenschaft zu gelangen. Aber bereits durch die Art, wie Nietzsche in »Menschlich-Allzumenschliches« diese Probe bestanden oder vielmehr nicht bestanden hatte, war sein Schicksal besiegelt. Wie der mächtige tragische Klang einer großen, zersprungenen Glocke hallte noch aus der Urtiefe einer im innersten religiösen Natur der Ruf vom »Über-



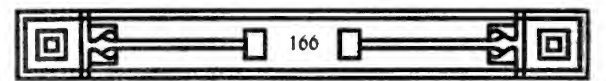
menschen« über Europa hin und ein letztes schauerliches Ja und Amen an das Leben: dann brach der Klang schrill ab in der mystischen Stille des Wahnsinns . . .

»Man sieht ihn, — diesen Bohrenden — vorausgesetzt, daß man Augen für solche Arbeit der Tiefe hat —, wie er langsam, besonnen, mit sanfter Unerbittlichkeit vorwärts kommt, ohne daß die Not sich allzu sehr verriete, welche jede lange Entbehrung von Licht und Luft mit sich bringt; man könnte ihn selbst bei seiner dunklen Arbeit zufrieden nennen«.

Ach, wer wohl sollte das imstande sein! —

*

»Aber es ist kein Zweifel, auch zu uns noch redet ein ‚Du sollst', auch wir noch gehorchen einem strengen Gesetze über uns, — und dies ist die letzte Moral, die sich auch uns noch hörbar macht, die auch wir noch zu leben wissen, hier, wenn irgend-worin sind auch wir noch Menschen des Gewissens: daß wir nämlich nicht wieder zurück wollen in das, was uns als über-lebt und morsch gilt, in irgend etwas ‚Unglaubwürdiges', heiße es nun Gott, Tugend, Wahrheit, Gerechtigkeit, Nächstenliebe; daß wir uns keine Lügenbrücken zu alten Idealen gestatten; daß wir von Grund aus allem feind sind, was in uns vermitteln und mischen möchte; feind jeder jetzigen Art Glauben und Christlich-keit; feind dem Halb und Halben aller Romantik und Vaterländerei; feind auch der Artisten-Genüßlichkeit, Artisten-Gewissenlosigkeit, welche uns überreden möchte, da anzubeten, wo wir nicht mehr glauben, — denn wir sind Artisten —; feind, kurzum, dem ganzen europäischen Femininismus (oder Idealismus, wenn mans lieber hört), der ewig ‚hinanzieht' und ewig gerade damit ‚herunter-bringt'; — allein als Menschen dieses Gewissens fühlen wir uns noch verwandt mit der deutschen Rechtschaffenheit und Frömmig-keit von Jahrtausenden, wenn auch als deren fragwürdigste und letzte Abkömmlinge, wir Immoralisten, wir Gottlosen von heute, ja sogar, in gewissem Verstande, als deren Erben, als Vollstrecker ihres innersten Willens, eines priesterlichen Willens, wie gesagt, der sich davor nicht fürchtet, sich selbst zu verneinen, weil er mit



Lust verneint! In uns vollzieht sich, gesetzt, daß ihr eine Formel wollt — die Selbstaufhebung der Moral. — —«

Schade, daß diese Stelle mit solch einem schrecklichen Mißklang schließen muß! — Wahrhaftig nicht die »Selbstaufhebung«, sondern die Vollendung der Moral! Ihre letzte Inkarnation, Fleischwerdung in einer neuen Psychophysis! — Nicht wahr, das ist etwas ganz ganz Anderes? — Und es ist das Heil!...

Sonst aber, so sehr man sich, übrigens, vor dieser Stelle in Acht zu nehmen hat, hat dies alles der Seher und Vorkämpfer des »dritten Reiches«, des Reichs der Erfüllung, gesehen! —

Fast um so mehr aber sollten wir ihn fliehen; ihn und sein schauriges Doppellachen! Wir sollten es fliehen, wie die Jünger in irgend einer Nietzscheschen Aufzeichnung das fürchterliche Endlachen des sterbenden Zarathustra!...

Gut war vielleicht die »Vorrede« zu dieser »Morgenröte«; deren Inhalt indessen deckt sich wahrlich nicht mit der »ethischen Tafel«, die soeben vor uns hingestellt wurde.

Fehlte bereits in »Menschlich-Allzumenschliches« jede Spur eines ernstlichen tiefgreifenden Konfliktes, in den Nietzsche durch die Wissenschaft hätte gezogen werden müssen, so werden wir eine solche hier erst recht nicht finden. Dagegen nimmt jene Art von spielerischer Geistreichigkeit, die wir schon charakterisierten, eher zu; die Schreibart wird eher unruhiger und nervöser, und jene Fundamentalirrtümer Nietzsches, die wir kennen lernten, setzen sich fest und bilden sich deutlicher heraus. Daneben erleben wir denn freilich die erschütternde Tragik jener hohen Blicke und Lichtblicke, welche er uns mit jenen großen Parolen vom Europäer und Übermenschen überliefert hat.

Der Grundton des ganzen Werkes wird jene immer verzerrtere und versteiftere und — innerlich — verbittertere Abwendung von seiner früheren metaphysischen Weltanschauung sein; eine Verbitterung, auf deren geheimsten Grund ich mir eine tiefe, unruhigste Verzweiflung anzunehmen getraue; die Verzweiflung irgend eines Empfindens, daß er sich eigentlich von einem höchsten, unveräußerlichen Heil und religiösen Gut, das in seinen früheren Anschauungen ruhte, hinweglocken lasse und krampfhaft hinwegschraube; die Verzweiflung einer innerlichsten, gewaltsam über-

täubten Unsicherheit, eines tiefverhängnisvollen Mißtrauens gegen sich selbst, das das Danaergeschenk jener von ihm mißkannten unseligen Plebejerei der »exakten Wissenschaft« ist. –

Wahrlich: nichts bewahrt er von jener ersten Periode dieser Plebejerei gegenüber, als unseligerweise jegliches humanistische Artistentum, das sich unheilvoll noch dazu von den Griechen ab und der illusorischen, falsch blendenden, italienischen Renaissance-Kultur zuwenden mußte! –; und dieses Artistentum ist es denn, das schließlich mit dem Geiste der Wissenschaft die unglückseligste, künstlichste und gemachteste aller Synthesen eingehen soll! –

*

Verfolgen wir also des ferneren die Verheerungen, die die Wissenschaft in Nietzsches Seele fortgehend anrichtet, und die allmähliche gänzliche Untergrabung dieser Seele bis zu ihrer letzten hoffnungslosen Verdunkelung. –

Das Wichtigste wird uns immer seine Stellungnahme zur Moral sein müssen; und anderseits, wie sich seine Vorstellung von der Ausnahmenatur entwickelt. Die erstere wird mit seiner Auffassung und Kritik des Christentums so gut wie gleichbedeutend sein; und alles also eigentlich wohl auf die Stellung dieser Ausnahmenatur zu dem Christentum und deren Ablösung von demselben hinaus sein.

Ich glaube, um nur noch ein Wort an dieses kleine Resümee zu knüpfen: sicherlich hat Nietzsche für seine Ausnahmenatur gerade die allerschwierigste Position im Auge. Wie sich's gehört, und von Rechtswegen. – Ich frage aber: wie hat ihm da entgehen können, daß es die allerschwierigste Position ist und je war, ein Christ zu sein? Die allerschwierigste! – Er hätte sofort gewußt, wenn er das je gesehen hätte, was es heißt Mann zu sein! – Ja, das allerschwerste; und vielleicht wirklich das – Übermenschliche gar?! ... Wir werden sehen; wir werden sogar gerade dies Dilemma stellen, wie kein anderes! Denn es ist wirklich das Dilemma, um das es sich handelt. – Hat Nietzsche seine Ausnahmenatur böse haben wollen? Ich denke, ja! – Hat er aber verstanden, was es heißt: »böse« sein? Hat er es wirklich verstanden? – Wenn nun »böse« sein hieße: nicht böse

sein können? Und wenn »böse« — »siegte«?! ... Wenn dies »böse« Gut, Gott und Gattung wäre?!

Hat Nietzsche seinen Übermenschen wirklich ganz klar gesehen? Nein! — Er hat ja auch den Parsival nicht mehr verstanden....

Hat aber Nietzsche nicht trotz alledem wenigstens irgend eine Witterung gehabt? — O, er war dennoch und trotz allem ein Großer!

Seine Schwester gibt auf S. XVI. ihrer Einleitung zum fünften Band der Taschenausgabe eine schöne kleine Anekdote, die wir ihr nacherzählen wollen.

»Seine Genueser Wirtin erzählt noch immer, wie freundlich er mit allen Hausgenossen verkehrt und wie gütig er an allen ihren kleinen Leiden und Freuden teilgenommen habe. Sie nannten ihn auch ‚il santo‘ oder ‚il piccolo santo‘, wobei sie gewiß an einen jener freundlichen Vermittler dachten, denen sie gewohnt waren, ihr Herz auszuschütten und nicht an jene starren, unerbittlichen großen Heiligen, die mit Höllenstrafen drohen. Meinem Bruder machte es viel Vergnügen, daß ihn die Leute für einen heiligen Fürsprecher betrachteten, und in seinem Notizbuche fügte er hinzu: ‚Ich glaube, daß viele von uns, wenn sie mit ihren enthaltsamen, mäßigen Sitten, ihrer Sanftmut, ihrem Sinn fürs Rechte in die Halbbarbarei des 6. bis 10. Jahrhunderts versetzt würden, als Heilige verehrt werden würden‘.«

War der Mensch Nietzsche ein »Christ«? Er war es. — Doch er war es bloß wie ein Heiliger aus dem Garten Epikurs. Den Christus selbst hat er nicht erkannt. Aber niemals kommt man um ihn herum. Vor ihm gab es noch keine wahren Christen! —

*

Wir gehen jetzt auf die wesentlichsten Punkte und Ideen ein, die uns in der »Morgenröte« interessieren.

Es wird vom »Begriff der Sittlichkeit der Sitte« gehandelt.

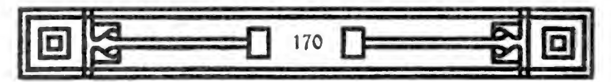
S. 15/16: »Im Verhältnis zu der Lebensweise ganzer Jahrtausende der Menschheit leben wir jetzigen Menschen in einer sehr unsittlichen Zeit. Die Macht der Sitte ist erstaunlich abgeschwächt und das Gefühl der Sittlichkeit so verfeinert und so in die Höhe getragen, daß es ebenso gut als verflüchtigt bezeichnet werden



kann. Deshalb werden uns, den Spätgeborenen, die Grundeinsichten in die Entstehung der Moral schwer, sie bleiben uns, wenn wir sie trotzdem gefunden haben, an der Zunge kleben und wollen nicht heraus: weil sie grob klingen! Oder weil sie die Sittlichkeit zu verleumden scheinen! So z. B. gleich der Hauptsatz: Sittlichkeit ist nichts anderes als Gehorsam gegen Sitten, welcher Art diese auch sein mögen; – Sitten aber sind die herkömmliche Art, zu handeln und abzuschätzen. In Dingen, wo kein Herkommen befiehlt, gibt es keine Sittlichkeit und je weniger das Leben durch Herkommen bestimmt ist, um so kleiner wird der Kreis der Sittlichkeit. Der freie Mensch ist unsittlich, weil er in allem von sich und nicht von einem Herkommen abhängen will; in allen ursprünglichen Zuständen der Menschheit bedeutet ‚böse' so viel wie ‚individuell', ‚frei', ‚willkürlich', ‚ungewohnt', ‚unvorhergesehen', ‚unberechenbar'« . . . »Ursprünglich gehörte die ganze Erziehung und Pflege der Gesundheit, die Ehe, die Heilkunst, der Feldbau, der Krieg, das Reden und Schweigen, der Verkehr untereinander und mit den Göttern in den Bereich der Sittlichkeit: sie verlangt, daß man Vorschriften beobachtete, *ohne* an sich zu denken«.

Stellen wir diesen Passus richtig. Die Behauptung des ersten Satzes, kann sie wirklich aufrecht erhalten werden? Sie ist nichts als die Übertreibung eines gewissen Tatsachenbestandes. Wie überhaupt das Problem dieser Zeiten darauf hinausläuft, daß bloß konstatiert zu werden braucht, daß es unvergleichliche und herrliche Zeiten sind, Zeiten wahrsten Menschheitssieges und wahrster Menschheitsvollendung; wie es sich wirklich nur darum handelt, daß das Ei des Columbus in der rechten Weise auf die Spitze gestellt wird; wie es sich wirklich nur um offene und unbefangene Augen handelt: so handelt es sich auch hier nur darum, die Augen aufzutun, um zu sehen, daß unsere Zeiten zwar eine neue und dennoch völlig die gleiche Sittlichkeit haben, die je einem Zeitalter und einem Jahrtausend eignete. Denn wir sind dazu gelangt, zu erkennen, daß es je und je nur eine und dieselbe Sittlichkeit gegeben hat! –

Sehen wir zu, was Nietzsche hier erschwert, das zu erkennen. Offenbar der Umstand, daß er meint, das »Gefühl der Sittlichkeit« sei »so verfeinert und so in die Höhe getragen, daß es



ebenso gut als verflüchtigt bezeichnet werden kann«. — Aber gerade hier ist sein Blick getrübt. Wär' es nicht der Fall, so hätte er vielmehr sagen müssen: das Gefühl der Sittlichkeit ist dermaßen verfeinert, daß es zur diffizilsten mechanischen Funktion der europäischen Menschheit nicht etwa noch wird, sondern eigentlich bereits geworden ist. Ist es aber zu einer solchen mechanischen Funktion geworden, hatte da nicht eine Sittlichkeit und hat da nicht Sittlichkeit wieder ihr Ziel erreicht und sich selbst? Denn welchen anderen Trieb könnten Gesetze und Vorschriften haben, oder auf welchen anderen könnten sie hindeuten, als auf den, der auf selbst-sicherste mechanisch-organische Funktion hinaus ist, und der solche Funktion ist?

Noch nie war diese Funktion so fein, elastisch und diffizil wie heute; indessen dies ist durchaus als ein Neues, ein neuer vollkommener Zustand von Sittlichkeit zu werten, aber nicht als eine Verflüchtigung derselben.

Dies hat eine lange Entwicklung christlicher Sittlichkeit aus dem Ethnos hervorgewirkt, und so hatte ihre sieghafte Gewalt dieses Ethnos gewandelt, umgeformt und vollendet. Ängstlichkeit und spröde Allzufeinheit, die nicht versteht, was es mit der feinen Seite alles schlecht und rechten Alltags auf sich hat: nur sie vermag dies zu verkennen.

Die »Grundeinsichten in die Entstehung der Moral« aber können an diesem Tatsachenbestand nichts ändern; mögen sie auch immerhin eine Natur wie die Nietzsches verwirrt haben. Weshalb haben sie ihn wohl verwirrt? Erstens, weil es wissenschaftliche Pseudoeinsichten waren; oder zweitens, wenn sie es etwa nicht gewesen sein sollten, weil Nietzsche den zweifelhaften, allerdings allzu »verfeinerten« Maßstab gewisser gesellschaftlicher Kreise angelegt hat. Es steht mir außer Zweifel, daß die Verletzung, die dieser Maßstab bei Nietzsche durch die robusten Wissenschaften erfuhr, gerade bewirkt hat, daß dieser schwächliche Maßstab, sich seiner Schwächlichkeit schämend, zu einer Robustheit durch die Wissenschaft künstlich sich zu steigern suchte, die nun ihrerseits mit jenen »Grundeinsichten« jede wahre verfeinerte, d. h. organische Funktion gewordene Sittlichkeit der Zeit verkannte; sie und ihre wahre unveräußerliche, religiöse Basis. —

Sehen wir uns nämlich doch jene Grundeinsichten, die die Wissenschaft erschlossen hat, nur genauer an!

*

Blieben sie Nietzsche »an der Zunge kleben« als »zu grob«? Wie interessant und bezeichnend! – Verleumden sie aber wirklich die Sittlichkeit?

Aber also ihr »Hauptsatz«: »Sittlichkeit ist nichts anderes (also namentlich nicht mehr!) als Gehorsam gegen Sitten, welcher Art diese auch sein mögen; – Sitten aber sind die herkömmliche Art zu handeln und abzuschätzen. In Dingen, wo kein Herkommen befiehlt, gibt es keine Sittlichkeit, und je weniger das Leben durch Herkommen bestimmt ist, um so kleiner wird der Kreis der Sittlichkeit«.

Wir haben hier so recht eine wissenschaftliche Definition von heute! Sie haut mit einem Flederwisch auf gelassen sich drehende Windmühlenflügel los, und meint, sie haue sie in Stücke. – Aber was gehen brave Windmühlenflügel Flederwische an; sie mahlen ihr braves Korn geruhig weiter. –

Gewiß: »nichts anderes« und »nicht mehr«! – diese kläglichen und plebejischen Redensarten unserer exakten Popularphilosophen! – ist Sittlichkeit! Nur schade, unsere Definition da läßt gänzlich unaufgeklärt, was »herkömmliche Art« und was »Herkommen« besagt! Oder definiert die Wissenschaft dennoch irgendwo diese Begriffe? – Gewiß! Aber wir kennen ihre Art, zu definieren; und wir brauchen ihr ihre mechanistische Leier hier nicht erst noch nachzuleiern. –

Sie mag sich aber drehen und wenden wie sie will: sie dreht und wendet sich mit peinlichster Sprödigkeit um die religiöse Herkunft, Wurzel und Eigenschaft des Herkommens herum und damit um die Hauptsache! – Obgleich gerade ihr ein Material von Einsichten und religiösem Wissen zu Gebote steht, wie es vielleicht noch nie einer Epoche zu Gebote stand. – Sie selbst muß uns mit diesem Wissen, mag sie noch so spröde tun, die religiöse Wurzel und Eigenschaft des »Herkommens« bestätigen und muß zu ihr hinleiten! . . .

Was uns aber anbetrifft, so können wir uns, nach so vielen



wesentlichen Dingen, die wir über religiöse Zusammenhänge im bisherigen Verlauf schon beigebracht haben, kurz fassen. Wir werden Herkommen wieder bis zu dem zurückweisen, was wir früher »chemische Grundcharaktere« genannt haben; und von diesen und von Wesenheit von Individualität aus, werden wir Schritt für Schritt die ganze organische Reihe herauf, Zusammenhang, Entwicklung, Wesen und ewig gleiche Identität von »Herkommen« erklären können. — Gewiß: es gibt überaus viele Arten von Sitte und Herkommen: Aber all ihre noch so mannigfaltigen Formen lassen sich als eine einzige Sitte und ein einziges »Herkommen« erkennen: nämlich als eine notwendige, heilige, unverrückbare und identische Konstellation von Gattung und Individualität!

Jetzt erst wissen wir, was es mit »Herkommen« und »Sitte« auf sich hat; und können staunend die Wunder ihrer Differenzierungen von Urchemie durch alle Stadien der organischen Entwicklung bis zu uns her bewundern und in erhabener Folge einer Einheit sehen! — Und »nichts anderes« und »nicht mehr«? O, alles in allem! Und das Wunder aller Wunder! Weil die Offenbarheit aller Offenbarheiten! ...

Mag es »grob« auszusprechen sein in seiner großen Schlichtheit, aber bleibe es »an der Zunge kleben«, wem es wolle! Es kann weder die Sittlichkeit »verleumden», noch kann es uns schwer werden, es auszusprechen. . . .

*

Es bleibt noch ein anderer Punkt zu beleuchten.

»In Dingen, wo kein Herkommen befiehlt, gibt es keine Sittlichkeit, und je weniger das Leben durch Herkommen bestimmt ist, um so kleiner ist der Kreis der Sittlichkeit!«

Ich meine, nach dem, was wir eben darlegten, kann es keine Erscheinung von Leben geben, die außer jedem Zusammenhange von Sittlichkeit stünde; keine einzige! . . .

»Der freie Mensch ist unsittlich, weil er in allem von sich und nicht von einem Herkommen abhängen will«.

Ob er will oder nicht: er ist Produkt des »Herkommens« und er ist nie und niemals außer dem Bereich und Zusammen-

hang von Herkommen und Sittlichkeit. Es kann aber gar wohl der Fall sein, daß er mit seiner ganzen ungewöhnlichen Psycho-physis eine neue Inkarnation von »Herkommen« und Individualität ist, und daß er in solcher Weise, als Fortsetzer allen »Herkommens«, der Grundstein und Gründer einer neuen Form und Sphäre von Herkommen wird.

Aber wir gelangen jetzt zu einer wichtigen Angelegenheit, die in innigster Beziehung zu Vorschreiten, Metastase und Entwicklung von Sittlichkeit steht.

». . . in allen ursprünglichen Zuständen der Menschheit bedeutet ‚böse' so viel wie ‚individuell', ‚frei', ‚willkürlich', ‚ungewohnt', ‚unvorhergesehen', ‚unberechenbar'«.

Ist diese Definition exakt oder ist sie eine subjektive Lizenz von Nietzsche? Kaum mehr als eine solche!

Es ist nicht wahr, daß das alles jemals »böse« genannt worden wäre! Oder es kommt doch sehr darauf an, von wem?

Wir stoßen wieder auf den verhängnisvollen, aber ein- für allemal festgewurzelten Fundamentalirrtum von Nietzsche!

Nehmen wir den Fall Christus und die Pharisäer. Was steht sich hier gegenüber und hat doch so viel gemeinsam, daß es sich gegenseitig sucht und miteinander zu kompromittieren versucht? Oder war Christus etwa diesen letzten, starren Vertretern des mosaischen Gesetzes in der Ausgestaltung, die es bis daher erfahren, von allem Anfang an ein »böser«? Durchaus nicht! — Denn sie suchten ihn auf, sie erteilten ihm die größten und ungewöhnlichsten Ehrungen. — Was aber war das Gesetz der Pharisäer? War es wirklich noch der Inbegriff alles »Guten«, das alte mosaische Gesetz? Im Gegenteil: es war seine greulichste und verzwickteste Verrottung. — Dieses Gesetz war böse, denn es war schlecht! Ihm aber stand das »gute«, das alte, das mosaische Gesetz in seiner schlichten, reinsten Wesenheit, Vollendung und Wiedergeburt gegenüber: und wurde verkannt; weil es freilich als ein lebendiges, organisches Individuum vor den Pharisäern stand! —

Also war das Individuum und die Individualität, die freie, gut oder war sie böse? Und wer war es, der sie als gut erkannte? Zunächst in der ersten Zeit die Pharisäer selbst, die sich



Christus näherten und ihm sogar die religiöse höchste Ehrung zuteil werden ließen, die sie zu erweisen hatten: die Tischgemeinschaft. – Sie anerkannten damit gewissermaßen selbst, daß er, wenn nicht das »Gesetz«, so doch des Gesetzes war. Erst später, als er nicht auf ihre Praktiken und ihr »Minze-Till- und Kümmelgesetz« eingehen wollte und konnte, war er ihnen ein »böser«, und nur insofern war er wirklich »böse«. Aber er war nicht »böser« als Moses selbst, da er im Zorn über die Sünde der Kinder Israel die Gesetzestafeln zerschmetterte. Also war er, genau wie Moses, in dieser Situation, gut und Vollmann! – Zweitens aber war es das Volk, das Christus als gut erkannte. Das Volk und nur das Volk und immer und stets das Volk, und mit ihm religiöse Individualität selbst und die ausschlaggebende Instanz! – Nietzsche aber läßt sich einfach die verhängnisvolle Verwechslung dieses Individuums mit dem dekadenten, von Individualität isolierten Individuum zu schulden kommen; er verwechselt das A mit dem O! – Und diesen bösen Irrtum hat er, von der italienischen Renaissance her, in die junge europäische Generation, die nach ihm kam, hineingesetzt, und hat sie damit gründlich verdorben! –

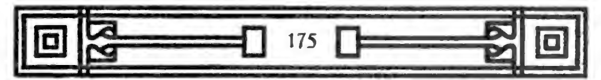
Möchte diese Generation, und möchten die folgenden, ihn doch nachgerade so gründlich und radikal wie möglich wieder ausschwitzen; ausschwitzen, wie einen schlimmen Krankheitsstoff!! –

*

Was sollen wir noch weiter, hier, über dies Thema sagen?

Nietzsche sagt S. 18: »Unter der Herrschaft der Sittlichkeit der Sitte hat die Orginalität jeder Art ein böses Gewissen bekommen; bis zu diesen Augenblick ist der Himmel der besten noch dadurch verdüsterter als er es sein müßte«.

Meint Nietzsche mit dieser »Herrschaft der Sittlichkeit der Sitte« jede Art von moralischem, verzwickten Pharisäer- und Philistertum: wie sollten wir ihm nicht recht geben? Aber was ist es, das unter ihm leidet? Nichts als von neuem das ewige und einzige Alte, Klare, Deutliche, Einfache: d. h. religiöse Individualität, die unter dem Graus der Erstarrung einer ihrer Formen



leidet! — Aber, was versteht Nietzsche unter »Originalität«? Versteht er unter ihr irgend eine andere als diese, so ist sein Satz null und nichtig! Denn er würde vermutlich nichts als eine Klemme von absterbendem oder erstarrendem Ethnos bedauern. Und da bliebe nur er zu bedauern. — Das andere aber mag auch seinerseits sich in einem Dilemma befinden, so bekommt es dadurch doch weder ein »böses Gewissen« noch sonst etwas dergleichen: denn es hat seine gute und unveräußerliche Axe, und es ist gute und unveräußerliche Axe! —

Wie völlig verkehrt, nach all diesem, ein Satz wie dieser (S. 19) ist: »In dem Maße, in welchem der Sinn der Kausalität zunimmt, nimmt der Umfang des Reiches der Sittlichkeit ab«, liegt auf der Hand. — Im Gegenteil: durch eine solche Zunahme kann Sittlichkeit einzig sich festigen. Oder auch, meinethalben, abnehmen. Ich denke, wir verstehen. — Und soweit Nietzsche es so meint, reichen wir ihm sicher die Hand. —

»Denn jedesmal, wenn man die notwendigen Wirkungen begriffen hat und gesondert von allen Zufällen, allem gelegentlichen Nachher (post hoc) zu denken versteht, hat man eine Unzahl phantastischer Kausalitäten, an welche als Grundlagen von Sitten bisher geglaubt wurde, zerstört —«

Mag schon sein, und es ist gut; hüten wir uns aber beileibe vor Verwechslungen!

S. 20: »Zur Erziehung des Menschengeschlechtes. — Helft, ihr Hilfreichen und Wohlgesinnten, doch an Einem Werke mit, den Begriff der Strafe, der die ganze Welt überwuchert hat, aus ihr zu entfernen! Es gibt kein böseres Unkraut! Nicht nur in die Folgen unserer Handlungsweisen hat man ihn gelegt — und wie schrecklich und vernunftwidrig ist schon dies, Ursache und Wirkung als Ursache und Strafe zu verstehen!«

Wohl gut! Aber weiß Nietzsche auch, was er verlangt? Nichts anderes, als was Christus längst für uns vorbereitet hat. Nämlich, daß der Christus den letzten Rest von Ethnos — vernichte? Nein: sondern abstoße, ihm irgend ein Valet gebe! ... Und dies ist ein niederträchtiges Dilemma, das gar viel Vorsicht will! ...

*

Ich gehe auf Nietzsches fernere zahlreichen Auslassungen über Angelegenheiten und Probleme der Moral jetzt und hier im einzelnen nicht mehr ein. Sie basieren, von zutreffenden Einzelheiten abgesehen, naturgemäß alle auf ein und derselben Unklarheit im Wesentlichen.

Ich weise im übrigen nur noch auf zwei umfangreichere Ausführungen hin, die eine S. 200/203 »Vom Volke Israel«; die andere »der unmögliche Stand«, die wahrhaft herzerfreuende Lichtblicke inmitten all dieser Irrungen sind. — Die erstere bringt neue, überaus treffliche Weiterungen zur Judenfrage; die andere, von wahrhaft genialem und großem Blick und Vorausblick, behandelt die Arbeiterfrage und rückt sie unter den überaus wichtigen Begriff und Gesichtspunkt der Migration! —

Dagegen bringen die »Blicke in die Gegenwart und Zukunft der Völker« (Nachlaß 1880/81) neben manchem Verständigen sehr viele Querheiten, die schließlich doch bekunden, daß Nietzsche nichts weniger als imstande gewesen ist, dem Sozialismus gerecht zu werden. Immerhin: was gehen uns heute wohl eigentlich noch gewisse von dessen mehr politischen und grob ökonomischen Äußerungen so besonderes an! Da wissen die Arbeiter sich selber zu helfen! Da haben sie sich wohl schon im wesentlichen ganz gut rangiert. Es wird ja überhaupt wohl so kommen, daß das Parlament schließlich nur noch »rot und schwarz« aussieht. Möge es sich solchermaßen brav in der Balanze halten! Jedes Spiel braucht sein Widerspiel; und Rom und der Sozialismus passen besser zusammen, als sie sich gegenseitig zugestehen wollen.

6.

Bevor wir uns der letzten Etappe Nietzsches vor seiner dritten, seiner Abschlußperiode, einer Etappe, die aber bereits halb und halb schon mit in diese letzte Periode hinein gehört, — bevor wir uns der »Fröhlichen Wissenschaft« nähern, ist es von nöten, daß wir auf die Aufzeichnungen über die »ewige Wiederkunft« (Nachlaß 1881) eingehen.

Diese »ewige Wiederkunft« ist eins der erstaunlichsten und



wunderbarsten Erlebnisse und seelischen Ereignisse, die man sich vorstellen kann!

Bezeichnen wir es als eine metaphysische Reaktion im Seelenleben Nietzsches, und eine, gottlob, wenigstens vorderhand siegreiche!

Wie wohl ist sie zustande gekommen?

Nun, der wahre Nietzsche ist aller »Menschlich-Allzumenschlichkeiten« und aller ihrer Morgenröten-Maulwurfs-Wühlereien endlich satt geworden, und der alte Nietzsche, vor allem der Dichter Nietzsche, fängt an, übermächtig zu werden und zum machtvollen Durchbruch zu gelangen.

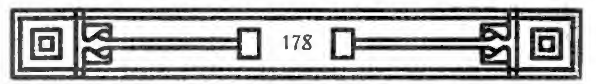
Und wie wunderbar! Alles, was er da bisher in seiner zweiten, so höchst unerfreulichen Periode sich an Ordinärheit der Zeitläufte hat ankommen lassen: — er macht einen dicken, dicken Strich durch das alles mit dieser »Wiederkunfts«-Idee! — Man wird wieder von einem fatalen Widerspruch in dieser sonderbaren Natur reden. Und sicher auch mit Recht. Denn wieder wird sich hier die ganze Tragik seiner seelischen und geistigen Axenlosigkeit und innersten Zerfahrenheit offenbaren: denn!: — er ist sich nicht bewußt, daß er mit dieser großen Idee einen solchen Strich zieht! — Es ist fast fürchterlich, zu sehen, wie später, in seinen großen ethischen Schriften, von dem Einfluß dieser Kardinalidee absolut nichts zu erkennen ist; wie all seine fundamentalen Irrtümer sich üppig weiterentfalten!

Im übrigen aber: vorderhand ist Nietzsche wirklich »aufgetaut«; er ist in Lenz-, in Aprilwetterstimmung! Unter allem bisherigen hat dennoch seine große, dichterische Offenbarung sich geregt, heimlich entfaltet, ist im Unbewußten fertig und rund geworden und bricht mit einem Mal aus dieser seltsamen, vielspältigen Natur hervor in machtvoller und unwiderstehlicher Offenbarung!

Zarathustra regt sich und trachtet seine schlechte Kruste zu zersprengen! . . .

*

Freilich, die Prätensionen, die Nietzsche für diese Idee der Wiederkunft erhoben hat, sind hinfällig, so überaus und fast beängstigend laut, stark und überselbstbewußt sie sich auch äußern! —



Es ist nicht anders: Er hat seine Anregung von Pythagoras; höchstwahrscheinlich aber über seinen Lieblingsphilosophen Heraklit her, dessen Anfänge sehr unter dem Einfluß des Pythagoras gestanden haben, und der einige große Ideen desselben in seine Philosophie, so auch die Wiederkunftsidee, hineingearbeitet hat. Und ferner steht es mir fest, daß in dieser Seele auch alle Erinnerung an Wagner unterirdisch noch sehr stark und suggestiv nachwirkt und nachgewirkt hat, und daß sie aus dem Ideenbezirk des Nibelungenringes heraus an der Konzipierung dieser Idee mitwirkte.

Aber dies alles, ihre Originalität oder Nichtoriginalität, ihr Wert u. s. w. ist hier ja völlig gleichgültig. Völlig und durchaus gleichgültig gegenüber ihrer Bedeutung als solche seelische Reaktion des wahren, unwillkürlichsten Nietzsche gegen die »Wissenschaft«!

Sein religiöser Trieb ist überaus lebendig geworden und drängt zu einem großen, dichterischen Ausdruck hin; und das ist die Hauptsache.

Fürwahr: es ist eine Gesundung; und alles Heil hätte für Nietzsche aus ihr erwachsen können, hätte ihn nicht später jener Vampir Wissenschaft, wenn auch nur in seinen festgebliebenen Nachwirkungen, doch wieder überrumpelt; oder hätte er, nochmals und wieder! wirklich verstehen können, welche Synthese die echte Wissenschaft von ihm erheischte!

Es war der Dichter: aber, ach! es war im Grunde doch auch nur der »letzte Humanist«, der hier noch einmal so mächtig aufstrebte. Es war die letzte, und einzige, Leistung Nietzsches. Ihre Extase sollte dennoch ein Ja und Amen jubeln; und sie sollte das große Wort und die große Tatsache »Übermensch« aus all ihren bisherigen Bedingungen und Zusammenhängen heraus hervorjubeln. Aber doch war dies Ja und Amen nichts weiter als die letzte und höchste Begnadigung des großen religiösen Dekadents, und es war nichts als eine bewunderungswürdige, seherische Überwindung des nahenden, unausweichlichen seelischen Unterganges. —

Ja, der Tod hat ihm nichts anhaben können: und das ist das Große an Nietzsche; das, was jeden überwältigen muß, der kein abgeflachter, zurückbleibender Europäer und »Mitteleuro-

päer« ist. – Und es hat wohl auch den großen Mut zum fruchtbaren, segensvollen Untergang in Europa entfacht und befördert!

Nun, als Doktor Eisenbart braucht Friedrich Nietzsche damit dennoch nicht zu fungieren; und er soll es unter allen Umständen nicht länger! –

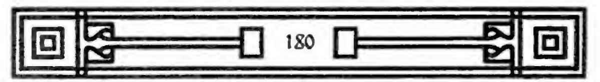
*

Mit einem Mal, wieder mit einem ganz plötzlichen und verwirrenden Sprung, zeigt sich, daß dies alles in Nietzsche tiefinnerst heimlich gewirkt, geworden und herangereift ist, und tritt es zu Tage! –

Wie gefährlich ist diese Natur! Wie gar sehr muß sie mit all diesen »Überraschungen« irremachen! Jede dieser Perioden mit diesem sonderbaren, brüsquierenden, in seinem Stimmungscharakter so jäh wechselnden Chaos, das sie uns mitteilt! Mit diesen sonderbar oscillierenden, nervösen, kapriziösen, ethisch ganz unfaßbaren Windungen und Gewundenheiten! Diese Ordinärheiten, diese Trivialitäten, Dilettantereien; jede Taktsicherheit abhanden gekommen all diesem Spiel und Durcheinanderspiel krauser Aphorismen! Dies sensible, innerlichst widerstrebende, einem innersten dunklen mystischen Unterton widerstrebende, feminin hingenommene Reagieren auf die Wissenschaft! Diese plötzliche, jähe, sonderbar hingenommene Nervenanpassung an die exakten Wissenschaften! Und irgend etwas sucht unterdessen unter all solchen Oberflächen, sucht und sucht, ganz auf seine eigenste, auf die dunkelste Weise, und will, mit irgend einer mystischen Affinität und Spürkraft, und findet auf Wegen, die nie jemand erhellen wird, doch noch diese Idee der Wiederkunft und des Übermenschen! – Der »gute Europäer« war ja etwas Unbedeutendes, etwas, was die Wissenschaft und die Zeit dieser Seele sogleich auf den ersten Blick entgegenbringen mußte; aber – der Übermensch! –

Wer hätte das in unserer Zeit gewagt, außer ihm! Diese Vollendung mit ahnender Affinität so untergründig zu erfassen und auszusprechen!

Aber nein: das eigentlich bewunderungswürdige: nicht er hat es, es hat sich selbst ausgesprochen! Es ist in unbewußten, maß-



gebendsten Tiefen der Seele unter all jenen Oberflächen geworden; aus irgend welchen tieferen, ungleich notwendigeren und zwingenderen mystischen organischen Zusammenhängen heraus ist es mit identisch dichterischem Elan hervorgebrochen.

Das, was gerade ein Darwin niemals als doch notwendigstes, unausweichlichstes Fazit seiner Entwicklungstheorie zu sehen und zu ziehen vermocht hätte!

*

Jetzt aber die Lehre von der Wiederkunft selbst und als solche. –

Und was ist sie als solche in dieser Nietzscheschen Ausführung?

Sicherlich nichts als eine philosophische Dilettanterei; denn Nietzsche war und ist überhaupt als Philosoph nichts als ein Dilettant. – Das nun also ist der letzte Ausklang der europäischen Philosophie! – Mit Thales fängt sie an, aus ihrem bisherigen phantastischen Orientalismus auf die Realität von Welt, Erde und Mensch loszugehen; und sie endet mit dem Chaos Nietzsche, in dem aus der kunterbuntesten, kapriziösesten und gefährlichsten Atmosphäre hervor der Stern »Übermensch« schimmert! – Dies also ist ihr Ende! –

Ich gehe hier nun, gleich gesagt, nicht auf eine ausführliche Kritik der Nietzscheschen Lehre von der »ewigen Wiederkunft« ein; oder vielmehr, ich beschränke mich auf eine Kritik dieser Lehre nicht. Sondern ich gedenke, bei ihrer Gelegenheit und im Anschluß an sie, eine und meine eigene Idee näher auszuführen, die ich bisher wohl auch gelegentlich habe vorausspielen lassen. Diese Ausführung wird in wesentlicher Hinsicht für allen übrigen Inhalt dieses Buches von fundamentaler Bedeutung sein.

Meine Idee ist die von der religiösen Individualität. Bei dem folgenden kann ich mich auf das stützen, was ich bereits früher, in meiner »Kritik der Taineschen Kunsttheorie« darüber mitgeteilt habe. Es war bereits in allerknappsten Umrissen Wesentliches.

Nietzsche seinerseits tastet gerade in diesen Ausführungen über die »Wiederkunft«, ohne daß er das auch nur im allermindesten gewahrt, bis dicht an die große Tatsache der religiösen Individua-



lität heran; aber er ist dennoch nicht an die Hauptsache, an das Subjekt aller Wiederkunft, herangekommen.

Nietzsche beginnt (VI, S. 3) folgendermaßen: »Das Maß der All-Kraft ist bestimmt, nichts »Unendliches«: hüten wir uns vor solchen Ausschweifungen des Begriffs«.

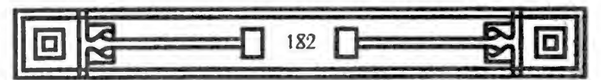
Er knüpft hier offenbar an das von der Wissenschaft aufgestellte Gesetz von der Erhaltung der Kraft an. Leider aber eignet er sich damit von der Wissenschaft einen unzulänglichen mechanistischen Vordergrundsbegriff an, mit dem hier schließlich nichts Wesentliches anzufangen ist. Wir müssen einen höheren Begriff nehmen, den Begriff, den Inbegriff aller Begriffe; und einen, zu dem uns übrigens die Wissenschaft selbst hinleitet, mag sie sich dessen gleich nicht bewußt sein; leider ist er nach wie vor der von ihr bestverachtetste Begriff. Und trotzdem ein so sehr wissenschaftlicher! —

Statt zu dem lebendigen Begriff der religiösen Individualität ist sie bis jetzt nur zu dem toten, mechanistischen Begriff der Kraft gelangt.

Nietzsche seinerseits aber steht in dem Vorhof dieses lebendigen Begriffes, wenn er »das Maß der All-Kraft« als »bestimmt« annimmt. Er nimmt damit bereits implicite irgend ein Begrenztes, ein Enges, ja, eine in sich geschlossene Form an; und wir sagen, eine »Form«, die völlig identisch ist mit einem lebendigen Organismus, einem Organismus aller Organismen.

Zu diesem notwendigen Schluß vermag Nietzsche von der doch »bestimmten« Kraft aus nicht zu gelangen. Er vermag vielmehr ausdrücklich in Abrede zu stellen, daß das All ein Organismus sei. — Er sagt S. 12: »Wenn das All ein Organismus werden könnte, wäre es einer geworden. Wir müssen es als Ganzes uns gerade so entfernt wie möglich von dem Organischen denken«. (Immer gleich diese extravaganten Übertreibungen!)

Das All kann kein Organismus werden, sagen wir dagegen, weil es ein solcher ist, und weil es ein konstanter und ewiger Organismus ist, der sich zwar in ewiger Bewegtheit befindet, im übrigen aber als solcher konstant ist. — Es ist völlig unerfindbar, weshalb Nietzsche will, daß wir uns das All so entfernt wie möglich von dem Organischen denken müßten. — Er haftet hier



immer noch mit der Wissenschaft an der unglückseligen Anschauung von der unendlichen chaotischen Vielzahl der Erscheinungen. Er mißt, wie sie, immer noch an dem Chaos herum; ein Messen, das nachgerade im Begriff steht, zu jener nutzlosen Arbeit der Danaiden zu werden.

Weshalb gibt er überhaupt den Begriff All nicht gänzlich auf? Er ist schließlich genau so vag und unzureichend wie der andere Oberflächenbegriff der Kraft.

Wir lassen ihn hier mit diesem fallen; oder besser: wir schieben ihn an seine Stelle zurück. Wir trachten zu wissen, was hinter diesen beiden Vordergrundsbegriffen sich birgt, und was sie uns noch verdecken. Sie verdecken uns aber den lebendigen Begriff eines lebendigen, einheitlichen Organismus und dessen Wesenheit: die religiöse Individualität.

*

Wir stellen aber unsrerseits diesen Satz hin: Alleinheit ist Nichts, »Nirwana«. – Aber Nichts, »Nirwana«, ist! – Nichts (»Nirwana«) ist Existenz! – Und wenn es ist, so ist es Individualität, und nichts Anderes, Wahreres oder Eigentlicheres! – Und es ist solchermaßen stets, beständig, unaufhörlich Erscheinung und Realität! Damit ist jeder Transzendentalismus mit jedem Realismus zur notwendigsten Identität geworden und versöhnt!

Wie nun aber gelangen wir zu dem, was Individualität ist? Auf dem gleichen Wege, der der Weg der wissenschaftlichen Empirie ist; auf dem Wege vom Nächsten und Allernächsten, vom Augenfälligsten und Unmittelbarsten aus.

Als das Nächste, Allernächste, Augenfälligste und Unmittelbarste aber erkennen und wissen wir eine Zweiheit. Wir erkennen und sehen da sofort die allgemeinste Zweiheit von Mann und Weib; oder besser: die Zweiheit von Männlich und Weiblich. Wir erkennen sie im Bereich der Menschheit und wir erkennen und wir wissen sie durch alle Stufen des Organischen hindurch als die Eine und Gleiche.

Richten wir aber unsere Blicke auf die Welt des Anorganischen, so finden wir auch da diese Zweiheit wieder in der Er=



scheinung der chemischen wie elektrischen und magnetischen Polarität, von denen man die Erscheinungen der beiden letzteren als im Grunde dieselbe Aktiv und Reaktiv betrachten muß; denn es gibt nur Eine und die gleiche Polarität.

Da die Wissenschaft und ihre experimentelle Empirie ferner dazu geführt hat, einen wesentlichen Gegensatz anorganischer und organischer Welt in einen scheinbaren aufzulösen und die Grundeinheit dieser beiden Welten festzustellen — sollte das aber noch nicht so ganz der Fall sein, so ist es so gut wie geschehen mit dieser meiner Idee der religiösen Individualität — so wird die Zweiheit des organischen Lebens nicht etwa eine Wirkung oder Folge chemischer Polarität sein, sondern nichts als eine notwendige Metastase derselben und mit chemischer Polarität nichts als die Erscheinung ein und derselben Polarität. — Somit ist organische Polarität als chemische erklärt — was die Wissenschaft im wesentlichen bis daher ja auch tat — aber, was sie bisher noch nicht tat: chemische Polarität zugleich als eine hinterständige organische und lebendigem Bewußtsein völlig unzertrennlich geeinte; und sie beide nichts als Formen ein und derselben und Einen Polarität und Individualität, und sie sind mit dieser lebendige Seele und lebendige Wesenheit! — dergestalt, daß Individualität oder Seele oder wir, je nach Bedarf, die eine dieser Erscheinungen aus der anderen erklären, definiren können.

Also wird, nach diesem, Mann und Weib nur der organische Begriff und die organische Erscheinung von Positiv und Negativ sein, dem chemisch-»anorganischen« Begriff und solcher Erscheinung, und beide sind geeint als ein und dieselbe Polarität.

Wissen wir nun bereits, was Individualität ist? Wir wissen es: sie ist Polarität; und zwar ist sie, da alle Erscheinungen, unorganische wie organische, da alles, — Endergebnis der Wissenschaft! — Einheit ist, von Polarität selbst nicht zu trennen sind, da sie ja auch nichts sind als Metastasen von Polarität, mit all diesen Erscheinungen lebendiger Organismus! Gerade die ewige feste Beziehung der Pole zueinander schließt und eint alles zum festen Organismus! (Also wäre, was wichtig ist zu beachten, Organisch und Organismus der dem Anorganischen



gegenüber höhere und übergeordnete Begriff und solche Wesenheit. Chemie und Anorganisch sind nichts als ein unveräußerlicher Teil und eine unveräußerliche Eigenschaft seiner Wesenheit. Chemie und Urchemie sind ohne ihn nicht zu denken, und sind nichts als Erscheinungen von Wechsel und Rhythmus von Polarität, Individualität und Organismus. Polarität ist konstanter als chemische und sonstige organische Erscheinung und Teilwesenheit und diese nur konstant mit und als Polarität!)

Der Begriff Organismus bedeutet gebundene und in einheitlichem Zusammenhang befindliche Vielheit. Vielheit aber läßt sich auf Zweiheit und Polarität zurückführen und muß notwendig auf sie zurückgeführt und in ihren engsten Anschluß gebracht, und muß als Polarität erklärt werden. Einheitlicher Zusammenhang und Zusammenschluß aber bedeutet andrerseits überall auch Individuum (Zellen, Moleküle) und Individualität; also ist jede Individualität Organismus und also Individualität überhaupt und schlechthin Organismus; und also ist Alleinheit und Polarität Organismus und Individualität. (Und also ist Ehe, um dies hier zu berühren, ein höheres Individuum und erst das Individuum, das ganze; — Womit also Individuum erst wahrhaft definiert wäre! — und also ist erst Ehe Individualität und Organismus im Bereich des organischen Lebens. — Und Gesamtindividualität ist eine ewige »Ehe«, wie sie in der Wesenheit der Ehe im organischen Leben ihren Ausdruck hat.)

Um aber auf Nietzsche zurückzukommen, so haben wir also nach alledem festzustellen, daß er fehlgeht, wenn er in Abrede stellt, daß das »All« Organismus sei. Es ist Organismus!

*

Wenn aber Nietzsche das in Abrede stellte, so entzog er seiner Idee von der »Wiederkunft« den eigentlichsten Sinn, Grund und Boden. Ihr Gedanke ist richtig, aber ihre ganze Durchführung bei Nietzsche ist falsch und unhaltbar.

Um hier eine Überzeugung mitzuteilen: es steht mir fest, daß Nietzsche die Wiederkunftslehre des Pythagoras (Heraklit) lediglich verschlechtert hat und vielleicht auf das gröblichste; ich meine in ihrem großen mystischen, tragenden und notwendigen Grund-

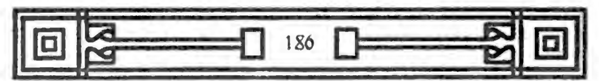
gedanken; mögen im übrigen die Anschauungen und Äußerungen desselben bei Pythagoras (Heraklit) noch so primitiv ethnisch sein. – Ich bin mit der Zahlenmystik des Pythagoras nicht gerade besonders vertraut – aber wieviel wissen wir denn eigentlich auch von ihr! – indessen, die wenigen Reste, die wir von ihr kennen, scheinen mir die Ansicht zu berechtigen, daß Pythagoras bereits mit dieser seiner Zahlenlehre die Tatsache der großen, religiösen organischen Individualität gestreift hat! –

Die Neunzahl spielt ja wohl bei Pythagoras eine besondere Rolle. Aber diese ist nichts als eine dreimal als sie selbst genommene Dreizahl. Diese aber wieder ist offenbar Wesen religiöser Individualität, und deutet auf die Form ihres Organismus. – Die Dreizahl weist auf eine feste organische Religio (Begriff Organismus und Religio ist ja ganz das Gleiche!) von drei Einzelindividualitäten hin und stellt sich mit dieser Religio als eine Einheit dar.

Ich wies bereits früher darauf hin. Ich wiederhole das kleine Schema, das ich an jener Stelle gab.

Eins und zwei (in der Konjugation = ich und du) bezeichnen die beiden Pole: Positiv und Negativ, Männlich und Weiblich (die Sache steht aber so, daß Männlich je nachdem sowohl positiv als negativ, und Weiblich gleichfalls sowohl Positiv als Negativ sein können; sie stehen in einem steten derartigen polaren Austausch; immer aber müssen zwei Pole da sein!); die Drei dagegen bedeutet ein Drittes: nämlich die Tatsache aller Metastase der beiden Pole von Individualität. Die Nötigung dieser Sonderbezeichnung ist also, wie die Konjugation uns lehrt, die ja nicht über drei hinaus kann, und die immer nur drei zu wiederholen vermag, immanent und mystisch: sie wird immer das polar Erzeugte repräsentieren, und das polare Ausgleichungsprodukt! Die Konjugation und ihr gänzlich unverbrüchliches, axiomatisches Schema – man sage: ihr heiliges Schema! – belehrt uns über die Tatsächlichkeit dieser Bedeutung der Drei. Drei ist Er, Sie, Es; also Er und Sie hier als polar Erzeugtes und Es die letzte polare unverbrüchliche Einheit!

*



Ich sagte, Nietzsche habe mit seiner Leugnung, daß die Welt einheitlicher lebendiger Organismus und also Individualität sei, seiner Wiederkunftslehre den Boden unter den Füßen weggezogen. Und so ist es.

Anstatt mich direkt kritisch darauf einzulassen, gehe ich jetzt, ohne mich vorderhand um Nietzsche weiter zu bekümmern, meinerseits auf die Wiederkunft ein, die auch mir eine durchaus notwendige Tatsache ist.

Gleich gesagt: meine Auffassung wird den Vorteil haben, daß sie der vagen und eigentlich ganz inhaltslosen Nietzsches gegenüber, die sichere, bestimmte, konkret exakt gefüllte ist; und zugleich, daß sie die wirklich notwendige und unausweichlichste ist, daß sie also eine feste, geradezu identisch-axiomatische Tatsache erhellt! —

Alles was ist, ist schon unzählige Male genau so dagewesen. Das sag' auch ich. Aber ich bin mir zugleich bewußt, daß ich damit vorderhand nichts bezeichnet habe, als daß ein Pol sich selbst erreicht hat in dem anderen und als der andere. Damit aber haben wir noch lange nicht den Kreis gesehen, den dieser Pol beschrieben hat, um zu sich selbst zu gelangen (oder sich mit seinem »Gegenpol« auszutauschen).

Es gilt der Etappen dieses Kreises habhaft zu werden.

Unser Beobachtungsterrain aber ist wieder das Allernächste und Vertrauteste: die Erde.

Was die anscheinend so ungeheuren und grenzenlosen kosmischen Gebiete mit ihren anscheinend unendlichen und unbeschränkten Möglichkeiten anbelangt, so ergeht es uns heute wohl auch bereits mit ihnen wie mit dem »Himmel« der Religion, den eine naive Vorzeit über dem blauen Firmament lokalisiert: wir haben sie wie ihn heute im Diesseits; das heißt: wir wissen im Grunde über die Gesetze der Erscheinungen des Kosmos nicht viel mehr, als daß sie nichts sind als das gleiche »Gesetz«, welches die Erscheinungen der Erde beherrscht, in der wir ein- für allemal alles in allem zu haben scheinen. (Wäre das vielleicht, in irgend einem Sinne, der Anfang zur Rückkehr einer Welterfassung, welche der geozentrischen der Vorzeit analog ist? Eine solche »Rückkehr« zu dem Geiste der voralexandrinischen Griechen — Nietzsche



wünscht eine solche Rückkehr gelegentlich — in einem ganz besonderen neuen Verstand, wie wir hier meinen, wäre sicher tausendmal mehr wert, als eine Rückkehr zu formalen Kulturäußerungen jener Antike, wie sie der Humanist Nietzsche meint oder wohl gar auch inzwischen schon verursacht hat.)

Dieses Beobachtungsterrain nun hat sich uns seit dem Zeitalter der Renaissance in jeglichem Bezug so erweitert und geweitet, daß wir es ja wohl so gut als in seinem Umfang umspannen, und daß wir nicht nur mit seiner Gegenwart Bescheid wissen, sondern unser Wissen sogar bis in seine grausten »kosmischen Ursprünge« ausdehnen. Im besonderen, daß wir eine sehr gut gegründete Anschauung von der Entwicklungsskala seines organischen Lebens bis weit in dessen anorganische Ursprünge hinein besitzen.

Nach allem nun, was wir bisher ausführten, sind wir genötigt, diese Entwicklungsskala als die einer völligen Einheit ein und derselben polaren religiösen Individualität zu erkennen, so unzählig viele individuelle Sondereinheiten diese Entwicklungsskala in aller Gegenwart, Vergangenheit und Urzeit auch ausmachen mögen. So beherrschen wir also all diese verwirrende Zahllosigkeit solcher Sondererscheinungen völlig. Sie sind nichts als die Entwicklung polarer Individualität, und sie sind im letzten Grunde als diese — ein einziges gewaltiges Individuum mit zwei Polen!

Wir müssen von dieser Individualität aussagen, daß sie sich, tellurisch! — von einem Zustand äußerster Unbewußtheit einem solchen äußerster Bewußtheit bis daher entgegenentwickelt hat, durch eine Stufenfolge von Metastasen aus dem Bereich des Anorganischen — wir könnten ihn besser den Bereich des Unbewußten nennen und ihm also lieber eine seelisch-lebendige, einheitlichere und organische Bezeichnung geben, mit der er sogleich organisch in die lebendige Einheit aller Individualität fest eingegliedert wäre! — ist sie bis zu der Grenze des »Urorganischen« vorgedrungen, die bereits den ersten Vorhof ihrer bevorstehenden Bewußtheit bedeutet.

In dieser Zone ihrer Bewußtheit dann aber erfaßt sie sich erst selbst und erkennt sich in ihrer gesamten Wesenheit. Und zwar

in einer regelmäßigen Wechselfolge, sagen wir: identisch-konzentrischer und identisch-analytisch-diskursiver Erkenntnis und solcher aktiv organischer Bewegung. Je und je und immer wieder hat sich, in einer aufsteigenden Folge, aus dem Beobachtungs- und Erfahrungsmaterial dieser die umfassendste Einheit jener ausgelöst. Der ganze Prozeß stellt sich dar als eine Bahn von dynamischer Rhythmik mit identisch-statischen Ruhepunkten höchster und reichster religiöser Selbsterfassung!

Hier haben wir bereits das Grundschema des Prozesses.

Es gilt nun, von hier aus diesen selbst zu erkennen und zu verstehen.

*

Wir ersehen von diesem Grundschema aus zunächst, was wiederkehrt.

Wiederkehrt aber beständig in Phasen, die ihre Gesetze haben werden — d. h. »Gesetz« als eine gewisse und jeweilige Nuance von polarer Spannkraft definiert, die freilich schließlich schlechthin mystisch ist — ein Zustand höchster, religiös-identischer Selbsterfassung.

So definieren zunächst wir unseren Kreislauf der Wiederkunft, und so suchen wir ihm beizukommen.

Dieser Zustand identischer Selbsterfassung ist jeweilig Ende und Ziel einer Etappe und bedeutet eine Krise, in welcher eine individuelle Selbstoffenbarung von Individualität sich ereignet; und immer ist er eine schlechthin religiöse Krise; eine Krise der Religio der Individualität; d. h. eine polare Veränderung und Verschiebung, die mit einem erreichten großen polaren Ausgleich sich vollzieht. Das heißt aber, vom Organischen, unserem allernächsten Revier, aus geurteilt: ein Ausgleich von Männlich und Weiblich, oder von Mann und Weib. Dieser Ausgleich also ist religiös schlechthin; und nichts anderes ist religiös als das! — Im Bezirk des Anorganischen und der Urchemie aber wird diese Krise, die stets und überall ein und dieselbe ist! — sich vollziehen als eine mit der latenten Tendenz zur Bewußtheit hinaufstrebende Reihenfolge wesentlichster Zustände, ich möchte sagen, einer aus »diskursiven« Prozessen von Aktio und Reaktio heraus identisch



gewordenen Chemie (so daß man also von »identischen chemischen Kulturen« sprechen könnte. Die höchste dieser großen identischen chemischen Kulturen wird die primitivste organische sein, und die Grenze der anorganischen und organischen Welt bezeichnen.).

In organischer wie anorganischer Welt aber ist es immer dieselbe und gleiche zu sich selbst hindringende Polarität religiöser Individualität. Was sich zur Zeit des Christus oder des »Adam« vollzogen hat, ist genau analog dem, was sich im Bereich der tellurischen Urchemie in der gleichen urchemischen Potenz von Identität und chemischer Kultur vollzogen hat, und ist völlig das Gleiche. Es ist immer ein und dasselbe Ereignis; es sind immer die wiederkehrenden, zu sich selbst kommenden Beiden und immer das wiederkehrende und zu sich selbst – d. h. zu höchster Einheit mit Individualität – gelangende Eine!

Nur Zwei und nur Eines kehrt immer wieder: aber mit ihnen Alle, die Ihre und Seine mystische, übergewaltige und urewig unverbrüchliche Spannkraft umfängt! Und sie umfängt alles bis zur winzigsten Mikrobe, so undenkbar viele Milliarden von Mikroben es geben mag: sie alle sind »gezählt« und ein und dieselbe Einheit mit diesen Beiden und diesem Einen! – Und mit ihnen und Ihm beginnt jegliche Neu- und Wiedergeburt! . . .

*

Auf was nun aber haben wir damit hingewiesen? Auf nichts anderes, als auf das, was wir im Bezirk des Organischen als Rassekrisen einerseits, und als Artkrisen andererseits bezeichnen und verstehen; wir haben damit deren festes, religiöses Grundwesen enthüllt. Die letzteren bedeuten die Hauptetappen der »Wiederkunft«, die ersteren die Zwischenetappen. Diese bedeuten die werdende Vollendung jener ewigen Zwei und jenes ewigen Einen; jene die erreichte Vollendung und höchstes und eigentlichstes religiöses Ereignis.

Wir sehen weiter zu, was es mit den Beiden und dem Einen auf sich hat.

Es versteht sich, daß wir sie als eine große Vielzahl solcher Zwei begreifen, und daß wir eine solche Vielzahl meinen. Aber

wir meinen doch noch mehr und Verwegeneres; wir meinen außerdem wirklich auch ein individuelles Paar. Dieses Paar, das den vollendetsten und vollkommensten individuellen Ausdruck einer neuen Gattung oder Art darstellt. Und lassen sie sich also fixieren? Ja! — Einmal und nie wieder! — Und zwar nur in einer Ära höchst entwickelter tellurischer Bewußtheit. Und zwar woran ist zu erkennen, daß es da ist? Durch das Vorhandensein des großen religiösen Individuums und aller der Seinen! — Wir werden nachher beweisen, daß dies Individuum zuletzt der Christus gewesen ist. Ich sage: ganz sicher und gewiß hat er sein weibliches Korrelat in unmittelbarster Nähe gehabt. Und ich sage, daß diese beiden dieses Paar waren. Aber: nur so läßt es sich fixieren und hat es sich der Menschheit ein einziges Mal fixieren lassen, das große typische Paar neuer Art. Also in einem Zustande, wo es erst noch werdende, zum ersten dunklen Bewußtsein gelangende Neuart war, aber noch keine letztvollendete, sich begattend organische Nachkommenschaft zeugende! — Sobald es diesen Zustand erreicht haben wird, wird es absolut unfixierbar sein; d. h. es wird in einem neuen außermenschlichen Bereich sein, zu dem menschliche Wertungen nicht mehr hingelangen können, und wo Wertungen in Kraft stehen, die von menschheitlichen Wertungen wesentlichst verschieden sind.

Das Paar ging damals individuell zugrunde und mit ihm in tausenden und abertausenden von Märtyrern und Märtyrerinnen, Zeugen und Zeuginnen! Und sie alle waren dieses Paar in seinem weitesten organischen Umfang! — So hat sich das der Menschheit unfaßbare übermenschliche Reich einer neuen organischen Wesenheit einmal angedeutet, auf daß die Menschheit von ihm Wissen habe. Es hat mit seinem durch zwei Jahrtausende wirkenden damaligen Untergange sich sicherlich ein neues Milieu durch die rangierte Menschheit hindurch geschaffen, und wird eines Tages allem Menschlichen unerreichbar vorhanden sein und seine neue organische Zeugung als Neuart beginnen! —

Also ich sage: jenes große religiöse Individuum sei der Christus gewesen. Aber man wird einwenden: warum kann es nicht ebensogut der Laotse, der Konfutse, der Zerduscht, der Buddha gewesen sein? — Sie alle aber waren nicht in jenem höchsten und



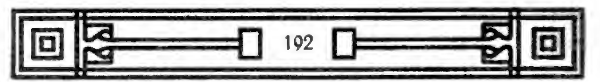
reinsten, organisch religiösen Sinn dieser Eine! Sie sind nicht die hierzu notwendige organische Identität und Potenz gewesen; es eignete ihnen nicht diese Bedeutung. Sie waren alte Männer, als sie ihre großen neuen Weisheiten verkündeten. Und was den Buddha anbetrifft, so ging er vom Weibe weg; er brachte eine große Rasse und Kultur zum Abschluß und zur Ruhe. Dagegen war Christus ein junger Mann. Und weit entfernt, daß er sich vom Weib fern gehalten hätte, hat er es gerade auch mit dem Weib zu tun gehabt, und hat er es stets in seiner unmittelbaren Nähe gehabt. Nicht ein Wort steht in der Bibel davon, daß er ein Mißachter des Weibes oder sexueller Asket gewesen sei, sondern wir haben eher das Gegenteil anzunehmen. Er war ja in keiner Hinsicht ein Verächter des Lebens. Er brachte auch keine Rasse und Kultur zur Ruhe, sondern er zeigte und konstituierte vielmehr eine neue Gemeinschaft und wirkte allerbewußtest in die Zukunft hinein, und zwar nicht in die Zukunft einer Rasse, sondern in eine allmenschheitliche Zukunft hinein; er wußte und wollte, daß er und die Seinen den ganzen Erdkreis besitzen würden! – Und das ist der ganz gewaltige und wesentliche, tiefeinschneidende Unterschied zwischen ihm und allen großen religiösen Individuen, die ihm vorausgingen. Ja, er nannte sich den neuen Adam, oder wurde doch, was so ziemlich dasselbe ist, so genannt! –

Also: die Menschheit hat wirklich »das Paar« gesehen und erlebt! Soweit es je und je nur gesehen und erlebt werden kann! – Andeutungsweise! –

*

Ich weiß wohl, daß ich das Unerhörte, was ich da ausgesprochen habe, zu beweisen hätte. Ich werde diesen Beweis aber erst später geben. Jedenfalls: er ist zu leisten!

Nur soviel an dieser Stelle. Es versteht sich, daß es sich stets in solchen Krisen, in denen eine neue organische Identität sich vollendet, um ein Mischrassen-, im besonderen Bezirk des Ausgleichs aber um ein Mischvolk-Problem handelt. Eine Reihe von solchen Problemen und Ausgleichen aber leiten notwendigerweise



zu einem Artproblem hin, also zu einer höchsten, reinsten, eigentlichsten Stufe von organischer Identität!

Ich sage, daß das Problem des Christus durchaus ein solch letzteres, Artproblem, ist und nichts anderes!

*

Im übrigen aber von Christus hier so viel.

Wir kehren zur »Wiederkunft« zurück.

Inwiefern das Erscheinen jenes Einen und jenes Paares eine Wiederkunft ist, verstehen wir. Es ist eine solche insofern, als dieselbe Eine und gleiche polare Individualität von neuem sich zu ihrer Identität und höchsten Selbsterfassung erhebt.

Aber der Begriff der Wiederkunft stellt sich uns ja so: alles, was heute da ist und lebt, hat genau so schon einmal und unzählige Mal gelebt und wird genau so noch einmal und unzählige Mal so wiederleben; und der Christus seinerseits wird genau so wieder da sein einst, wie er vor 2000 Jahren da war, und er ist schon unzählige Mal so dagewesen. Dies erst ist die ganze Wiederkunft.

Inwiefern wird und muß dies geschehen? Insofern, als der Pol, insoweit er sich formal verliert, sich wieder erreichen muß, in jeder Hinsicht und unter allen Umständen und in jeder seiner einzelnen typischen Formen, und bis in die winzigste Einzelheit dessen hinein, was jede dieser typischen Formen bedeutet, und zwar dies alles deshalb, weil der Pol ewig und identisch ist. – Ohne ihn ist nichts denkbar, und würde er sich nie wieder erreichen, so wäre Realität ein- für allemal Nichts in irgend einem letzten, unmöglichen Sinne; das heißt: er verharrte in dieser Eigenschaft gänzlichen Verlorenseins, ohne sich jemals wiederzufinden; er und alles, was er ist und bedeutet, wäre nicht mehr und nie mehr. –

Das aber ist nicht denkbar. Denn Nichts ist Alles in Allem. Und da es Ist, kann Nichts niemals etwas anderes sein, als Individualität, Organismus und Polarität. –

Also, wenn der Christus und insofern er eine reinste Darstellung und organische Identität des Poles ist, so muß er sich, wenn er gestorben ist, mit aller Polarität und Individualität (er würde gesagt haben: in, mit und durch den »Vater«!) wieder als solche Darstellung,

Repräsentation und organische Identität von Pol erreichen und wieder zu dieser Identität gelangen, durch was auch immer für uns Menschen letztlich im einzelnen unzugängliche Metastasen hindurch, die er nach seinem Tode im Zusammenhang aller Individualität und Polarität erreicht und durchzumachen hat.

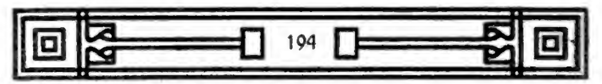
Vergleichen wir aber jetzt erst einmal, um auf Nietzsche zurückzukommen, inwiefern derselbe richtig gestellt ist.

Er schreibt VI, S. 3: »Das Maß der All-Kraft ist bestimmt, nichts ‚Unendliches': hüten wir uns vor solchen Ausschweifungen des Begriffs! Folglich ist die Zahl der Lagen, Veränderungen, Kombinationen und Entwicklungen dieser Kraft zwar ungeheuer groß und praktisch ‚unermeßlich', aber jedenfalls auch bestimmt und nicht unendlich«.

Das ist richtig. Aber Nietzsche hat noch, so wenig wie die Wissenschaft, diese immer noch unsinnige Vielheit nicht auf ihre notwendige polare Zweiheit und deren Einheit als urnotwendigste und unlöslichste Verknüpftheit zurückzubringen vermocht.

Da wir aber jetzt diese polare Zweiheit und Einheit haben, wird eigentlich so ziemlich alles, was Nietzsche im Einzelnen in seiner ganzen Abhandlung beibringt, so gut wie unbrauchbar, oder doch nebensächlich und unbedeutend. Und auch, einem Teil seines Inhaltes nach, Folgendes, mit dem er also fortfährt: »Wohl aber ist die Zeit, in der das All seine Kraft übt, unendlich, das heißt, die Kraft ist ewig gleich und ewig tätig: — bis diesen Augenblick ist schon eine Unendlichkeit abgelaufen, das heißt alle möglichen Entwicklungen müssen schon dagewesen sein. Folglich muß die augenblickliche Entwicklung eine Wiederholung sein und so die, welche sie gebar und die, welche aus ihr entsteht und so vorwärts und rückwärts weiter! Alles ist unzählige Male dagewesen, insofern die Gesamtlage aller Kräfte wiederkehrt. Ob je, davon abgesehen, irgend etwas Gleiches dagewesen ist, ist ganz unerweislich«.

Dies letztere ist gerade das gänzlich verkehrte! Es muß das völlig gleiche dagewesen sein. Denn eigentlich und in letzter Wahrheit ist ja alles Eine und dieselbe in all ihrem Sein und ihren Erscheinungen gleiche und konstante Polarität und Individualität. Alles was »vergeht«, vergeht nur scheinbar, und



ist ewig und konstant in, mit und als alle Polarität und Individualität. Also: immer muß das Gleiche und Eine dagewesen sein — wie es im letzten Grunde beständig da ist! — nämlich polare Individualität.

Nietzsche wußte eben nicht — wie die Wissenschaft es nicht weiß — was Entwicklung, All und Kraft bedeutet; sie wissen beide noch nichts von polarer, lebendiger und konstanter Individualität.

Haben wir dies nun aber jetzt festgestellt, so brauchen uns Nietzsches ganze übrige Ausführungen keinen Augenblick mehr etwas anzugehen. Sie erübrigen sich. —

*

Also: wir sind bis jetzt soweit, daß wir sagen: Wiederkunft von Individualität ist ein Kreislauf von Unbewußt zu Bewußt, und von diesem wieder zu jenem.

Aber: wenn dies nur ein Anschein wäre? Wenn es sich tatsächlich und in aller eigentlichsten Gesamtrealität nicht so verhielte, sondern anders? Wenn der Spiralkreis, die eigentliche heilige Linie von Entwicklung, nur für Teilrealität in Betracht käme; wenn sie in der Gesamtrealität mit allen anderen Spirallinien (Umlaufslinie: Spirale) nichts wäre als ein und dieselbe rythmisch zuckende Vibration von Gesamtrealität?

Also: tellurische Polarität in jedem Sinne ist Teilerscheinung im organischen einheitlichen Gesamtprozeß des Allorganismus Individualität.

Als solche ist sie zwar durchaus und völlig Realität, aber, an und für sich genommen, täuschend, insofern sie sich aus Unbewußt zu Bewußt und aus diesem zu jenem entwickelt. Wir müssen sehen, wie ihre mannigfache Täuschung mit ihrem anscheinend schroffen und unvereinbaren Gegensätzen sich aufhebt; wir müssen zu ihrer wahren Realität gelangen, die alle und die Eine Realität ist, in dieser beschlossen und mit ihr identisch ist.

Sie ist ein unabtrennbarer Teil von aller Realität und von Individualität als solcher. Individualität aber als solche ist sich gleich, ewig und konstant in allen ihren Eigenschaften. Also auch mit der des Bewußtseins und des Unbewußtseins. Also hat



Individualität beständig Bewußtsein und zugleich beständig Unbewußtsein, und es kann ihr Bewußtsein niemals verloren gehen! Sie verliert und gewinnt in ihren Teilen Bewußtsein beständig, in jedem Augenblick; aber sie muß trotzdem im Ganzen beständig Bewußtsein haben. – Ihre Pole und die Wesenheit ihrer Pole müssen beständig und konstant Bewußtsein haben, das sich durch die Oszillation von ihren beständigen gegenseitigen Ausgleichungen, die ihrerseits beständiges, gleichzeitiges Gewinnen und Verlieren von Bewußtsein bedeuten, beständig polar erhält und beständig existiert! (Der beständig lebendige und konstant bewußte Gott!)

Erlischt alles Bewußtsein auf unserer Erde – und dies wird einmal unbedingt der Fall sein – so hat Individualität dennoch ihr Bewußtsein nicht verloren; ebensowenig als die Erde das ihrige verloren hat, wenn ein bewußtseinsbegabtes Einzelwesen auf ihr stirbt. –

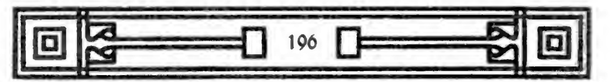
Man darf und muß nun aber sagen: da dieses Einzelwesen selbst mit Erde völlig identisch ist, hat es auch sein Bewußtsein irgendwie noch mit dem Gesamtbewußtsein der Erde. – Und man darf und muß ferner sagen: da die Erde völlig identisch mit All-Individualität ist, hat auch sie ihr Bewußtsein, wenn es dereinst erlischt, dennoch immer noch mit dem unerlöschbaren und konstanten Bewußtsein von Individualität.

Also ist alles Bewußtsein unvergänglich, unverlierbar, ewig und immer da und vorhanden. Es hat nur die Eigenschaft, zu oszillieren.

Also ist Erde und jedes organische Teilleben zwar Realität, aber, was seine schroffen Wechselgegensätze anbelangt, nichts als täuschende Realität. Und also gibt es nur eine Einzige, ewige, lebendige und bewußte Realität, ein solches Wesen und eine solche Individualität.

Aber was haben wir denn da?!

Wenn ich, wie ich hier bin und dies alles da niederschreibe, sterbe und mein Bewußtsein verliere, habe ich es also doch noch mit dem Bewußtsein und als Bewußtsein der Erde, und da ich von Erde völlig unabtrennbar und mit ihr identisch bin, habe ich also Bewußtsein gar nicht verloren?



Und Erde, wenn sie »stirbt« und ihr Bewußtsein verliert, hat sie es also doch noch mit dem unerlöschbaren Bewußtsein von Individualität und hat also gar nicht Bewußtsein verloren?

Weist uns dies aber nicht ganz offenbar die wahre Wirklichkeit von Individualität?

Was dann bin ich und was ist Erde und was ist und wie ist der Organismus von Individualität?

Nun, da sich dies alles so verhält und nicht anders verhalten kann, so darf ich sofort, ich, wie ich hier bin, Eins: nämlich ich darf sagen: es gibt nur ein Bewußtsein und das ist Mein! Ich aber, völlig identisch mit Erde, und von ihr unablösbar, bin, mit dieser!, Individualität, bin völlig unablösbar und identisch von und mit Individualität.

Also bin Ich, nämlich ich Erde, mit diesem Meinem Fünkchen Bewußtsein Individualität. Ich, nämlich Ich Erde, weiß von mir, daß ich eine Ellipse mit zwei Polen bin. — Da ich Erde völlig unabtrennbar von Individualität und ganz mit ihr identisch bin, so ist der Organismus Individualität ein elliptisches Wesen mit zwei Polen; und dies, und nur dies kann Gesamtform und Gesamtgestaltung des Allorganismus Individualität sein. Außer ihr hat Individualität als solche keine andere Gestalt und kann auch gar keine andere haben. Mit ihr aber ist sie Nichts und Nirwana, und dies ist ihr allertiefstes Wesen und Sein. — Und Nichts und Nirwana wieder ist Individualität und Gestaltung und mit ihr eine völlige reale Identität.

Also ist denn Individuum All eine einzige Ellipse mit zwei Polen und einem oszillierenden, ewigen, konstanten Fünkchen Bewußtsein (das wahrste heiligste ‚punctum saliens'!).

Was nun aber mich, All, Nichts, Erde, Individualität anbetrifft, so »sterbe« ich. Aber dies heißt nur, ich werde mit Grundsein von Individualität, nämlich mit Nichts, Nirwana identisch. Das aber muß in demselben Moment zugleich auch heißen, da Nichts, Nirwana, durchaus identisch mit Realität und Individualität ist, daß ich auf der Stelle auch wieder wach, da bin und irgend einen Grad von Bewußtsein habe. Die unbewußten und halbbewußten Phasen, die ich bis zu diesem Punkt durchlaufen, kommen als Zeitmaß weniger in Betracht als das Drittteil einer

Sekunde, so maßlos ungeheuer sie auch zeitlich genommen sein mögen.

Also ich bin ewig und unsterblich. Und ich weiß, daß ich mich in einer fest immanent geordneten Stufenfolge von »Tagen« und »Existenzen« in einem heiligen Daseinskreis bewege; nach Maßgabe meines jeweiligen Grades von Lust, die ihrerseits wieder sich nur durch eine bestimmte Anzahl ewig fester Grund-Charaktere hindurch bewegen kann! –

Und dieses ist die wahre Wiederkunft und die wahre Realität; und außer ihr gibt es keine andere!! –

Diesen Atemzug, den ich in dieser Sekunde aus meinen Lungen stoße, atmen mit mir zugleich Milliarden und Abermilliarden von Wesen, genau ihn und diesen! – Und doch atmet ihn nur das Eine Wesen! –

7.

Ich sagte nun schon bei früherer Gelegenheit, daß bereits Nietzsches Idee von der »Wiederkunft« als solche einen bedenklichen Strich durch seine ganze Philosophie ziehe und zu den meisten seiner Lehren in einem unauflöslichen Widerspruch stehe.

Sie steht insofern in solchem Widerspruch, als sie das meiste, was Nietzsche in seinen Schriften der zweiten Periode zugleich mit der banausisch-mechanistischen Popular-Wissenschaft als »Metaphysik« verächtlich zum alten Eisen und in die Region des »Irrtums« oder der »Lüge« warf, allernotwendigsterweise restituiert und ihm wieder Tür und Tor öffnet, damit es zwar nicht als »Metaphysik« im früheren Sinne, wohl aber als reale Identität hereintrete. – Denn in der Wiederkunft alles Seienden kehrten nicht sowohl Osiris, Baal, Jehovah und alle Griechengötter wieder – die übrigens sicherlich ihre lebendige, organisch-menschliche Realität in der großen menschlichen Individualität gehabt haben müssen! –: mit ihr kehrte auch alle »Moral« wieder; oder vielmehr: dies alles ist beständig und unaufhörlich, in wie auch immer wechselnden Metastasen von Sein und Individualität.

Wäre »Gott« aber dennoch »gestorben«? Wie die »Götter ge-



storben« oder zur Ruhe gegangen sind? (Heine setzt sie auf den Nordpol; und das ist gar ein sinnvoller Einfall!). O ja! – Und zwar ist »Gott« als der letzte der »Götter«, als Christus gestorben, und mit ihm der einzige Gott, der immer gleiche, Individualität als Gott! – Es gibt also von nun an für Erdindividualität und für irgend eine neue organische Form derselben weder »Gott« noch »Götter« mehr. Indessen: unvergänglich, ewig und unsterblich ist Individualität. Sie ist von jetzt ab zwar anders, aber im übrigen die gleiche und eine! Sie nennt sich von nun ab, notwendigst, in irgend einer neuen organischen Form nur mit anderen Namen und Wertungen! –

Es mag aber sein, daß sie mit dieser neuen organischen Form anfängt, sich für das Leben unserer Erde überhaupt nicht mehr zu nennen, sondern sich selbst »schweigend« zu leben.

Oder was hätte der moderne, so gar seltsame Radikalismus und seine so überaus destruktive Negation bisheriger Kulturformen sonst für einen Sinn und Wert? Und was hätte der gleiche Radikalismus Nietzsches sonst für einen Sinn und Wert? Er hat ja wirklich nur solch eine radikal nihilistische Negation. – Und das ist denn freilich, wenngleich ein indirekter, so doch sicher ein Wert! – Er steht im Zeichen des »Übermenschen«. Damit aber durchaus im Zeichen des Christus. – Denn nicht der gute Nietzsche ist, wie er meint, der »Umwerter der Werte« – es handelt sich nur um die des antiken Ethnos und jeglichen Ethnos! –: sondern dieser war bereits vor 2000 Jahren der Christus.

*

Wir fragen nun aber noch eins. Kann es sich denn überhaupt um eine völlige Zertrümmerung der Formen, diese in welchem bisherigen Sinn auch immer genommen, handeln?

Doch wohl ein sehr gefährlicher, wennschon in irgend einem Sinne notwendiger, Irrtum! Denn bis zu einem gewissen Grade wird ein radikaler Abbau wirklich vonnöten sein. – Aber trotzdem: ein bedenklicher Irrtum!

Nicht um eine solche Zertrümmerung, die ja ganz unmöglich sein würde, handelt es sich, sondern um eine höchst eigenartige,

noch nie dagewesene Metastase, die eine notwendige Ablösung vorwärtsschreitender Individualität von diesen Formen und einer gewissen endgültigen Art derselben bedeutet. Notwendig und unvermeidlich wird diese Ablösung aber insofern sein, als sie sich mit einer neuen, gewordenen Psychophysis von Individualität durchaus nicht mehr vertragen, diese Formen; d. h. insofern als sie ihre äußerste organische Konsequenz nicht mehr vertragen! — Diese Psychophysis aber wird also nichts bedeuten, als eine höchste, fundamental neue Kondensierung all dieser Formen und ihres Inhaltes, mit der Individualität ihren Schwerpunkt von dem menschheitlichen Ethnos ab weiterzurücken beginnt, und die also eine wesentliche polare Veränderung von Individualität bedeutet! — Und das würde bedeuten, daß der neue polare Zustand im alten, den er hinter sich läßt, immer noch in irgend einer Weise einen noch unentbehrlichen Stützpunkt hat. Hat denn die polare organische Form Menschheit nicht noch immer ihren unentbehrlichen Stützpunkt und Untergrund in aller Gesamtheit organischer Wesenheit, die sie hinter sich gelassen hat?

Also käme es darauf an, daß der »Übermensch« oder sonst ein »Neuer« sich mit irgend einem Ja und Amen von seinem bisherigen Zusammenhang entfernt, und nur bei einem solchen von diesem überhaupt losgelassen werden kann in seine neue Sphäre hinein? Sicherlich! Und zwar wahrhaftig mit einem anderen und ungleich weniger vagen, als es das Ja und Amen Nietzsches ist! Mit einem allseitigen und allumfassenden, einem wahrhaft Hegelschen Ja und Amen! Mit einer frohen, frommen und festen, umfassendsten Bestätigung aller Realität und Identität! . . .

»Ich bin nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen!«

Eine so verächtlich radikale Skepsis aber, wie die Nietzsches, und eine gerade in den Hauptsachen so blinde, richtet sich nicht gegen das, gegen was sie sich richten soll, sondern jedesmal und unter allen Umständen gegen den Skeptiker selbst! Er will Individualität so radikal verneinen, und die läßt sich nie ungestraft verneinen; sie verneint sich nur, wenn und wo sie sich einen Untergang bestimmt hat. Und sie verneint sich niemals anders als in solch einem Skeptiker und als solch ein Skeptiker. Verneinte

Nietzsche solchermaßen, so mußte er zugrunde gehen, und er ging zugrunde. Das ist eine harte und unverbrüchliche Logik, gegen die sich in keiner Weise ankommen läßt.

Es ist wohl so, daß heute eine solche Zwischenart zugrunde geht. Was hinter ihr zurückbleiben wird, ist gut, und was vorwärts schreitet, ist gut, das heißt: stark, tauglich, und kräftige lebendige Individualität und Art!

So also wird einst ein vollendetes menschliches Ethnos zurückbleiben, und so wird einst eine neue Art weiterschreiten. Und nur so! –

*

Wie es nun aber auch mit Nietzsches Idee von der Wiederkunft stehe: er kehrt immerhin mit ihr zu sich selbst zurück; und der Dichter ist es, der mit ihr in ihm erwacht.

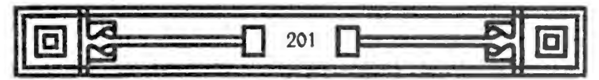
Wir haben davon gehandelt, wie interessant dieses Erwachen ist.

Und der Dichter ist es, der seine Spuren auch in der »Fröhlichen Wissenschaft«, diesem lenz- und aprilübermütigen Vorspiel zu seiner dritten Periode und zu dem »Zarathustra« und seinen sonstigen Dichtungen zeigt.

Die »Fröhliche Wissenschaft« beginnt mit Reimen.

Bereits diese epigrammatischen kleinen Reimverse sind schön, und schöner als bei uns in Deutschland, wie sehr lange gedichtet wurde.

Fürwahr schön ist hier die deutsche Sprache einmal wieder; schön! So schön, wie sie es wohl seit den Klassikern und einigem, was die Frühromantiker geschaffen haben, bis daher noch nicht wieder gewesen ist! – Wir haben wieder einen großen Dichter vor uns. Und wer Ohren hat zu hören, spürt dies nicht sowohl aus dem Inhaltlichen, sondern vor allem aus einem ganz bestimmten Melos, diesem unverkennbarsten Anzeichen aller großen Dichtung. Auch ein solches Melos ist in unserer Sprache seit lange nicht mehr dagewesen. Nach Novalis hat es noch niemand wieder vermocht. Heine vielleicht hier und da: aber Heine ist, soweit überhaupt Melodiker, ein solcher eher im Sinne der »Sangbarkeit«, als ein Melodiker im höheren, im eigentlichsten, im seelischen und religiösen Sinn! –

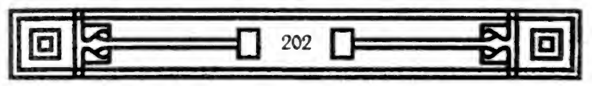


Ein melodisches Epigramm ist vielleicht noch nicht dagewesen, wenn wir die Griechen natürlich ausnehmen. Im Bezirk deutscher Dichtung könnte man meines Erachtens höchstens Angelus Silesius für einen solchen melodischen Epigrammatiker ansprechen. Wenn er nicht im Deutschen der Schöpfer dieses Epigramms wäre, so wäre es aber sicherlich Friedrich Nietzsche.

Diese kleinen Sinngedichte haben einen kaum definierbaren, mystischen Klang und Zauber. Man empfindet ihn wie einen klaren, harmonischen Dunkelton eines schönen Kristallpokals, in dem mit dunkler Glut ein edler Rotwein funkelt; diese Weinfarbe gehört hier mit zu dem Klang; sie bestimmt ihn gleichsam mit; ja, sicherlich ist sie von ihm unabtrennbar. – Dieses Melos ist wie Nietzsches rätselhaftes, unter seinen mächtigen, schattenden Brauen verborgenes Dunkelauge. – Nietzsches Gedichte, und gerade auch diese kleinen, haben diesen Zauber von jeher auf mich geübt. Wenn der gesamte Inhalt dieses Buches nichts ist als eine Klärung und Bestätigung des Instinktes, der mich in meinem letzten Gymnasium-Jahr und in meinen ersten Studentenjahren von Nietzsches Philosophie und diese von mir zurücktrieb, unwillkürlich, ganz spontan und mit unmittelbarstem Choc, so mag das, was ich hier über Nietzsche als Dichter mitteile, andererseits eine Klärung des nicht minder unmittelbaren und tiefen Zaubers bedeuten, den ich in eben jener Zeit von dem Dichter Nietzsche erfuhr; und, ich möchte sagen: aus jeder Zeile seiner Dichtung.

Es ist nicht die absolute schöne Sicherheit dieser Sprache und dieses Wohllautes an sich: nein, es ist noch mehr, was diesen Zauber ausmacht!

Wir wissen, Nietzsche ist eine Natur, die überaus irritiert. Es steht fest, unbedingt steht es fest, daß Nietzsche Dekadent ist, und daß er nur als Dekadent aufgefaßt werden darf. Und wir werden noch sehen: auch als Dichter und »Zarathustra« ist er Dekadent. Aber hier ist er es in der edelsten und tragisch notwendigsten Form; und wahr! Nietzsche ist einer der größten und edelsten Dekadents all dieser Zeitläufte und Europas. Eine alte große Offenbarung von Individualität, deren Stunde ein- für allemal geschlagen hat, die wirklich so nicht mehr weiter kann, stirbt hier: aber da, wo sie zu ihrem reinsten Ausdruck gelangt, wo



sie sich über die Kläglichkeit alles Sterbens hinaushebt — und es sind sehr viele Kläglichkeiten in Nietzsches Philosophie! — ist sie so groß, wie alles Neue, was vorhanden ist und seinen Lauf beginnt! —

Hüten wir uns aber vor der Weisheit dieser Größe! Halten wir uns — o, wir tun es schon aus Geschmack! — die Ohren zu, wenn sie in Nietzsches Philosophie zu sprechen beginnt: — Denn so schön, verführerisch und geistreich sie sich auch geberden möchte: sie klappert auf das schmählichste! — Aber lauschen wir — vorsichtig freilich, wie Odysseus den Sirenen lauschte! — ihr den nötigen Augenblick mutig, wenn sie zu tönen beginnt! Denn da tönt die Tragik alter und ewig Einer Größe und Individualität! Eine Tragik, von der immer wieder alles Neue eins zu lernen hat: daß alles Neue mit einem dunklen Fluch gesegnet werden muß! — Nur dieser stählt die Kraft, die's gilt! Nur wer die Probe dieses Fluches bestanden hat, ist erwählt und ist — Mann! — Vielleicht auch, weil er das große, tiefe Lachen dieses Fluches verstanden hat; ernst und fromm verstanden hat! Und es ist dieses Lachen, das den großen Unterton von Nietzsches Dichtung und deren magisches Melos ausmacht! . . .

*

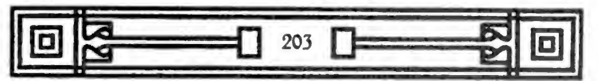
Wem dieses Pathos und Melos aus diesen so außerordentlich interessanten Sinngedichten nicht unmittelbar zur Wahrnehmung gelangen sollte, der greife von den zwei letzten Teilen des »Zarathustra« oder den Dionysos-Dithyramben auf sie zurück, und es ist unmöglich, daß sie ihm verschlossen bleiben.

Meine Rosen.

Ja! Mein Glück — es will beglücken, —
Alles Glück will ja beglücken!
Wollt ihr meine Rosen pflücken?

Müßt euch bücken und verstecken.
Zwischen Fels und Dornenhecken,
Oft die Fingerchen euch lecken!

Denn mein Glück — es liebt das Necken!
Denn mein Glück — es liebt die Tücken! —
Wollt ihr meine Rosen pflücken?



Ja, diese dunkelklare Rose seiner Dichtung werden wir sicher pflücken; trotz aller heimlichen Dornen! – Und kann, darf Nietzsche von seinem Glück zu uns sprechen? O wahrhaftig: er darf es! Denn er ist dennoch einen edlen, schönen und lachenden Tod gestorben! Und Alt und Neu hat sich die Hand gereicht, verendend wie beginnend, mit dem großen, dunkelklaren Wort Übermensch, dem tiefst anvertrauten und – verstandenen! – –

Hinter diesem gereimten Vorspiel aber, von ihm eingeleitet: wie lebt der Text dieses Buches, bis ins feinste Einzelne hinein, von welch einem erstaunlich gereiften Stil! Wenigstens nach solcher Richtung zeigt sich ein Vor- und Aufschritt gegenüber den so unerfreulichen, ja bedauernswürdigen Erzeugnissen seiner wissenschaftlichen Übergangsperiode! Dies zum mindesten ist sicher: der Jüngling, der humanistisch-,dionysisch'-metaphysischen Periode ist der Mann geworden, der zu werden ihm nun einmal bestimmt war. –

*

»Diesem Buche tut vielleicht nicht nur Eine Vorrede not; und zuletzt blieb immer noch der Zweifel bestehen, ob Jemand, ohne etwas Ähnliches erlebt zu haben, dem Erlebnisse dieses Buches durch Vorreden näher gebracht werden kann. Es scheint in der Sprache des Tauwindes geschrieben: es ist Übermut, Unruhe, Widerspruch, Aprilwetter darin, so daß man beständig ebenso an die Nähe des Winters, als an den Sieg über den Winter gemahnt wird, der kommt, kommen muß, vielleicht schon gekommen ist ... Die Dankbarkeit strömt fortwährend aus, als ob eben das Unerwartetste geschehen sei, die Dankbarkeit eines Genesenden, – denn die Genesung war dieses Unerwartetste. »Fröhliche Wissenschaft«: das bedeutet die Saturnalien eines Geistes, der einem furchtbaren langen Drucke geduldig widerstanden hat – geduldig, streng, kalt, ohne sich zu unterwerfen, aber ohne Hoffnung –, und der mit einem Male von der Hoffnung angefallen wird, von der Hoffnung auf Gesundheit, von der Trunkenheit der Genesung. Was Wunder, daß dabei viel Unvernünftiges und Närrisches ans Licht kommt, viel mutwillige Zärtlichkeit, selbst auf Probleme verschwendet, die ein stachliches Fell haben und nicht danach angetan sind, geliebt



und gelockt zu werden. Dies ganze Buch ist eben nichts als eine Lustbarkeit nach langer Entbehrung und Ohnmacht, das Frohlocken der wiederkehrenden Kraft, des neuerwachten Glaubens an ein Morgen und Übermorgen, des plötzlichen Gefühls und Vorgefühls von Zukunft, von nahen Abenteuern, von vielen offenen Meeren, von wieder erlaubten, wieder geglaubten Zielen«.

Dies ist der Anfang der Vorrede zur »Fröhlichen Wissenschaft«. Deren Inhalt wäre nicht besser zu charakterisieren gewesen.

Im übrigen deutet der Titel dieses Buches an, daß die Wissenschaft und ihr Geist ihn behalten haben; aber dieser Geist sei »fröhlich« geworden; er sei drauf und dran zu »singen« und zu »tanzen«.

Ist aber vielleicht gerade dies Singen und Tanzen eine unbewußte, schmerzlich-grimmige Ironie gegen diesen Geist, der einer Natur wie Nietzsches niemals gemäß sein konnte? Ist es die unbewußte schmerzliche Ironie des »letzten Humanisten«, der irgend eine wirklich gesunde Ratio und Notwendigkeit dieses Geistes zwar anerkennen, dieselbe aber von einer falschen Seite auffassen mußte? — Wie denn sonst wäre es möglich, daß der Geist des Dichters in ihm so mächtig und impulsiv aufstrebt? Und was hieße und bedeutete diese aufstürmende Trunkenheit anders?

Hätte er doch Bann und Band zu zerreißen vermocht! Oder wäre doch das wahrhafte, neu-religiöse Ethos der Wissenschaft wirklich mit hinangestiegen!

*

Denn so ist es: die Wissenschaft in der »Fröhlichen Wissenschaft« bleibt im Grunde nach wie vor dieselbe, die sie in den beiden voraufgehenden Büchern gewesen war. Nietzsche erfaßt, nach wie vor, weder die historische Methode und Seele der Entwicklungsidee durch die seicht mechanistische und rationalistische Oberfläche hindurch, noch erfaßt er irgend sonst eine Methode und Theorie der exakten Wissenschaft in einer solchen Weise. Es gelingt ihm nicht, zu der religiösen Identität zu gelangen, die wirklich über den alten Gegensätzen steht.

Denn, was es wohl mit der »Morgenröte« und dem wieder

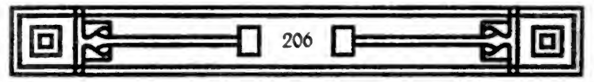


»offnen Meer« auf sich haben könnte, von dem folgende Stelle (VI, S. 298) frohlockt!

»In der Tat, wir Philosophen und ‚freien Geister' fühlen uns bei der Nachricht, daß der ‚alte Gott tot' ist, wie von einer neuen Morgenröte angestrahlt« (Ich dächte doch, von der großen Bangigkeit wäre angesichts dieses Ereignis vor allen Dingen zu sprechen! Auch als es hieß, daß »Pan« tot sei, durchgrauste die, die diese Kunde vernahmen, der alte eine tiefe unmögliche Schauer! — Friedrich Nietzsche und ich weiß nicht, welche »freien Geister« sonst sind bereits bei der »Morgenröte«. Bei der rechten? Nein! Denn die wäre nichts als die frohe Botschaft, daß Gott nicht ‚tot' oder nicht mehr ‚tot' ist!); »unser Herz strömt dabei über von Dankbarkeit, Erstaunen, Ahnung, Erwartung — endlich erscheint uns der Horizont wieder frei, gesetzt selbst, daß er nicht so hell ist; endlich dürfen unsere Schiffe wieder auslaufen, auf jede Gefahr hin auslaufen, jedes Wagnis der Erkennenden ist wieder erlaubt, das Meer, unser Meer liegt wieder offen da, vielleicht gab es noch niemals ein so ‚offenes Meer'«.

Ist dies wirklich alles wahr? Für Nietzsche selbst wahr? — Ach, es ist nur der erwachende Elan des Dichters als solcher, der ihn hier hinreißt und — täuscht; es ist allzu sehr bloßer mechanischer Reflex noch bloß der dichterisch-emotionalen »Anwandlung« als solcher! — Denn ist es wirklich wahr? Für den innerlichen, gerade dichterischen Nietzsche wahr? Ich denke, die Lieder des alten Zauberers später im »Zarathustra« und die Dionysos-Dithyramben belehren uns nur zu deutlich, daß in Wahrheit für diesen innerlichsten und eigentlichsten Nietzsche Gott keineswegs »gestorben« war. Denn dieser Nietzsche hatte denn doch eine bessere Logik; eine Logik, die weiß, daß Gott niemals sterben kann! Oder könnte er's? Unmöglich! — Nein, er war immer noch der »tief in seine Seele Greifende«, »sein Leben wie ein Sturm Durchschweifende«. Gott war ihm verdunkelt, hoffnungslos verdunkelt, aber nie und nimmer abgetan und gestorben.

Ach, und welche Schiffe wären ihm wohl in welches wieder »offene Meer« ausgelaufen? Und welches Wagnis welcher Erkenntnis vermöchten wir bei ihm wahrzunehmen; bei ihm, der



sich jede Erkenntnis kurz und klein skeptiziert hat, und der an die, die ihm das exakt wissenschaftliche Banausentum verlieh, innerlichst unmöglich selbst geglaubt hat? — Nein, kein »Meer« hat ihm »offen gestanden«. Er ist nur einer vagen Empfindung irgend eines solchen Meeres anheimgefallen! Es ist bloß ein stilistischer Einfall von ihm, dieses »Meer« da! —

Und sein »Übermensch«? Was war er mehr als eine »notwendige Zwangsidee«, als eine Chimäre, die sich aus den schillernden Untergangsmiasmen der italienischen Renaissance, des geistreich französischen Skeptizismus und Voltaireanismus mit irgend einer ungefähren Anschauung von Napoléon und etwas Gentleman-Morbidezza zusammenwob! Wäre der Übermensch ihm wirklich jemals mehr gewesen, als eine phantastische Zwangsidee, wie jemals hätte er zugrunde gehen können? Ich frage: wie wäre das auch nur irgendwie denkbar gewesen? — Wie denn starb, lebte und siegte das erste Christentum und das Christentum je und je mit dem Inhalt des Christus und der Gewißheit, der organischen Gewißheit eines nahenden »Himmelreiches« und »dritten Reiches«!

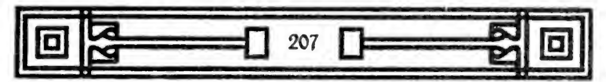
Indessen, was mag es eben alles für Arten von »Furchtlosigkeit« geben! — O, »wir Furchtlosen«!

Gewiß: es ist schön, Furchtlosigkeit errungen zu haben. Dazu gehört viel Furcht, und offen und ehrlich bekannte Furcht! Die Mutter allen Mutes und aller Furchtlosigkeit ist die Furcht. Wann aber wäre jemals Friedrich Nietzsche nicht »furchtlos« gewesen? Bisher haben wir ihm wahrlich noch nicht die mindeste Furcht angemerkt, mit welch stachelfelligen Problemen er auch immer gerungen haben will! — O, wie wohl mag Jörg Drachentöter in Wahrheit aussehen! — Sicher wird sein Holmgang nicht gerade so besonders »stilvoll« sein. —

O ja: und »was es mit unserer Heiterkeit auf sich hat«! — O, keine falsche Gêne und »Männlichkeit«, wenn es darauf ankommt, daß man dies wisse! —

Aber, wann hätten wir jemals Friedrich Nietzsche nicht »heiter« gesehen! . . .

*



Aber wie gewaltsam Nietzsche sich ruiniert hat und wohl seiner unglückseligen sophistischen Untugend nach sich ruinieren mußte, dafür wieder mal nur ein Beispiel.

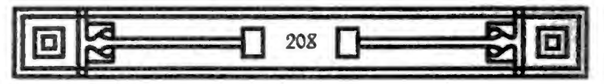
S. 210: »Von einem Kranken. – ‚Es steht schlecht um ihn!' — ‚Woran fehlt es?' – ‚Er leidet an der Begierde, gelobt zu werden' (O Gott! Wer?) und findet keine Nahrung für sie'. – ‚Unbegreiflich! Alle Welt feierte ihn, und man trägt ihn nicht nur auf den Händen, sondern auch auf den Lippen!' – ‚Ja, aber er hat ein schlechtes Gehör für das Lob. Lobt ihn ein Freund, so klingt es ihm, als ob dieser sich selber lobe; lobt ihn ein Feind, so klingt es ihm, als ob dieser dafür gelobt sein wolle; lobt ihn endlich einer der übrigen – es sind gar nicht so viele übrig, so berühmt ist er! –, so beleidigt es ihm, daß man ihn nicht zum Freund oder Feind haben wolle; er pflegt zu sagen: ‚Was liegt mir an Einem, der gar noch gegen mich den Gerechten zu spielen vermag!'«

Ja, aber was will er alsdann überhaupt?! – Aber ja: er ist ja ein – Kranker; dieser, von dem da die Rede ist. –

Das heutige Europa mag in solch einem Diskurs die unvergleichliche »Feinheit« oder »Differenziertheit« Nietzsches bestaunen. Wie tief bedauernswürdig oder intimst gräulich muß dieses »Europa« sein! Wir finden diese Stelle und ihresgleichen lediglich und schlechtweg entsetzlich! Wir nennen das bereits keimenden Irrsinn. –

Läuft aber Nietzsches ganze sogenannte »Umwertung der moralischen Werte« auf etwas anderes hinaus, als auf die unleidlichste, man möchte fast sagen abstoßend krankhafte Diskreditierung aller moralischen Werte, der guten wie der bösen? Und enthüllt sie sich als etwas anderes, als solche grillig-kaprizióse Krankenstubenatmosphäre? – –

Diese ewigen, gräulichen, unausstehlichen Geistreicheleien! Und eben das allerschlimmste: wie sie fortwährend gehätschelt und gepflegt werden! – Z. B. (S. 198): »Der Stifter des Christentums meinte, an nichts litten die Menschen so sehr als an ihren Sünden. (Hat er denn das übrigens wirklich gemeint, oder nur, weil es zu ich weiß nicht was für einer momentanen Kaprize von Nietzsche paßt?): – es war sein Irrtum, der Irrtum dessen, der sich ohne



Sünde fühlte, dem es hierin an Erfahrung gebrach«. – Ach so! Und das würde zu der Prophezeiung über ihn stimmen, nach welcher er mit der Sünde dieser Welt beladen sein würde! Und war er nicht der Sünde und menschlichen Anfechtung teilhaftig?

Oder dies (S. 191): »Die mystischen Erklärungen gelten für tief; die Wahrheit ist, daß sie noch nicht einmal oberflächlich sind«. – Wie aber: wenn sie, zwar nicht »oberflächlich«, so aber doch das allerunerhört offenbarst zutage liegende wären? Die unerhörte Allzudeutlichkeit gerade der – identischen Tatsache?! Was dann?! – Wenn ich nur im leisesten sähe, was hinter dieser Armseligkeit Nietzsches da herzhaft positive Pointe sein könnte! – Wie verzweifelt sieht sie wieder nach dem Rockärmelloch aus!...

Aber genug, genug! Wenn uns nun noch nicht die »Psychologie« des Philosophen und »Umwerters« Nietzsche aufgegangen ist, geht sie uns nie auf! Ich meine, sie liegt völlig am Tage! –

*

»Werfen wir, den übrigen Inhalt der »Fröhlichen Wissenschaft« getrost unberücksichtigt lassend, jetzt nur noch einen Blick auf zwei Hauptideen dieses Buches, die hier nun bereits aus den vorigen Schriften her soweit gereift sind, daß sie dann im »Zarathustra« bald mit den anderen, mit ihnen in engster Verbindung stehenden Hauptideen – dem »Übermenschen« und den »Willen zur Macht« – zu einem dichterischen, abgerundeten Ausdruck gelangen können.

Es sind die Ideen von der »bösen« großen Persönlichkeit und, mit ihr in engster Verbindung, Nietzsches Ansichten von der Gattung, den »Vielen«. Wir werden mit diesem Blick erkennen, bis zu welcher Entwicklung diese Ansichten inzwischen herangereift sind.

Darf ichs sagen? Zu keiner besonders wesentlichen qualitativen Steigerung und Ausbildung sind sie gelangt. Nietzsche entwickelt die Ideen, die von Anfang in ihm lagen und die die Wissenschaft ihm nur, in der zweifelhaftesten Weise, bestätigt hat nicht eigentlich organisch – seine nervös aphoristische Art verhindert das bereits –: sondern er dreht sich eigentlich nur immer in demselben Kreis; er wiederholt sich eigentlich nur beständig. – Seine Ideen vermochte er nie zu einem festgegründeten, organisch ge-



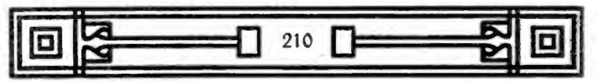
gliederten Gebilde zu entwickeln; er macht um diese seine Ideen eigentlich nur immer mehr Worte. Nietzsches »Philosophie« ist in jedem Sinne amorph und chaotisch.

Also: die Art und das Arterhaltende.

S. 67: »Das Arterhaltende. – Die stärksten und bösesten Geister haben bis jetzt die Menschheit am meisten vorwärts gebracht: sie entzündeten immer wieder die einschlafenden Leidenschaften – alle geordnete Gesellschaft schläfert die Leidenschaften ein –, sie weckten immer wieder den Sinn der Vergleichung, des Widerspruchs, der Lust am Neuen, Gewagten, Unerprobten, sie zwangen die Menschen, Meinungen gegen Meinungen, Musterbilder gegen Musterbilder zu stellen. Mit den Waffen, mit Umsturz der Grenzsteine, durch Verletzung der Pietäten zumeist; aber auch durch neue Religionen und Moralen! Dieselbe »Bosheit« ist in jedem Lehrer und Prediger des Neuen, welche einen Eroberer verrufen macht, – wenn sie auch sich feiner äußert, nicht sogleich die Muskeln in Bewegung setzt und eben deshalb auch nicht so verrufen macht! Das Neue ist unter allen Umständen das Böse, als das, was erobern, die alten Grenzsteine und Pietäten umwerfen will; und nur das Alte ist das Gute!« – »Es gibt jetzt eine gründliche Irrlehre der Moral, welche namentlich in England sehr gefeiert wird: nach ihr sind die Urteile ‚gut' und ‚böse' die Aufsammlung der Erfahrungen über ‚Zweckmäßig' und ‚Unzweckmäßig'; nach ihr ist das ‚gut' genannte das Arterhaltende, das ‚bös' genannte, aber das der Art Schädliche. In Wahrheit sind aber die bösen Triebe in ebenso hohem Grade zweckmäßig, arterhaltend und unentbehrlich wie die guten: – nur ist ihre Funktion eine verschiedene«.

Wie immer, wo die Wissenschaft Nietzsche wirklich etwas Gutes, Fruchtbares und Wahres darbietet, das geeignet wäre, zu einer religiös identischen Weltanschauung ausgebaut, vertieft und gesteigert zu werden, rümpft er, mit jenem eigensinnigen Kaprize einer kranken Natur, die Nase.

Die englischen Moralisten sagen etwas völlig Gutes und Wahres; gut ist, was die Art erhält, schlecht ist, was ihren Bestand bedroht. Die andere Definition von der Zweckmäßigkeit und Unzweckmäßigkeit schieben wir hier, wo wir nicht auf nebensäch-



liche, sekundär praktische Gesichtspunkte hinaus sind, sondern auf primär praktische, religiöse und identische, gewiß mit Nietzsche, beiseite; freilich nicht mit dessen sehr überflüssigen Meprise. —

Die ganze erreichbare Wahrheit nun zwar ist auch jene Definition der neuen englischen Methoden noch nicht. Art ist im letzten Begriff mit Individualität etwas ewiges und unvergängliches, aber mit Individualität durch Phasen einer Entwicklung sich hindurch bewegendes. — Sie ist wie Individualität weder ‚gut‘ noch ‚böse‘, sondern mit Individualität ein Vollkommenes, das sich aber entwickelt und bewegt. Diese Entwicklung aber bedeutet einen Wechsel von Kraftentfaltung und Kraftnachlassen, von Wachen und Schlummern, von Blüte und Welken, Macht und Ohnmacht, Tüchtig und Schlecht, Leben und Tod, um diesen Gegensätzen ihre ganze Vordergrundsdrastik zu geben. Art selbst aber ist mit Individualität vollkommen und ewig. Sie streift nur ermüdete und abgebrauchte Formen ab, die sie teils vernichtet, teils hinter sich, soweit sie ihre Ratio behaupten können, oder polarisch weiterstrebender Art im Grunde vonnöten sind, bestehen läßt. (Es werden immer nur die »missing link«, die Zwischenstufen, vernichtet.)

Es ist nicht wahr, daß, wennschon sicher die stärksten, die bösesten Geister die Menschheit bis jetzt am meisten vorwärts gebracht hätten; oder, den Satz zu erweitern, wie er erweitert sein will: es ist nicht wahr, daß je in aller Entwicklung organischer Art die bösesten Individuen die Art vorwärts gebracht hätten! — Dieser fürchterliche Irrtum und Irrsinn, der heute in Europa grassiert und seine intellektuellen und sonstigen Orgien feiert! —

Vielmehr sind es die guten (Gut ist vielleicht überhaupt von »Gattung« abzuleiten; und gut ist im Sinn von tüchtig, tauglich, stark zu nehmen), die stärksten Individuen und Geister, die die Art und Menschheit förderten. Nein: sondern in denen Art überhaupt besteht und ihre Ewigkeit und Unvergänglichkeit als Individualität erwies und erweist!

Nietzsche würde Napoléon I. als Beispiel heranziehen. Aber Napoléon ist nicht böse zu nennen; er ist vielmehr gut zu nennen, denn er vollbrachte eine höchst wichtige organische Funktion weiterstrebender Gattung. Obgleich eine Natur wie Napoléon nicht in der ersten Reihe der guten stehen wird: denn die ersten Art-

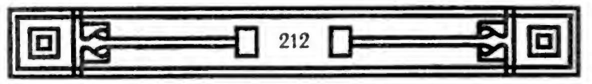


praktiker sind die religiösen Förderer der Art, als die eigentlichsten, unmittelbarsten.

Mir sind kleine persönlich menschliche Züge im Leben Napoléons stets interessant gewesen. Man sagt ihm brennenden zäsarischen Ehrgeiz nach; aber dieser »Ehrgeiz« war nichts als die konzentriertester Trieb und Gewißheit gewordene Clairvoyance einer sich vollendenden europäischen Menschheit, ja einer sich vollendenden Menschheit überhaupt. Napoléon war ein großer Mensch, ein Christ im reinen und neuartlich, also überhaupt artlich fruchtbaren Sinn. Seine korsischen Rasseeigentümlichkeiten tun dem keinen Abbruch. Napoléon war ein Romantiker, und so war er Christ. Seine Vorliebe für Goethe, für den »Werther«! — —

Man vergleiche ihn z. B. beileibe nicht mit den Condottieregestalten der italienischen Renaissance! Dieser Vergleich wäre der allerunglücklichste! — Cesare Borgia etwa ist nicht im mindesten mit Napoléon zu vergleichen. Cesare Borgia war Fieber von Agonie. Und seine Idee, Italien zu einigen, so groß sie ist, ist letztlich nur eine geniale Konzeption eines fieberhaft potenzierten Intellektes. Seine Willenskraft ist der unter Umständen zähe Eigensinn des kranken Menschen; oder doch: wir wollen sagen: von altspanischer zäher Rassetugend lebte in ihm noch ein mächtiger Fond als Ehrgeiz schlechthin, der genährt wurde von jener glänzenden, aber nicht organisch-artlichen, Konzeption seines Intellektes. — So kennzeichnend, daß er völlig ohne Sentiment war! Jeder gute, d. h. artlich taugliche Mann hat Sentiment und sogar ein überaus starkes. So Napoléon im hohen Grade. — Seine Liebe zu seinem Sohn. Daß er überhaupt Familienvater war! Daß er den romantischen Traum eines Paradies-Idylls träumen konnte: dies alles ist männlich im hohen Grade! — Dies alles kannte Cesare Borgia, in jeglichem Verstand Ästhet, nicht im geringsten. Seine sexuellen Gattungstriebe brachen in sadistische Lustmordkrämpfe aus, und diese Krämpfe haben ja auch wohl gelegentlich ihre weiblichen Opfer gefunden! — Dieses Beieinander von Napoléon und Borgia macht eigentlich bereits einen dicken Strich durch die Ethik und die ganze Philosophie des armen Nietzsche! —

Mag Napoléon getan haben, was er will, — Enghien u. s. w. —:



einerlei; es waren Irrungen, Abspannungen und Verwirrungen, in die ihn die übermächtige Leistung, die er auf den Schultern hatte, zuweilen treiben mochten; aber selbst dies und selbst seine Roheit und Grobheit — so sehr auch etwa gerade Preußen und seine liebenswerte Königin unter ihr zu leiden hatten! — sie hatten ihre Mannheit und, wenn man will, ihr herrliches Ethos! — Der artfördernde Mann ist in dieser Funktion unter Umständen roh, brutal, was man will, aber nie böse; d. h. nie schlecht! —

Dagegen war alles, was Borgia tat, böse, oder vielmehr, da es nicht auf artlicher Tugend beruhte, so glänzend es auch war, schlecht. Wie ging ihm alles immer wieder in Stücke! Und durch nichts, als durch seine maßlose, chaotische Unbesonnenheit, durch seine fiebrige sadistische Geilheit in all seinen Äußerungen — die Aufhängerei von Sinigaglia, bei der er vor sadistischer Wollust brüllt wie ein Vieh! —; und sie war es, seine dekadente innerste Dezentralisiertheit, die ihm den Erfolg seines Wirkens überhaupt verlegte, bis der gnädige Musketenschuß in den Laufgräben von Siena der beständigen Agonie, die sein Leben bedeutete, ein Ziel setzte.

*

Aber wenden wir uns von der fruchtbaren Schiwa-Funktion artlicher Individualität und Mannheit ab zu der wichtigen fundamentierenden Funktion artlicher Mannheit, der eigentlichst religiösen — denn auch Napoléon ist ein religiöser Funktionär! — und uns wird und muß offenbar werden, daß die Förderer von Art und Menschheit als im höchsten vollkommensten Sinn artlich-taugend nicht böse (schlecht) sein können, sondern gut sind. (Nietzsche hat z. B. nie berücksichtigt, daß artlicher Durchschnitt, also das, was wir Volk nennen, stets einen Mann wie Napoléon unwillkürlich seine Sympathie schenkt, während ihr eine Erscheinung wie Borgia lediglich schlechthin unheimlich ist! Borgia hat bei seinen Unternehmungen nie ein von seiner an und für sich so großen Idee hingerissenes Volk hinter sich gehabt; er war, wie alle Condottieri, Söldnerführer!)

Am Christus wird uns dies sofort einleuchten. Nietzsche natürlich — »Mann«-Schwärmer, der er ist! — verdächtigt solche Güte.



Er spricht zwar später von Christus viel Gutes und Richtiges, aber in einer Weise, daß er in Christus offenbar nicht viel mehr sieht als einen sanftmütigen Mann mit gleichbleibend sogearteter Temperiertheit. Vielleicht schenkt er ihm gar innerlich ich weiß nicht was für eine Art von ‚Mitleid' oder ‚Wohlwollen'. — Nichts ist komischer, unsinniger und verkehrter! Aber es ist der Irrtum aller »Bildungsphilister« der Zeitläufte, den Nietzsche hier teilt. — Ich gehe bald auf die Erscheinung des Christus ausführlich ein; hier erinnere ich vorderhand nur an seinen Kampf gegen die Pharisäer in der letzten größten Periode seines Wirkens; an Züge wie die Tempeldiskussion am Passah, an die gewaltige Rede an das Volk nach dieser Disputation mit Sadduzäern und Pharisäern, mit welcher er deren Prestige ein- für allemal den Todesstoß gibt, an die Austreibung der Opferhändler aus dem Tempel, an sein Wort, daß er das Schwert in die Welt gebracht habe u. a.

Übrigens: er hat doch »Grenzsteine umgestürzt«; müßte er dann für Nietzsche nicht auch seinerseits böse sein? — Hat er aber und Seinesgleichen denn auch wirklich jemals »Grenzsteine umgestürzt«? Niemals! Oder höchstens falsche, unmögliche, völlig unnatürliche; Gespenster von braven »Grenzsteinen«. Vielmehr: er und Seinesgleichen bedeuteten je und je nur die Offenbarung und Unsterblichkeit des ewigen einen Alten. Er kam nicht, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen. Und so tat er. —

Denn das »Alte« hatte sich entwickelt seit Moses und war weitergegangen. Etwa wie Nietzsche, ohne zu ahnen, was er damit sagt, andeutet: »die guten Menschen« — aber freilich: diese »guten Menschen« waren die alten gewaltigen Richter und Propheten Israels! — »jeder Zeit sind die, welche die alten Gedanken in die Tiefe graben und mit ihnen Frucht tragen, die Ackerbauer des Geistes«. —

Arme Velleität! — Nein, sie graben sie nicht in die Tiefe, sondern entwickeln sie, je nach dem Zeiterfordernis, organisch weiter. Und wodurch? Dadurch, daß sie das Alte und Eine unter allen Umständen aufrechterhalten; dadurch, daß sie die inkarnierten Träger und Aufrechterhalter religiöser Individualität sind im Gewirr all der Kraftzustände, Ermüdungen, zufällig und chaotisch ineinanderwirkenden Vorschrittes der Bewegung von Rasse



und Art, die sich alle doch bis ins Einzelnste gebunden zeigen stets von ein und derselben Polarität von Individualität.

Mit diesen Großen arbeiten zugleich viele hundert und tausend weniger Große und Kleine an dieser Selbstaufrechterhaltung der Art; oder vielmehr: sie bedeuten und sind der Ausdruck von deren ewigen Konstanz in Individualität und als solche. – Und diese Arbeit geht, immer mühseliger und komplizierter geworden, so lange weiter, bis eine tragende Art oder Rasse an ihr ermüdet (Symptom: Pharisäer). Oder, nach außen hin, sich in diffizilen Formelbau verzwickt und sterilisiert. Unter diesem Bau aber ist die Rasse und Art, die unsterbliche, bereits in andere und neue Artzustände metastasiert; diese sprengen diesen Bau, werfen die schlechte und so starr artlich sich geberdende unartliche Form ab und münden mit irgend einer Elite als vollendete, gesunde, organische Alt-Art und Art an sich in umfassendste Artverbindung des antiken Ethnos ein, das inzwischen aus hundert Nationen in eine zusammengewachsen ist: zu dem ungeheuren Körper Imperium Romanum.

Also alles ist umgekehrt, wie Nietzsche sagt: jene Geister sind nie böse (oder gar ‚boshaft', wie?!), sie sind die guten; sie sind das Eine, Alte und Ewige, Art und Individualität. Böse, ‚boshaft' oder schlecht aber ist nicht etwa das gesamte Mischvolk, das das damalige Judäa bedeutet, sondern lediglich der erstarrte verzwickte Formelkram der Pharisäer mit seiner heimlichen, giftigen Meuchelmordpraktik (die »Siccarier«) und alles, was ihn hält und zu ihm hält! —

Im allgemeinen ist zu sagen, daß innerhalb der Art und Rasse immer nur das schlecht (böse) ist, was artlich sich untauglich erweist; gut aber alles das, was artlich sich tauglich erweist.

*

Ich glaube, mit diesen Ausführungen hat auch bereits der »Wille zur Macht« seinen ersten Stoß bekommen, der uns nun bald ein Näheres angehen soll.

Ich hoffe, man fühlt übrigens nachgerade, wie gar und bis in den Grund hinein dekadent Nietzsche ist, wenn er, S. 76/77, folgendes schreibt:



»Zur Lehre vom Machtgefühl. – Mit Wohltun und Wehetun übt man seine Macht an anderen aus – mehr will man dabei nicht! (Nein, nicht Schopenhauer, erst Nietzsche hat dem ‚Weltgeist‘ ins innerste Herz gesehen!) Mit Wehetun an solchen, denen wir unsere Macht erst fühlbar machen müssen; denn der Schmerz ist ein viel empfindlicheres Mittel dazu als die Lust: — der Schmerz frägt immer nach der Ursache, während die Lust geneigt ist, bei sich selber stehen zu bleiben und nicht rückwärts zu blicken!«

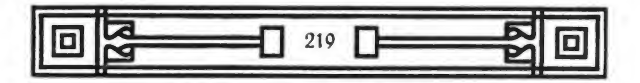
Ich übergehe nun alle Themen, die Nietzsche sonst noch in »Fröhliche Wissenschaft« behandelt. Sie münden ja alle in die großen Hauptgesichtspunkte seiner beiden letzten Bücher, »Jenseits von Gut und Böse« und »Wille zur Macht« ein und erfahren erst dort wieder eine zusammenhängendere Ausführung und können uns also nicht entgehen.

Wir schließen jetzt mit der zweiten, wissenschaftlichen Periode Nietzsches ab und wenden uns seiner dritten, seiner Ausgangsperiode zu. . . .



Dritter Teil.

Der »Umwerter der Werte«.



I. Also sprach Zarathustra.

Wir sehen uns zunächst den Aufbau von »Also sprach Zarathustra« an und rekapitulieren seinen Inhalt.

Der erste Teil enthält »Zarathustras Vorrede« und »die Reden Zarathustras«.

Die »Vorrede«. — Zarathustra ist, im 30. Lebensjahr, in das Gebirge gegangen. Dort hat er, zehn Jahre lang, seines Geistes und seiner Einsamkeit »genossen« (der Mahomet und der Christus dürften es sich nicht so bequem gemacht haben!). Zehn Jahre lang ist er dessen »nicht müde geworden«. Endlich aber »verwandelt« sich denn doch »sein Herz«, und eines Morgens richtet er eine Apostrophe an die Sonne, erklärt sich seiner »Weisheit überdrüssig« und sehnt sich danach, zu »verschenken und auszuteilen«. Dazu muß er »untergehen« gleich der Sonne am Abend, hinab zu den Menschen.

Er bricht auf. In den Wäldern begegnet er einem frommen Einsiedler, der ihn vergeblich zurückzuhalten sucht, zu den Menschen zu gehen. Der fromme Einsiedler zeigt sich während dieses Gespräches eigentlich so ziemlich als eine Art Timon von Athen, jedenfalls als ein beträchtlicher Skeptiker. Von rechtswegen dürfte frommen Einsiedlern solche Skepsis wohl nicht eignen. Alles in allem ist es immerhin eine fröhliche, urbane und gut aufgeräumte Unterhaltung, die die beiden miteinander haben; man möchte sagen: ungefähr wie zwei deutsche Professoren der Philosophie miteinander scherzen könnten.

Danach gelangt Zarathustra in die nächste Stadt. Er findet auf dem Markt viel Volk, das einen Seiltänzer sehen will; und Zarathustra hebt an, zu dem Volke zu sprechen.

Er lehrt ihn, das sich mit den Künsten eines Seiltänzers unterhalten will, den »Übermenschen«. — »Der Mensch ist etwas, das überwunden werden soll«. Aber was haben die Menschen getan, ihn zu überwinden? Nichts bisher! Nichts! Gar nichts! — Alle Wesen haben bis jetzt etwas über sich hinausgeschaffen, aber der Mensch ist auch jetzt noch mehr Affe als irgend ein Affe.



— Wir werden finden: es ist gut, den Menschen ab und zu mal gründlich ins Gewissen zu reden, aber daß man das denn doch nicht übertreiben sollte. Denn alles, was recht ist: der alte Zarathustra ist dagewesen, Laotse und Confutse ist dagewesen, der Buddha, der Christus und der Mahomet und wer weiß wer noch alles und es wäre denn doch seltsam, wenn sie den Menschen eher äffischer gemacht haben sollten als sein braver Urahn, oder Onkel, der Gorilla weiland gewesen und etwa noch heutigen Tages ist.

Im übrigen wird der Umstand, daß Zarathustra hier vom Affen spricht, nicht zufällig sein! Sage man, was man wolle: aber Darwin wird zu der Konstruktion des »Übermenschen« doch wohl ein erkleckliches beigetragen haben, und Nietzsche hat sicher das psychophysische Artproblem bei der Konzipierung des Übermenschen im Auge gehabt; es ist ihm sozusagen von der Wissenschaft her leise angeflogen. Ich denke, es finden sich in »Also sprach Zarathustra« auch noch andere unmißkenntliche Anzeichen dafür. — Das Volk nun aber, zu dem Zarathustra hier redet, und das einen Seiltänzer sehen will, bleibt freilich bedenklich unaufgeklärt und unberaten, was es mit diesem »Übermenschen« da, den es so urplötzlich wie die Pistole auf die Brust gesetzt bekommt, anzufangen habe. Aber wie könnte dieser Zarathustra da ihnen auch irgend etwas, was Hand und Fuß hätte, mitteilen, da dieser »Übermensch« sich bei seinem Autor Nietzsche selbst als nichts darstellt, denn eine Repetition dekadenter italischer Individualität der Renaissanee, verquickt mit etwas Morbidezza, und heutiger Vornehmheit und geistvoller Tournure?

Wir und jenes Volk, das einen Seiltänzer sehen will, erfahren nichts weiter, als daß der Übermensch der Sinn der Erde ist; daß er das Meer sei, das imstande ist, den »schmutzigen Strom«, der der Mensch ist, in sich aufzunehmen; daß er der Blitz sei, der den Menschen mit seiner Zunge lecken, der Wahnsinn, mit dem die Menschen geimpft werden müßten.

Und dies ist alles Positive, das wir und jenes Volk vom »Übermenschen« erfahren.

Glauben wir eigentlich, bereits danach, wirklich, daß »Also sprach Zarathustra« das »tiefste Buch« sei, das die Menschheit

empfangen habe? Ich glaube, wir schütteln bereits jetzt über diesen bedauernswürdigen Irrsinn ebenso den Kopf, wie über folgenden ausschweifenden Größenwahn: »Unsterblich ist der Augenblick, wo ich die Wiederkunft zeugte. (Fürchterlich!) Um dieses Augenblickes willen ertrage ich die Wiederkunft«. (Fürchterlich!)

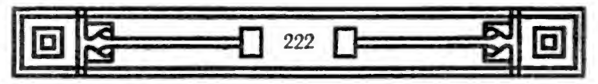
Man kann es dem Volke nach diesem wohl nicht gerade so sehr verdenken, — obgleich es immerhin sträflich über ein paar wirklich gute Leviten hinweggehört haben mag — wenn es »nun genug von dem Seiltänzer« gehört hat, und nun lieber nach dem faktischen Seiltänzer schreit, der vor ihnen über das Seil laufen soll.

*

Zarathustra indessen, mit bewunderungswürdiger Gelassenheit und Geistesgegenwart — wie wohl würde sich ein Prophet des Altertums einem renitenten Volk gegenüber benommen haben! Wie würde seine furchtbare Zorn- und Strafrede es wirklich niedergeschmettert und mit Grausen durchschüttert haben! — Zaratustra hört das Seil anrufen, und benützt es geschickt sofort zu einer brillanten rhetorischen Metapher — ja, fürwahr! was für ein Cicero ist er unter den Propheten — um seine so schöne, wie sanfte und milde Rede — Zarathustra tötet ja nicht mit Zorn, sondern mit »Lachen«; vorläufig freilich noch ohne Erfolg! — an dieses Volk, das einen Seiltänzer sehen will, fortzusetzen.

Der Mensch sei ein Seil, geknüpft zwischen Tier und Übermensch, ein Seil über einen Abgrund. »Ein gefährliches Hinüber«, ein gefährliches Zurückblicken, ein gefährliches Schaudern und Stehenbleiben«. (Es wird einem immer bänglicher zumute. Man hat noch nie ungestraft dem Volk so viel Stilgefühl zugemutet!)

Zarathustra ist ein recht sonderbarer Logiker! Wenn nämlich der Mensch nur ein Seil ist vom Tier aus, von dem er herkommt, zu einer Überart, zu der er hin will, wäre dann etwa gar auch das Tier und wäre die zukünftige Art auch nur ein solches Seil, und hätten wir also vielleicht nichts als eine einzige endlose Seilseilseilseilerei? Fern liegt dieser logische Schluß sicher nicht. — O Seil, o rhetorische Seilerei und Seiltänzerei! — Zarathustra aber meint vielleicht in irgend einer gesunderen Tiefe seines Verstandes,



daß irgend etwas, was etwa Darwin »missing link« nennt, ein solches Seil sei. Ja, eine andere Sache. –

Was nun Zarathustra in dieser Fortsetzung seiner Rede noch des weiteren sagt, ist am Ende ganz gut. Und es mag ganz fruchtbar sein, daß er die liebt, welche nicht zu leben wissen, es sei denn als Untergehende; aber Zarathustra ist wieder irr und konfus, wenn er sagt: »was geliebt werden kann am Menschen, das ist, daß er ein Übergang und Untergang ist«. – Er sollte im übrigen denn doch noch lange nicht so stramm auf den »Übermenschen« losgehen; zum mindesten nicht, wenn er nur erst ein ganz vages Phantom ist und noch lange kein rechtschaffenes, notwendiges, organisches Ideal! Er sollte lieber vorderhand bei dem »guten Europäer« verweilen; und sehr vermutlich würde er hier auf eine ganz verständige Resonanz bei dem »Volke« rechnen können. – Setzen wir also hier überall für »Übermensch« »Europäer«, so würde die ganze weitere Rede für heutige Zustände ganz wichtig und fruchtbar sein.

*

Auch diese Rede wird vom Volke verlacht. (Will Zarathustra mit Lachen töten, hier wenigstens bekommt er sein Lachen zurück.)

Trotzdem redet Zarathustra mit einer Gelassenheit und sanften Unverdrossenheit weiter, um die man ihn wohl nicht beneiden darf.

»Man muß ihnen«, spricht er unter dem Lachen des Volkes zu sich selbst, »erst die Ohren zerschlagen, daß sie lernen, mit den Augen zu hören«. (Erstaunlich! Welch ein Temperament! Selbst in solcher Situation spielt er noch mit Worten und kräuselt schöne, witzige, spitzfindige Einfälle und milde Paradoxa!)

»Muß man rasseln gleich Pauken und Bußpredigern? Oder glauben sie nur den Stammelnden?« – O bedauernswürdiger Zarathustra! Selbst diesen eher, als dir, der du noch nicht, in all deiner 10jährigen Einsamkeit, wo du dich denn doch vielleicht allzuviel »genossen« hast, dahinter gekommen bist, daß man kein Cicero sein darf, wenn man ein Prophet sein will! Wärst du wenigstens noch ein Demosthenes! – O rassle, rassle nur! Wirklich ist »Rasseln« hier Ethik und Tugend! Sie haben dicke, sehr dicke Trommelfelle, sie haben sie nun mal! Aber dennoch, was



du und ein Rhetor deinesgleichen nie begreifen werdet: dennoch sind ihre Trommelfelle gut! – Rassle auf sie los, und sie werden dich verstehen! Auch und selbst der Christus hat auf ihnen »gerasselt«! Du aber kräuselst nur liebliches, melodisches Schnitzelwerk; Hobelspanlocken des Witzes läßt du auf ihnen tanzen! Was soll ihnen das!)

Im übrigen nimmt sein milder Pädagogenwitz dennoch jetzt einen Anlauf: er zeigt ihnen jetzt das »Verächtlichste«, den »letzten Menschen«.

»Es ist an der Zeit, daß der Mensch den Keim seiner höchsten Hoffnung pflanze«.

O Zarathustra, glaube getrost, daß der Christus diesen Keim längst, längst gepflanzt hat! Und vielleicht tätest du gut, dir diesen »verächtlichsten« letzten Menschen« erst einmal etwas genauer anzusehen!

Aber Zarathustra meint den Menschen und die Menschheit, die im wesentlichen nicht mehr produktiv sein wird.

Das ist sicher ein ganz guter Gedanke. Aber weshalb über ihn und eine solche Menschheit Wehe schreien? Wenn sie nichts mehr produzieren sollte, so hat sie alles, was sie braucht. Sie ist ein »Chaos«, das seinen »Stern« geboren hat; und in demselben Augenblick ist sie das harmonische und identische »Chaos« und alle wahrhafte Ordnung und Vollkommenheit. Was will sie mehr und was könnte sie mehr wollen? – Rufe doch gerade mal von deinem Übermenschen-Standpunkt Heil und dreimal Heil über die Menschheit, aber rufe nicht Wehe!

Aber »‚Was ist Liebe? Was ist Schöpfung? Was ist Sehnsucht? Was ist Stern?' – so fragt der letzte Mensch und blinzelt.«

Aber wenn er nun mit diesem »Blinzeln« über dich lachte und Recht hätte? Wenn ihm das alles notwendige organische Funktion geworden wäre, mit welcher das Individuum sich vollkommen harmonisch in seinen Artzusammenhang einfügt? Hätte er nicht ein Recht, über dich zu lachen, der du ihm Fragen stellst, die ihn gar nichts mehr angehen?

»Sein Geschlecht ist unaustilgbar wie der Erdfloh; der letzte Mensch lebt am längsten.«

Nenne ihn immerhin so. Was kann's ihm machen? – Sieh



dich aber vor, daß du ihm nicht eine ungleich traurigere Figur bist! —

»,Wir haben das Glück erfunden' — sagen die letzten Menschen und blinzeln«.

Ja gewiß! Sie sind identisch geworden! Sie leben, wahrhaft »jenseits von Gut und Böse«, wieder das alte »Paradies« ihrer Herkunft.

Du aber ziehe von ihnen aus und gehe nach Norden. Heldenhaft ist es, für die ewig Schaffenden, das Rauhe zu suchen. Er haßt die »Paradiese« des Glückes! Dort im Rauhen, harren deiner neue Welten und Güter, und wollen gehoben sein! —

Wie gar recht tut das Volk, als es von Zarathustra diesen »letzten Menschen« will! —

Für den »Übermenschen« die — Kolonialpolitik! —

*

Inzwischen schreitet der faktische oder faktischere Seiltänzer über das Seil, stürzt ab und stürzt zu tot. (Grausamer »Zarathustra«!). Das Volk läuft auseinander und Zarathustra ist mit dem Sterbenden und Toten allein. — Er beschließt zwar, dem Volk von neuem den »Übermenschen« zu lehren. — »Aber noch bin ich ihnen ferne, und mein Sinn redet nicht zu ihren Sinnen. Eine Mitte bin ich noch den Menschen zwischen einem Narren und einem Leichnam.«

Ich fürchte, nach zehnjähriger Vorbereitung — Christus brauchte nur »vierzig Tage« in der Wüste! — einen solchen kompletten Abfall zu erleben, ist sehr böse, und berechtigt zu dem Rat, Zarathustra möge sein Prophetenamt ein- für allemal aufstecken! —

Zarathustra lädt den Leichnam des Seiltänzers auf den Rücken — wenn er damit sein eigenes rhetorisches Seiltänzertum auf den Rücken laden und endgültig begraben würde, wäre das gewißlich sehr gut! —, um ihn zu begraben. Er verläßt die Stadt und beschließt unterwegs, nicht mehr zu dem Volke zu reden, sondern sich Gefährten zu suchen, zu denen er rede. Viele will er weglocken von der Herde — »Räuber will Zarathustra den Hirten heißen«, den »Guten und Gerechten«, den »Gläubigen des rechten Glaubens«. — »Siehe die Guten und Gerechten! Wen hassen sie am meisten? Den, der zerbricht ihre Tafeln der Werte, den Brecher,

den Verbrecher: — das aber ist der Schaffende«. — Seine »Gefährten« aber: »Vernichter« und »Verächter des Guten und Bösen« wird man sie heißen, »aber die Erntenden sind es und die Feiernden« — ihnen will er »den Regenbogen« zeigen und »alle die Treppen des Übermenschen«. — Hat er ihn dem Volke nicht zu zeigen gewußt, so dürfen wir also am Ende wenigstens hoffen, daß er ihn in Zukunft wenigstens den »Gefährten« nicht vorenthält.

Er begräbt den Leichnam des Seiltänzers. Und »seine Tiere«, der Adler und die Schlange zeigen sich, ihn zu begrüßen: »Das stolzeste Tier unter der Sonne und das klügste Tier unter der Sonne«. — Man muß schon sagen: er wählt sich Symbole aus, Zarathustra, die sich sehen lassen können! Ich für mein Teil wüßte z. B. irgend ein altes ruppiges Murmeltier, das wäre auch gar nicht ohne. — Euloquist Zarathustra freilich und Seinesgleichen wird es nie finden! — »Gefährliche Wege geht Zarathustra. Mögen mich meine Tiere führen.« —

Wir werden sehen, ob sie's tun. —

Es folgen dieser »Vorrede« mit ihrem mißglückten Entree und Appell bei dem Volke und an das »Volk«: »Die Reden Zarathustras«.

Es sind ihrer zweiundzwanzig; und er hält sie denen, von denen wir anzunehmen haben, daß sie inzwischen seine »Jünger« geworden sind. Es ist zu bedauern, daß uns auf keine Weise mitgeteilt ist, auf welche Weise und wo er sie, und was für Leute er in ihnen erworben hat. — Sonst pflegen wir stets in alten Aufzeichnungen zu erfahren, wie ein Prophet, ob nun Buddha oder Christus, zu seinen Jüngern gekommen ist und was es für Leute sind. Nietzsche hätte denn doch diesen wichtigen Umstand bei seinen Vorbildern nicht übersehen sollen. — Aber es ist überhaupt so eine Sache! Ist man Prophet, »o Zarathustra«, so nennt man sich offen bei seinem ehrlichen Namen und schreibt sich Ich, aber man treibt's nicht hinter irgend einem glatten Mäskchen, heiße es nun Zarathustra oder sonstwie. Aber:

»Ja, mein Herr, sie sind ein Dichter!
Achselzuckt der Vogel Specht.« —

Aber genug; er ist in dem Vakuum zwischen der Vorrede



und diesen zweiundzwanzig Ansprachen zu Jüngern gekommen. Und zwar spricht er zu ihnen 1. Von den drei Verwandlungen; 2. Von den Lehrstühlen der Tugend; 3. Von den Hinterweltlern; 4. Von den Verächtern des Leibes; 5. Von den Freuden- und Leidenschaften; 6. Vom bleichen Verbrecher; 7. Vom Lesen und Schreiben; 8. Vom Baum am Berge; 9. Von den Predigern des Todes; 10. Vom Krieg und Kriegsvolke; 11. Von neuen Götzen; 12. Von den Fliegen des Marktes; 13. Von der Keuschheit; 14. Vom Freunde; 15. Von tausend und einem Ziele; 16. Von der Nächstenliebe; 17. Vom Wege des Schaffenden; 18. Von alten und jungen Weiblein (die berühmte »Peitsche«!!); 19. Vom Biß der Natter; 20. Von Kind und Ehe; 21. Vom freien Tode; 22. Von der schenkenden Tugend.

In all diesem Register und seiner gewiß bunten Mannigfaltigkeit und Auswahl, werden wir freilich den »Übermenschen« recht sehr vermissen, und also denn doch wohl die allerhauptsächlichste Hauptsache? Wollte er den »Jüngern« nicht ihn lehren?

Aber, der Sinn der ersten Rede. – Der »tragsame« Geist nimmt zunächst gleich dem Kamel alle möglichen demütigenden und unerfreulichen Lasten auf. Freilich, die christliche Tragkraft, die hier gemeint ist, nimmt Lasten auf, wie die: »Von unserer Sache zu scheiden, wenn sie ihren Sieg feiert. Auf hohe Berge steigen, um den Versucher zu versuchen«.

Den »Versucher versuchen«? Aber zu was für kopfverdrehten Seiltänzer- und Jongleur-Kunststückchen wäre wohl dieser Zarathustra nicht aufgelegt! –

Indessen: die so bepackte Tragsamkeit begibt sich in Gebirg und Einsamkeit, um eine neue Verwandlung zu erleben. Das Kamel verwandelt sich in den Löwen der Willenskraft, die aus dem moralischen »Du sollst!« ein »Ich will!« macht.

Doch auch der Löwe vermag noch keine »neuen Werte« zu schaffen. Recht hat er sich genommen zu »neuen Werten« mit seinem »Ich will!« Aber noch mehr als der Löwe vermag das Kind. Der Löwe muß zum Kinde werden. Und das Kind ist Unschuld, Vergessen, Neubeginnen, eine »erste Bewegung«. Es ist das »Ja-sagende«.

Das sind die drei Verwandlungen des Geistes, die Zarathustra

seinen Jüngern in der Stadt lehrt, »welche genannt wird: die bunte Kuh«. Diese Verwandlungen da wären wohl im Ganzen gut; aber wie persisch, dieser Stadtname; ich fürchte, für den prätentierten Ernst der Sache »persisch-allzupersisch«!

Im übrigen: hätte Zarathustra seinen Jüngern und uns doch lieber etwas von der Möglichkeit, der Genese dieser drei Wandlungen gesprochen! Alles kommt darauf an, daß wir über ihre Möglichkeit und ihre Genese heute Klarheit bekommen! – Aber Zarathustra gefällt sich wieder mal bloß in einem schönen Gleichnis. Es fehlt jeder Inhalt und Anhalt von herzhaft aktuellem, praktischem Bezug. – O phrasenkräuselnder Afterprophet! –

Sollte etwa der so »verächtlichste« »letzte Mensch« seitwärts stehen und »blinzeln«? Er, der nicht mehr »von Liebe« und anderen guten Dingen, und sicher auch nichts mehr von Tragsamkeit weiß, und der allen romantisch humanistischen Theoretikussen und Schönrednern eine allerneuste und verdrießlichste Pilatusfrage entgegen- und »zublinzelt«? – Sollte, mit einem Worte, der echte »Europäer« hinter diesem Zarathustra und seinen »Jüngern« da stehen, und den Kopf schütteln, weil er absolut nicht mehr begreift »wozu noch«? . . .

•

Die zweite Rede hat einen Weisen, der den »Schlaf« preist und predigt, der unter der Nachtmütze der Tugend ruht und alles auf ihn hinleitet. Diese Tugend ist natürlich die christliche. — Aber warum nicht? Diesen »Schlaf« da recht verstanden; schenke Gott uns allen solch einen guten! Denn er bezeichnet die gefriedete, triebhaft harmonisch gewordene menschliche Sozietät. – Predigt Zarathustra aber gegen jegliche Pharisäertugend und ihre Kammmachergerechtigkeit und tückische Hinterhältigkeit, die hinter solch einem »Schlaf« nur zu »munter« zu sein pflegt: ja, dann unsretwegen Glückauf. Der aber muß mans schon anders zu verstehen geben, »o Zarathustra!« –

Vom »Übermenschen« ist auch hier immer noch nicht die Rede! –

Die Dritte, von den »Hinterweltlern«, gibt Gott und aller »Metaphysik« den Laufpaß. – Nun, wir wissen bereits, wie



Nietzsche ihr den Laufpaß gibt. — Wieder steht die bereits beträchtliche »Identität« des heutigen homo europaeus im Hintergrund und — »blinzelt« ihr »wozu noch«?, und ich fürchte sogar ihr bedenkliches: »übrigens dennoch: was ist Metaphysik«? Nichts ist tiefer als dieses s e i n so schweigendes »Blinzeln«!

Die »Jünger« sollen »nicht mehr den Kopf in den Sand der himmlischen Dinge stecken«, sondern ihn freitragen, »einen Erdenkopf, der der Erde Sinn schafft«. —

Just sie und ihr Meister Zarathustra scheinen nötig zu sein, damit die alte Erde doch endlich und endlich mal einen »Sinn« bekommt. Jahrmillionen hindurch ist sie so komplett unsinnig gewesen! —

Nun, brauchen wir noch zu versichern, daß die komische oder tragikomische Situation, die wir eben charakterisierten, sich die ganzen zweiundzwanzig Reden hindurch fortsetzt? Und der »Übermensch«? O, ein Ziel im Blau-Blausten; ein Phantom! — Und immer steht hinter all diesem schönen Redegekräusel Zarathustras dieser »verächtlichste« homo europaeus und »blinzelt«. D. h.: denken wir uns die Situation so. —

Was wir, um dies noch hervorzuheben, von der inzwischen so weltberühmt gewordenen »Peitsche« halten, wird vermutlich ohne Weiteres offenbar sein nach unserer früheren Kritik von Nietzsches Stellung zum Weibe. —

*

Der z w e i t e T e i l von »Also sprach Zarathustra«.

Zarathustra hat die »Jünger« unterwiesen und sie unter die Menschen geschickt, damit sie seine Lehre vom »Übermenschen« verkünden.

Zarathustra hat keine Lust, sich vom »Volk« zum anderen Mal auslachen zu lassen, und schickt seine »Jünger« ins Treffen. Höchstwahrscheinlich in der Überzeugung, daß seine »Sache« jetzt »gesiegt« habe?

Ist aber solch ein Vertrauen so jungen Leuten gegenüber ratsam? Besonders da er ihnen bis daher auch noch keine näheren Andeutungen über den »Übermenschen« gemacht hat, als daß er



ein »Regenbogen« und dergleichen mehr sei? Macht Zarathustra sich sein Werk nicht vielleicht doch zu bequem?

Solange der Meister lebt, bedürfen seiner die Jünger. Mit 22 Reden ist die Instruktion nicht zu leisten; wenigstens nicht mit solchen. Und selbst wenn sie zu leisten wäre, müßte der Oberbefehlshaber dennoch bei seinen Generalen bleiben. Zarathustra indessen zieht sich — gewißlich nicht dem Christus gleichend! — wieder in seine Höhle und Gebirgseinsamkeit (ne dicam: philosophische Sommerfrische) zurück, um dort abzuwarten, was der Erfolg der Jünger sein wird.

Monde, und nicht bloß Monde, sondern Jahre verbringt er wieder in dieser Einsamkeit. Monde und Jahre! — Der Christus hatte nur 40 Tage vonnöten, dann wußte er ein- für allemal was er wollte, und wich fortan nicht vom Schlachtfeld. —

Indessen Zarathustras Weisheit wächst trotzdem in dieser Einsamkeit »und machte ihm Schmerzen durch ihre Fülle«. — Nun fürwahr: Monde und Jahre!: alpenhoch muß sie sich ja dann nachgerade auftürmen! — Monde und Jahre! —

Eines Tages aber, endlich und doch noch, tritt im Traum ein Kind mit einem Spiegel zu ihm, und heißt ihn in den Spiegel schauen. Er sieht in ihm »eines Teufels Fratze und Hohnlachen«. (Man vermißt irgend ein Epitheton dieses »Teufels«.) Er deutet den Traum dahin, daß seine Lehre in Gefahr ist. Also doch! — Wie konnte er doch aber auch so leichtsinnig sein, so kurzerhand und gänzlich diese Lehre so jungen Leuten und Novizen zu hinterlassen! —

»Unkraut will Weizen heißen!« Zarathustra scheint es also auch mit »Jüngern« mißglücken zu wollen.

Er macht sich auf, seine »Verlorenen«, die Jünger, zu suchen.

Über irgend eine Leichtfertigkeit seinerseits macht er sich freilich keine besonderen Vorwürfe; sondern eher »wie ein Sänger und Seher, welchen der Geist anfällt«, macht er sich auf. »Seligkeit« ist ihm mit einem Mal gekommen »wie ein Sturmwind«.

Mag man sagen, was man will; es stimmt nicht gerade zur »Psychologie« eines Propheten in einem solchen Augenblick und bei solch einer Nachricht! —

»Zu meinen Freunden darf (?) ich wieder hinab und auch zu



meinen Feinden«. — »Darf« er! Was denn aber nur hat ihm verboten, bei beiden zu bleiben? Man sollte zum mindesten meinen, daß einen Zarathustra, wenn schon nicht die ersteren, so doch die letzteren an Ort und Stelle gefesselt haben sollten.

Aber genug: »Zarathustra darf wieder reden und schencken und Lieben das Liebste tun.« — Zarathustra »darfs« und ist selig. — Seine »ungeduldige Liebe fließt über in Strömen, abwärts, nach Aufgang und Niedergang. Aus schweigsamem Gebirge und Gewittern des Schmerzes rauscht meine Seele in die Täler«. —

Nein, ein Zarathustra kennt keinen Zorn des Propheten: er kennt nur das »Glück«, die »Seligkeit« »wieder reden zu dürfen«!

»Zu lange sehnte ich mich und schaute in die Ferne. Zu lange gehörte ich der Einsamkeit: so verlernte ich das Schweigen«. — Echt Zarathustra und echt Nietzsche! — Anstatt vor Schmerz und Zorn zu schäumen und zu rasen und mit gewaltiger Zornes-kraft zu Tal zu stürmen, macht er einen artigen und zierlichen Rhetor- und Sophistenwitz: hat er in all den Jahren und Monden nicht wie etwa sonst ein verständiger Mensch das Reden, nein! das Schweigen hat er verlernt! —

Widerwärtig, widerwärtig und widerwärtig! —

Im nächsten Abschnitt finden wir ihn auf irgend welchen »glückseligen Inseln«. — Wie schade! Man kennt jeden Ort und jede Marschroute des Wanderrabbi Jesus: aber Zarathustra macht uns bloß blumige Andeutungen von einer Stadt, so (!) man »die bunte Kuh« heißet und von irgendwelchen »glückseligen Inseln«; sind es wenigstens die Rosengärten von Schiras, die sich hinter ihnen verstecken? Man wüßte doch wenigstens was genaueres. — Wir wollen aber so gut sein, und wollen annehmen, daß es sich um die Liparischen Inseln handelt; obschon wir fürwahr auch weiter nichts davon haben.

Auf diesen »glückseligen Inseln« redet er wieder. Man darf vermuten: zu seinen »Jüngern«. Gewiß nicht zornig. — Zorn würde nicht sowohl plebejisch, er würde atavistisch sein —: nein, vor allem schön und recht viel.

Er variiert das Thema »Übermensch«. — Wie? Nun, wie bisher.

»Einst sagte man Gott, wenn man auf ferne Meere blickte; nun aber lehre ich euch sagen, Übermensch!«

Gut, schön! Bloß es wird nun wirklich die allerhöchste Zeit, daß er sie das nicht bloß so sagen, sondern vor allen Dingen ordentlich verstehen lehrt! — Aber ach! Sagen wirs nur: es bleibt ein- für allemal dabei: Zarathustra sagt »Übermensch« und zappelt nach einem Phantom hin, fühlt sich ins Blaue hinein zappeln und freut sich der Illusion, daß er Kraft betätige! —

*

O unberatene, unglückselige junge Apostel! —

Den »Übermenschen« sollen sie schaffen können. Sie sollen ihn schaffen können, indem sie sich zu Vätern und Vorfahren desselben umschaffen; »und dies sei euer bestes Schaffen!« »Gott ist eine Mutmaßung: aber ich will, daß euer Mutmaßen begrenzt sei in der Denkbarkeit!« — O unberatene, o unglückselige junge Apostel! —

Im übrigen, welch eine Logik und welch eine profunde Gedankenlosigkeit wieder mal!

Wenn Gott wirklich eine »Mutmaßung« wäre, wäre sie jemals möglich gewesen, — wenn sie nicht eine »in der Denkbarkeit begrenzte« gewesen wäre?! — Ich frage ernstlichst: ist dies alles, diese arme, schwachbeinige, schon hier irre Logik, und alles, was sie sagen und bedeuten will, nicht geradezu fürchterlich?! — — Und hunderttausend gehen ihr auf den schönlich-gefälligen Leim! Und von diesen hunderttausend, unter denen Universitäts-Professoren und was weiß ich alles für »Stützen der Intelligenz« sind, die auf staatlichen Lehrstühlen über Nietzsche sprechen, geht autoritative Fortwirkung aus auf weitere Hunderttausend! Was für ein Zeichen für das, was sich heute »Kultur« nennt! —

Aber wir können uns unmöglich bei dieser Schönrednerei, die innerlich so gänzlich vermoulu ist, aufhalten.

Kurzum: er redet und redet weiter. Alles, was er bis daher in seinen Aphorismensammlungen zuwege gebracht, setzt er hier, man möchte sagen, programmäßig und nach der Schnur in Poesie um.

Er redet »Von den Mitleidigen« nicht mehr und weniger, als er bisher schon darüber vorgebracht hatte. Ich habe es, an seiner Stelle, glossiert. – Nur eine Probe! »Denn daß ich den Leidenden leiden sah, dessen schämte ich mich um seiner Scham willen; und als ich ihm half, da verging ich mich hart an seinem Stolze«. – Welch eine Gespreiztheit und kalte gedankenlose sophistische Dreherei! Und welche fürchterliche Unnatur dahinter! –

»Von den Priestern«. Auch hier immer die gleichen Trivialitäten. – Schwiege doch dieser »Übermensch«! Welches »Schweigen« sollte doch jemals er uns weismachen dürfen »verlernt« zu haben! – Darf ich ihm aber verraten, daß der wirkliche »Übermensch« einst ein großer Schweigender sein wird; einer, der gar nichts mehr spricht, auch nicht mal so wenig wie der Christus noch gesprochen hat, sondern daß er nur noch eine organische, psychophysische neue zeugende Funktion sein wird? Hat die Menschheit etwa nachgerade nicht so viel gesagt und gesprochen, daß sie geradezu nach solch einem großen Schweigenden schreit; dessen Schweigen dennoch ein großes umfassendstes Ja und Amen Gottes am siebenten Tage sein wird? –

»Von den Tugendhaften«. Kein Wort weiter, als das gleiche. — Weder die »Priester« noch die »Tugendhaften« hat der »Übermensch« noch zu beseitigen oder auch nur zu kritisieren. – Was gehen sie ihn überhaupt noch an; was könnten sie ihn noch angehen? Er weiß, daß er sie weder beseitigen noch kritisieren kann. Er kennt ihre Ratio! – O Zarathustra, hättest du deinen Jüngern doch dies gesagt! –

»Vom Gesindel«. – Gewiß, gewiß! Es taugt nichts! — Was hätte der »Übermensch« auch über dies noch für ein Wort zu verlieren? Er hat Niemandes Totengräber mehr zu sein. Er sagt: Lasset die Toten ihre Toten begraben! – Und das ist Er! — —

»Von den Taranteln«. – Hier nennt er die »Prediger der Gleichheit« »Taranteln« und »versteckte Rachsüchtige«. – Na, damit ist denn doch weder der Sozialismus noch selbst unsre brave Sozialdemokratie abgetan! – O, wir alle sind gleich vor Gott und jeder trägt das Diplom zum »Übermenschen« in der



Tasche! — Und dies ist die Pointe! Dies ist die »Gleichheit« und die wahrste freie Konkurrenz, und die religiöse! — O wäre doch Zarathustra, der Afterprophet der isolierten dekadenten Individualität ein solcher Prediger und solch eine »Tarantel«! — Wie intimst geschmacklos, dies »Tarantel«! —

Lassen wir auch das »Von den berühmten Weisen« getrost in Ruhe.

Gewiß, gewiß: es ist vieles schlimm und flau, verfahren und greise in Europa: aber was gehts den »Übermenschen« noch an, was würde es ihn noch angehen? ...

Aber jetzt kommen wir doch endlich wirklich mal zu einer erquickenden Oase. Endlich! —

Auch ihrer Form nach werden die jetzt folgenden drei Lieder endlich natürlich, und geben die gezierte, ach! so gar parodistische und nachgemachte »prophetische« Form auf, die, wohl gar halb und halb mit von Wagner inspiriert ist, halb nach dem neuen Testament schmeckt, obschon Nietzsche gerade seine Abneigung, ja sogar seine Idiosynkrasie gegen dies letztere bekannt hat. —

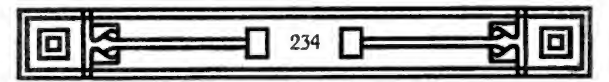
Wir heben denn also diese drei Lieder sorgsam ein- für allemal aus diesem Zusammenhange, und nehmen sie für eine schöne, wahrhaft sympathische Offenbarung des Dichters Nietzsche, des echten Nietzsche.

Das herrliche, so magische »Nachtlied«, das »Tanzlied«, das »Grablied«. — Wenn nur die oft unerträglich gezierten und unnatürlichen »Also sprach Zarathustra« am Ende wenigstens diesmal weggeblieben wären! —

*

Das übrige übergehen wir, aus begreiflichen Gründen, bis zu dem Kapitel »Von großen Ereignissen«.

Zarathustras Schatten hat, es bleibt unaufgeklärt, warum so mit einem Mal und zu welchem Zweck, der Unterwelt durch den Krater eines feuerspeienden Berges hindurch — vermutlich eine empedokleische Ätna-Partie — einen Besuch abgestattet und ein Gespräch mit einem mystischen »Feuerhund« gehabt. Warum nicht »Schluchtenhund«? Wäre zumminbesten phonetisch noch wohltuender gewesen. —



Na, aber mit einem »Feuerhund« also. — Derselbe ist das Symbol aller »Auswurf- und Umsturz-Teufel«, vor denen sich »nicht nur alte Weibchen fürchten«. (Dies gönnerhafte »alte Weibchen«!). — Schrecklich hat Zarathustra diesen »Feuerhund« zitiert. (O Zarathustra, Fedor Michailowitsch freilich kann ihn denn doch noch besser »zitieren«!) — Als er erschienen, wirft ihm Zarathustra in den schönsten, wohllauttönendsten rhetorischen Klanggebilden seine »versalzte Beredtsamkeit« vor. (Sollte übrigens Zarathustra etwa nur den sozialdemokratischen Agitator meinen? — Aber dann, du lieber Gott: weshalb dieser »Apparat«? Hätte das frühere »Tarantel«-Kapitel nicht vollauf genügt? Ich dächte doch wohl.) Nur für einen »Bauchredner der Erde« kann er diesen »Feuerhund« halten, »gesalzen, lügnerisch und flach«, wie Zarathustra je und je alle »Umsturz- und Auswurf-Teufel« erschienen sind. Gründlich liest ihm Zarathustra die Leviten! — Leider, man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, als ob er sich so recht in ein altes Jungferchen verwandelt hätte. — Aber: »Glaube mir nur, Freund Höllenlärm« — o, wie sollte er nicht! — »Die größten Ereignisse — das sind nicht unsre lautesten, sondern unsre stillsten Stunden. — Nicht um die Erfinder von neuen Lärmen: um die Erfinder von neuen Werten dreht sich die Welt; unhörbar dreht sie sich«. — (Ja nun ja! Aber trotzdem speien leider Vesuv und Ätna immer noch Feuer! Und wissen wir so genau quo auctore? —)

Es versteht sich von selbst, daß der »Feuerhund« diese Leviten schließlich nicht mehr aushält und, ob nun »beschämt« oder nicht, mit eingekniffnem Schwanz und kleinlautem »Wau-Wau« (Wie nett von ihm dies »Wau-Wau«, dem »Feuerhund«! Wie galant geradezu!) von dannen zieht und wieder in seine Höhle hinabkriecht. – Apokalyptisch ist er also gerade nicht, sondern eigentlich doch ein recht braves Vieh! –

Auf der Insel des Feuerbergs – spätere Zarathustra-Interpreten werden sich wahrscheinlich bemühen, den Ätna als diesen »Feuerberg« zu fixieren! –, wo Zarathustra bei Schiffsleuten sich aufhält, deren Schiff an der Insel vor Anker liegt, hört Zarathustra einen Wahrsager weissagen. Derselbe spricht von einer »großen Traurigkeit«, die er über die Menschen kommen sieht. –



Die Ängste des Vergehens, welche wohl den modernen Menschen peinigen. »„Alles ist leer, alles ist gleich, alles war'!« so klingt die Klage — »hinweg über flache Sümpfe«. — Zarathustra fühlt sich durch die Rede des Wahrsagers traurig und müde gestimmt. — Nietzsche enthüllt sich hier wohl deutlich genug. Die böse Untergrundsstimmung, an der er selbst zu leiden hat, offenbart sich. Er fängt hier an, aufrichtig die wirkliche Tragödie seiner Natur zu enthüllen.

Zarathustra fühlt eine »lange Dämmerung« nahen und ist bange um sein »Licht«, weiß nicht, wie es durch diese Dämmerung hindurch zu retten ist. — Er verfällt nach drei ruhelosen Tagen in einen Schlaf. Der Traum, den er in diesem Schlaf träumt und seinen Jüngern nach seinem Erwachen erzählt, ist wieder eine von jenen wunderbaren, bannenden Stellen des »Zarathustra«, die wir mit den schon erwähnten drei Liedern aus dem übrigen Zusammenhange herausretten möchten.

Dies ist wahrhaft und wirklich von Nietzsche erlebt und gelebt.

Die Auslegung des Traumes seitens der Jünger ist so prächtig, daß wir sie zitieren möchten.

»Dein Leben selber deutet uns diesen Traum, o Zarathustra!

Bist du nicht selber der Wind mit schrillem Pfeifen, der den Burgen des Todes die Tore aufreißt?

Bist du nicht selber der Sarg voll bunter Bosheiten und Engelsfratzen des Lebens?

Wahrlich, gleich tausendfältigem Kindsgelächter kommt Zarathustra in alle Totenkammern, lachend über diese Nacht- und Grabwächter, und wer sonst mit düsteren Schlüsseln rasselt«.

Zarathustra erhebt sich schließlich von seinem Lager und sagt mit starker Stimme: »Wohlan: Dies nun hat seine Zeit; sorgt mir aber dafür, meine Jünger, daß wir eine gute Mahlzeit machen, und in Kürze! Also gedenke ich Buße zu tun für schlimme Träume.

Der Wahrsager aber soll an meiner Seite essen und trinken: und wahrlich, ich will ihm noch ein Meer zeigen, in dem er ertrinken kann«.

Wohl gut! Aber wir werden sehen, ob Zarathustra die

rechte Mahlzeit richten wird. — Eine rechte ist es wohl, dürfen wir im Voraus verraten. —

*

Die nächsten Kapitel handeln noch von Zarathustras Aufenthalt auf der Insel. — Das Kapitel »Von der Erlösung« handelt von dem Gespräch Zarathustras mit einem Buckligen.

Ich meine, dies Gespräch hat wieder Stellen, die schlimm sind; nicht zwar als Bekenntnisse eines Dekadents und seiner mystischen »Bosheiten« und Kaprizen, wohl aber als die eines Propheten, der eine neue, höchste, positive Botschaft des Lebens bringen will. —

Weshalb dem »Buckligen«, wenn er es erbittet, seinen »Buckel« nicht nehmen? Und warum die »Krüppel«, so weit sie es erbitten, nicht von ihren Gebresten heilen? — O weh! Es steht hinter diesen Reden Zarathustras an den »Buckligen«, nach denen man den »Blinden« ihre »Blindheit« nicht nehmen solle, weil sie dann »zu viel schlimme Dinge auf Erden« sähen, und der »Lahme«, wenn er laufen wolle und geheilt sei, »so gehe sein Laster mit ihm durch«, natürlich wieder eine Parodie auf den Christus! — Aber wie erbärmlich ist sie doch! Was ist denn der Buckel des Buckligen, was die Blindheit des Blinden, die Lahmheit des Lahmen als ihre Laster? Hat man sie ihnen genommen, was dann noch drückte den Buckligen, wie könnte der Blinde die Welt voller schlimmer Dinge sehen und wie könnte noch Laster mit dem Lahmen davonlaufen? — Die ganze bedauernswürdige Schwäche von Nietzsches Sophistik und seiner verzwickten parodistischen Spielerei! Sein bösester logischer Defekt! —

Aber Zarathustra sieht noch etwas »Schlimmeres« als diese Gebresthaften: jene, »denen es an allem fehlt, außer, daß sie Eins zu viel haben«. — Der Mann mit dem Riesenohr. — Und das Volk hält ihn und seinesgleichen für »Genies«. Zarathustra aber hält ihn für einen »umgekehrten Krüppel«. »Wahrlich, meine Freunde, ich wandle unter Menschen wie unter den Bruchstücken und Gliedmaßen von Menschen«.

Mag schon sein; besonders in unserem Zeitalter des Spezialistentums.



»Von der Menschen-Klugheit«. — »Das ist meine erste Menschen-Klugheit, daß ich mich betrügen lasse, um nicht auf der Hut zu sein vor Betrügern. — Ach, wenn ich auf der Hut wäre vor dem Menschen: wie könnte meinem Balle der Mensch ein Anker sein! Zu leicht risse es mich hinauf und hinweg«.

Dieses »... dem Menschen«! Wirklich, wirklich schon solch ein Abschied?! Der arme »gute Europäer« im Hintergrunde; der doch wohl eigentlich erst mal der Nächste dazu wäre? —

»Die stillste Stunde«. — Zarathustra hat seine »stillste Stunde«. Er muß noch einmal in seine Einsamkeit zurück und von den Jüngern scheiden, denen er also den »Übermenschen« immer noch nicht aufgeklärt hat. — Wenn schon: »unlustig geht diesmal der Bär zurück in seine Höhle«. — Er hat im Traum dieser »stillsten Stunde« eine Stimme gehört: »Du weißt es, Zarathustra?«, und die Stimme hat ihn überaus erschreckt. — Und wieder hat die Stimme gesprochen: »Du weißt es, Zarathustra, aber du redest es nicht!« Zarathustra weiß es allerdings; aber er will nicht reden; es ist über seine Kraft. — Die Stimme ruft: »Was liegt an dir, Zarathustra! Sprich dein Wort und zerbrich«! Aber Zarathustra spielt den Bescheidenen. Auch Jonas zagte ja, Ninive sein Los zu verkünden. Zarathustra würde sich ja freilich kaum eignen, Ninive die Leviten zu lesen; eher würde er Cesare Borgia zum Papst und den Bock zum Gärtner machen. — Aber die »stillste Stunde« und die Stimme ist zäh und läßt Zarathustra, der den Bescheidenen spielt, nicht los.

Im übrigen dürfte dies Gespräch eine Perlenschnur gewiß sehr feiner und guter kleiner Aphorismen sein. — Aber Zarathustra »will« wirklich »nicht«. — Da er aber unter allen Umständen muß, muß er eben zunächst noch mal in seine Einsamkeit zurück. Also noch mal! — Was er nicht sagen will, obschon er es »weiß«, bleibt vorderhand spannendes Geheimnis. Im Vertrauen gesagt: ein Geheimnis, das nie herauskommt; oder wenn es gegen Schluß dennoch herausgekommen sein sollte, so hätte sich sicher dieser ganze so geheimnisvoll spannende Apparat dieses Dialoges erübrigt. Denn es ist im wesentlichen nichts, als was Zarathustra schon immer gesagt hat, erst dem »Volk«, dann den »Jüngern«: nämlich das Wort und die Hoffnung »Übermensch«. Man war gespannt auf



eine ganz besondere, unerhörte, vielleicht sogar ernstlich gefährliche Spezifikation dieses Begriffes »Übermensch«; aber Zarathustra läßt uns bis zum letzten Wort des Buches mit ihr komplett im Stich. –

Dies alles nun, von der »stillsten Stunde«, und daß er wieder in die Einsamkeit muß, hat er seinen Jüngern mitgeteilt. »Nun hörtet ihr alles, und warum ich in meine Einsamkeit zurück muß. Nichts verschwieg ich euch, meine Freunde.

Aber auch dieses hörtet ihr von mir, wer immer noch aller Menschen Verschwiegenster ist — und es sein will«.

O unvergleichlich geistreichster aller Propheten! —

*

Anfang des dritten Teils nimmt Zarathustra Abschied von der Insel.

Er weiß, daß er jetzt vor seinem »letzten Gipfel« steht und daß seine »einsamste Wanderung« beginnt. Es ist die Stunde, die zu einem redet: »Jetzo (warum »jetzo« und nicht schlicht »jetzt«?!) gehst du deinen Weg der Größe! Gipfel und Abgrund – das ist jetzt in Eins beschlossen«! (Nun, es lag Größe in Nietzsches und Zarathustras letzter Einsamkeit; —) Auf seinen eigenen Kopf und hinweg über sein eigenes Herz muß er jetzt steigen.

»Tiefer hinab in den Schmerz, als ich jemals stieg, bis hinein in seine schwärzeste Flut! So will es mein Schicksal: Wohlan! Ich bin bereit«!

Ja, es liegt Tragik und wahre Größe in diesem Wort, und es enthüllt Nietzsches wahres Wesen und Schicksal!

»Es schläft jetzt alles noch, sprach er; auch das Meer schläft. Schlaftrunken und fremd blickt sein Auge nach mir.

Aber es atmet warm, das fühle ich. Und ich fühle auch, daß es träumt. Es windet sich träumend auf harten Kissen.

Horch! Horch! Wie es stöhnt von bösen Erinnerungen! Oder bösen Erwartungen?

Ach, ich bin traurig mit dir, du dunkles Ungeheuer, und mir selber noch gram um deinetwillen.

Ach, daß meine Hand nicht Stärke genug hat! Gerne, wahrlich, möchte ich dich von bösen Träumen erlösen«!



Ja, das ist Nietzsches »Melos«! Und das ist mit jedem Wort ergreifende Wahrheit! —

»Und alsbald geschah es, daß der Lachende weinte: — vor Zorn und Sehnsucht weinte Zarathustra bitterlich«.

Wem, der als Fühlender und »Lebendiger« diese Stelle gelesen, wird sie nicht ins tiefste Innere gedrungen sein? — Der Einsiedler von Sils Maria hat in ihr sein ganzes Herz enthüllt! — Dieser letzte Satz ist eine tiefste, erschütterndste Wahrheit! Hier gesteht sich eine große, unheilbar gebrochene Seele, weinend »vor Zorn und Sehnsucht« — was für wundersame Worte tiefster seelischer Offenbarung und Enthüllung einer geknickten Anlage großer fruchtbarer Mannheit! Welch eine erschütternde Tragik! — ihre hoffnungslose Schwäche und Ohnmacht ein. — Die arme närrische Zarathustra-Pose ist plötzlich abgefallen, und vor uns steht, in tragischer Größe und Einsamkeit ein totmüder, totwunder, großer, gebrochener Titan, der — seinem hohen edlen Untergang entgegenschreitet; seiner letzten Einsamkeit, dem großen, schauerlichen, tieftönigen Ja-Lachen »Und dennoch«!, das als letzter Triumph und letzte weltumfassendste Seligkeit seiner wartet! . . .

*

»Vom Gesicht und Rätsel«.

Zarathustra redet zu den Schiffsleuten.

»Euch, den kühnen Suchern, Versuchern, und wer je sich mit listigen Segeln auf furchtbare Meere einschiffte, —

Euch, den Rätsel-Trunkenen, den Zwielicht-Frohen, deren Seele mit Flöten zu jedem Irrschlunde gelockt wird:

— denn nicht wollt ihr mit feiger Hand einem Faden nachtasten; und, wo ihr erraten könnt, da haßt ihr es, zu erschließen —

euch allein erzähle ich das Rätsel, das ich sah, — das Gesicht des Einsamsten«.

Es handelt sich um das schöne Gleichnis von Zarathustras Begegnung mit dem Zwerg. Es ist die Lehre von der Wiederkunft, die vorgetragen wird.

»Von der Seligkeit wider Willen«. — Zarathustra ist



wieder allein. — »Also sprach Zarathustra« fängt an bedeutend, ja! es fängt an groß zu werden! — — —

»Ach, abgründlicher Gedanke, der du mein Gedanke bist! Wann finde ich die Stärke, dich graben zu hören und nicht mehr zu zittern«?

Und die folgenden Verse! — Nietzsches Wahrheit, Tragik, Größe bricht immer mächtiger durch!

Die herrliche Apostrophe »Vor Sonnen-Aufgang«!

»Von der verkleinernden Tugend« — Auf Umwegen begibt Zarathustra sich zu seinen Bergen und seiner Höhle zurück. Er will sehen, wie es »mit den Menschen« steht. — Nun, es ist ihm »alles zu klein« geworden. — Unglückselige, tragische Innervation! — »... sie sind kleiner geworden und werden immer kleiner: — das aber macht ihre Lehre von Glück und Tugend«. — — Wirklich, die?!

»Auf dem Ölberge«. — Diese herrliche Winterfreude! Wir gesellen sie zu dem übrigen, was wir schon herausheben durften.

»Vom Vorübergehen«. — Immer noch zu seinem Berge unterwegs kommt Zarathustra in die »große Stadt«. — Hier trifft vorm Stadtthor jener Narr, den das Volk als den »Affen Zarathustras« kennt, mit Zarathustra zusammen und bittet ihn, dieser Stadt auszuweichen. — Zarathustra willfahrt ihm, und er tut gewißlich recht daran! — Ich meine: er fängt allerdings in diesem Augenblick an wirklich Übermensch zu sein, und das große Schweigen zu lernen! — — Zarathustra fängt wirklich an, sich zu vollenden!

Ob diese »große Stadt« aber noch von der »Feuersäule« vernichtet werden wird? Ich glaube kaum. Sie wird sich höchst vermutlich ganz von selbst zur — Gartenstadt der Zukunft allmählich über ihre Peripherie von innen heraus entwickeln. — Aber ich verstehe Zarathustra nicht ganz genau. Meint er unter der »Feuersäule« den »Übermenschen?« Aber diese Verwandlung der zum Monstrum angeschwollenen City ist die »Feuersäule« gerade des »Übermenschen«. Er kennt keine andere. Es wird der Starke, Feine, Gute und Mild-Gerechteste sein! Er ist wirklich nicht »der böse«! —

»Von den Abtrünnigen«. — Der Ton von »Elegie«, der schon längst eingesetzt hat, gewinnt an Fülle und Tiefe. Nietzsches »Melos« gewinnt immer wundersamere und klarere Stetigkeit.

Unvergleichlich schön und hinreißend ist »die Heimkehr«.

»O Einsamkeit! Du meiner Heimat Einsamkeit! Zu lange lebte ich wild in wilder Freude, als daß ich nicht mit Tränen zu dir heimkehrte!

Nun drohe mir nur mit dem Finger, wie Mütter drohn, nun lächle mir zu, wie Mütter lächeln, nun sprich nur: »Und wer war das, der wie ein Sturmwind einst von mir davonstürmte? —«

Herrlich, diese schlichte, edel gehaltene Vertraulichkeit! Wie ist das alles wahr!

»O selige Stille um mich! O reine Gerüche um mich! O wie aus tiefster Brust diese Stille reinen Atem holt! O wie sie horcht, diese selige Stille«!

Ja, dies ist die Empfindung eines Großen, wie es noch je die jedes Großen war! Dies ist das Geheimnis seiner Seele und jedes einzigen Großen!

»Aber da unten — da redet alles, da wird alles überhört. Man mag seine Weisheit mit Glocken einläuten: die Krämer auf dem Markte werden sie mit Pfennigen überklingeln«.

Darum hätte Zarathustra überhaupt diese Weisheit einer werdenden Elite lernen und begreifen sollen, daß anfängt — geschwiegen zu werden! — O, wie peinlich, peinlich sind die ersten beiden Teile des Zarathustra und sein selbstgefälliges, armes Reden! — Hätte er doch erkannt, daß es Tugend war, wenn er nicht mehr reden konnte, wirklich nicht mehr wie die alten heroischen Propheten der asiatischen Antike! — Die Krämer haben ihre Klingeln, und sie sind definitiv kreuzzufrieden mit ihnen, und sie brauchen, brauchen wirklich nicht mehr als ihre klingelnden Pfennige! Und darin liegt etwas! —

»Von den drei Bösen«. — O, Nietzsches Melos! —

Unverrichteter Sache kehrt Zarathustra zurück: Es ist alles schon dagewesen, die Weisheiten sind am Ende, wo sie sich weiter- und ausklingeln dürfen und wollen. »Lasset die Toten ihre Toten begraben« und schweigt! —

Wie er »Wollust, Herrschsucht, Selbstsucht«, diese drei am



schlimmsten beleu- und belügenmundeten« Dinge zu wiegen pflegt, Nietzsche-Zarathustra, wir wissen es. — Gewiß: sie sind immerhin wert, gewogen zu werden. Aber hier frägt ja auch bereits der »gute Europäer« seine tiefe – etwa nicht schweigende Pilatusfrage? Er wird sie alle drei, solchermaßen fragend schweigend, der untrüglichen Wage seiner harmonischen sozietären Gesamtfunktion überlassen, wie alles andere! –

»Vom Geist der Schwere«. – »... daß ich dem Geist der Schwere feind bin, das ist Vogel-Art: und wahrlich, totfeind, erzfeind, urfeind! O wohin flog und entflog sich nicht schon meine Feindschaft!«

O, es mag sein, daß der »gute Europäer« anfängt, sich diese »Leichtigkeit« leisten zu dürfen! Die seiner Tugenden, wie seiner Laster. Er hat seine große Wage. Sie wird bald fertig sein. Vielleicht ist sie schon fertig. Jeder erprobt und darf erproben, zu gehen in Tugend und Laster, wie weit er kann. Er wird sicher seine Grenze finden. Und wie alles, ist auch Tod und Leben einerlei! – – –

»Von alten und neuen Tafeln«. – Wir kennen seine »Tafeln« und werden sie noch mehr kennen lernen. –

»Der Genesende«. –

»Herauf, abgründlicher Gedanke, aus meiner Tiefe! Ich bin dein Hahn- und Morgen-Grauen, verschlafener Wurm: auf! auf! Meine Stimme soll dich schon wach krähen!

Knüpfe die Fessel deiner Ohren los: horche! Denn ich will dich hören! Auf! Auf! Hier ist Donners genug, daß auch Gräber horchen lernen!

Und wische dir den Schlaf und alles Blöde, Blinde aus deinen Augen! Höre mich auch mit deinen Augen: meine Stimme ist ein Heilmittel noch für Blindgeborene.

Und bist du erst wach, sollst du mir ewig wach bleiben. Nicht ist das meine Art, Urgroßmutter aus dem Schlafe zu wecken, daß ich sie heiße – weiterschlafen!

Du regst dich, dehnst dich, röchelst? Auf! Auf! Nicht röcheln – reden sollst du mir! Zarathustra ruft dich, der Gottlose!

Ich, Zarathustra, der Fürsprecher des Lebens, der Fürsprecher



des Leidens, der Fürsprecher des Kreises – dich rufe ich, meinen abgründlichsten Gedanken!

Heil mir! Du kommst, – ich höre dich! Mein Abgrund redet, meine letzte Tiefe habe ich ans Licht gestülpt!

Heil mir! Heran! Gib die Hand – – ha! laß! Haha! – Ekel, Ekel, Ekel – – – wehe mir!«

Was wäre tieferschütternder im ganzen »Zarathustra« als diese Stelle! – – – Und was ließe sich überhaupt erschütternderes denken?! – –

Ja, der Schlange ist der Kopf abgebissen! – –

Aber: »ewig kehrt er wieder, der Mensch, deß du müde bist, der kleine Mensch«.

Zarathustras Unglück! Aber nicht auch sein – Anlauf? –

Ja, es umfängt ihn die letzte, allerletzte seiner »Einsamkeiten«.

Aber es wäre darauf angekommen: »Geh hinaus zu den Rosen und Bienen und Taubenschwärmen! Sonderlich aber zu den Singe-Vögeln: daß du ihnen das Singen ablernst!«

Geh doch! Mach dich auf! Sieh! – Es ist alles da! – Sie sind alle da! –

»Von der großen Sehnsucht«. – Aber was wäre zu sagen! Wie ist das alles schön und wahr! –

»Das andere Tanzlied«. – Der Zauber dieser »Tanzlieder« ist nicht zu beschreiben. Wie wahrhaft schön und rein sich diese Seele aussingt, wie vom Dunkelsten, Tiefsten, Purpurnsten trunken! – Genug! Das Ewigkeitslied. – So mögen wir Nietzsches »Wiederkunft«!

»Die sieben Siegel«. – Ja, sein Ja- und Amen-Lied! Und eins! –

> »O Ewigkeit, du Donnerwort!
> Du Schwert, das durch die Seele bohrt!
> O Anfang ohne Ende!
> O Ewigkeit, Zeit ohne Zeit!
> Ich weiß vor großer Traurigkeit,
> Nicht wo ich mich hinwende«!

Aber in der Tiefe dieser Traurigkeit liegt ein Stern und ein Lachen. Zarathustra hat es doch noch gefunden und den Stern doch noch gehoben – vorm Ende! –

Ja, dieses Ende Zarathustras ist groß! – Er ist eins der unvergleichlichsten Dichtwerke! Und dieser Romanist stirbt dennoch wie ein Deutscher stirbt! Fromm!! – – – Die hohe, große, tiefe Schönheit dieses Liedes wird unvergänglich sein! –

*

Wir haben noch einiges über die Form des »Zarathustra« zu sagen, und von Nietzsches dithyrambischer Lyrik überhaupt.

Man rühmt an Nietzsche den großen Sprachschöpfer. Es ist keine Frage: man tut es mit Recht. Wir haben seit unsren Klassikern keinen größeren Sprachmeister gehabt als ihn; und es verhält sich so, daß er der deutschen Sprache neue Offenbarungen abgerungen hat. Es ist auch gern wahr, daß die Formklarheit der romanischen Sprachen bei diesen Offenbarungen mitgeholfen hat. Indessen nicht überall, wo dieser Einfluß derselben in Nietzsches Sprache zutage tritt, wird man ihn gutheißen dürfen; vor allem vom Französischen her hat er Nietzsche zu allzuviel Spielereien verleidet; zu einer artistischen Lust an der Frivolität, der man trotzdem, gottlob! anmerkt, wie sie ihm innerlichst gar nicht liegt. Nietzsche muß uns hier geradezu unleidlich sein. Leider, leider wird ihm hier am meisten nachgeahmt, in all diesen Jonglierereien und Kapriolen, die er der deutschen Sprache aufgenötigt und aufdressiert hat.

Nietzsches eigentlichste, ganz und gar nicht artistisch sprachschöpferische Gewalt wird erst da offenbar, wo er all die Bravourmätzchen, all seine Larven und Posen fallen läßt, und wo er hinter ihnen, so deutsch in seinem innersten Wesen wie nur je ein großer deutscher Dichter auch mit seinem eigensten Schicksal hervortritt: in seinen herrlichen Dionysos-Dithyramben, in den Liedern des »Zarathustra« und in den beiden letzten Teilen desselben überhaupt.

Ich will hier nicht wiederholen, wie unerträglich geradezu der parodierte Bibelstil der ersten beiden Teile ist, trotz ihrer äußerlich formalen Glätte und dem Glanz dieser Sprache, den man gelten lassen und unverkümmert haben würde, wenn die sprachliche Parodie nicht als prophetischer Ernst und prophetische Wahrheit genommen sein wollte. Die beiden ersten Teile des »Zarathustra«



sind gespreizt, geziert, gewunden, posiert, bis ins innerste unnatürlich, ja wohl gar gelegentlich bis zum unfreiwillig komischen und widerwärtigen; eine Leichtfertigkeit und eine Sünde gegen den Geist der deutschen Sprache.

Was ich schon früher von dem Melos von Nietzsches Sprache ausführte, darin will ich mich nicht erst noch einmal wiederholen.

Mit ihm hat Nietzsche unsere Sprache bereichert und der modernen deutschen Seele als der erste die Zunge gelöst. Es ist unmöglich, nach Nietzsche noch zu dichten wie vor ihm! Möchten unsre »Neo-Romantiker« und »Neu-Klassiker« das doch endlich begreifen! – Ich halte hier auch George für Rückschritt, den ich sonst sehr gern von den übrigen ausnehme. – Dehmel, Mombert: so ungefähr kann einzig nach Nietzsche noch deutsche Lyrik aussehen. (Soll ich vielleicht auch Carl Spitteler erwähnen?) – Das heißt: wenigstens sprachlich-formal! Und – ungefähr! –

Ich will aber mit alledem nicht gesagt haben, daß Nietzsche uns wirklich ganz und gar eine Sprache geschaffen habe. Er ist durchaus kein Sprachschöpfer im Sinne Luthers oder Goethes. Und es ist auch völlig und ganz und gar unmöglich, daß er das sein kann. Er ist nur ein Übergang und ein Hauptton in einem Vorspiel neuer sprachlicher Symphonie und Verwandlung. – Er hat noch viel zu viel romantische und vor allem humanistische Elemente, wie es nicht anders sein kann. Er »dichtet« noch zu viel, hat noch viel zu viel »Festtagsgeberde«. Nie hat Goethe Festtagsgeberde; nie »dichtet« er. Sein Wort ist durchaus real, prosaisch, notwendig! Er gibt sich durchaus und ganz, wie er ist.

Wo aber ist der positive Geist der Moderne? Wo ist ihre organische Prosa? Wer will sie denn mit ihren zahllosen schlichten und doch so unsäglichen Reichtümern heben? – Der, welcher uns von dem letzten Rest alter Symbolistik und Metapher, Trope und sonstigem besonderen Festtagskleid des Wortes, der uns resolut von den letzten Gespenstern der Metaphysik erlöst.

Was ich meine, das könnte man wohl an Walt Whitman lernen; ich meine natürlich nicht, daß seine persönlichste Form verbindlich sein müßte. – Er schreibt die Sprache, die unverfälschte, der identisch gewordenen Moderne, die schlicht und recht sie selbst



und so sein darf, wie sie ist! – Keine Sprache kann eine höhere Würde haben, als die des Lebens, das wir leben; denn sie ist das Wunder der Wunder; sie ist in jedem winzigsten Augenblicke lebendige, organische, heilige Geburt der Rasse und Gattung! Man lerne doch dies begreifen! Man rede doch nicht mehr von dieser armseligen »Form«, dieser Impotenz aller Impotenz, diesem »Stil« da, der heute grassiert! Man lerne doch fromm fühlen, was unendliche, was identische Melodie und Rhythmik ist! –

Wer aber wird in solchem Sinn von neuem wirklicher Sprachschöpfer, im Sinn von Luther und Goethe, werden? Nie und nimmermehr ein Dekadent, so viel er im Einzelnen auch Wichtiges, ja Großes dazu beitragen kann; sondern nur ein wirklich axenfester und lebendigster Moderner!

Man lerne doch z. B. von Ibsen, was moderne Sprachschöpfung ist. Er hat allen Gespenstern alter Metaphysik resolut den Laufpaß gegeben. Er ist bereits ein Neuer. – Nur aus solchem »Naturalismus«, aus solchem Geist von Identität heraus wird sich eines Tages auch bei uns eine neue Sprachschöpfung vollziehen. Amerika und Europa werden sich und müssen sich auch in dieser Hinsicht bis zum Verwechseln ähnlich werden! Man nehme Whitmans »Memories of the President Lincoln« vor: und man weiß, was neue Lyrik, was ganz modernes Melos ist.

Dennoch, noch einmal: Nietzsches sprachschöpferische Verdienste werden unvergängliche bleiben. –

II. Das Christentum.

1.

Ich werde von jetzt ab, wie ich schon früher vorausgeschickt habe, von meiner bisherigen Art der Behandlung abgehen, und werde Nietzsches Hauptideen, wie sie sich in seinen letzten Schriften von »Jenseits von Gut und Böse« ab finden, nur noch ganz kurz resümieren, statt sie im einzelnen durchzumustern, um an solches Resumé ausführlichere Darlegungen eigener Ideen und Anschauungen anzuknüpfen. Sie mögen eine gleichsam schweigende Kritik des Inhaltes der betreffenden Nietzscheschen Werke darstellen.



Zunächst soll uns Nietzsches nunmehrige Stellung zum Christentum etwas angehen.

Seine Auffassung des Christus selbst und des ersten, ursprünglichen Christentums ist eine andere, als seine Auffassung des späteren historischen Christentums von dem Apostel Paulus ab.

Die Lehre Christi läßt Nietzsche in ihrer ursprünglichen Reinheit gelten. Offenbar freilich, o weh!, in dem Sinne, daß sie ihm eine komplette Harmlosigkeit ist. — Ich sagte wohl schon gelegentlich: er begönnert sie mit einem gewissen wohlwollenden Mitleid. Man weiß ja: der liebenswürdige holde Schwärmer von Nazareth! — Es sollte mich wundern, wenn Alexander Borgia Christus nicht ein ähnliches »Wohlwollen« hat zuteil werden lassen! — —

Das Christentum selbst beurteilt Nietzsche mit den denkbar schärfsten Worten, mit sich bis zur pathologischen Gereiztheit und Erhitztheit steigender Nuance. So auch ist seine Stellung zu Luthers Reformation. Zeigte er in seinen früheren Schriften noch eine Art von Verständnis und Gerechtigkeit für Luther, so spricht er jetzt von ihm kaum anders, in diesen seinen letzten Jahren, als von einem »Rüpel« oder »Bauerntölpel«. — Nicht minder blindlings gehässig stellt er sich zu der großen Erscheinung des Apostels Paulus.

Das Christentum gerät ihm jetzt unter den Begriff der »religiösen Neurose«, und was den Heiligen und Asketen anbetrifft, so haben sie ihm — ich greife das freilich gelindeste seiner Aburteile heraus — jetzt »die seelische Gesundheit verdorben«; sie bedeuten lediglich ein »physiologisches Hemmungsgefühl«.

Er preist das alte Testament, dessen Propheten ihm natürlich mit ihrer wunderbaren seelischen Athletik, mit ihrer prächtig enormen »Mannhaftigkeit« imponieren müssen, dem Neuen Testament gegenüber, das ihm das geschmackloseste und widerlichste Kleinlautsevangelium, der wahre Armeleutsgeruch ist. Das Christentum ist die »verhängnisvollste Lüge der Verführung« u. s. w.

Wir stellen solcher kurz skizzierten Auffassung jetzt also, ohne uns im einzelnen weiter um Nietzsche zu bekümmern, die unsrige entgegen. Sie wird alles bis ins Einzelnste abtun und erledigen, was Nietzsche nur immer in seinen letzten Schriften über das Christentum ausgeführt hat.

*

Als ich meine eigene Auffassung von der »Wiederkunft« gegen die Nietzsches setzte, versprach ich vielleicht zugleich, später auf das Problem polarer religiöser Individualität, wie sich solches bei den großen Art- und Rassekrisen darstellt und ausspielt, ausführlicher zurückzukommen. Diese Gelegenheit ist jetzt da.

Ich sagte damals wohl bereits, daß es sich nur um Eine »Rasse« oder »Art« handeln könne bei aller Entwicklung organischer Wesenheiten. Und ich wiederhole dies jetzt, um von solcher Auffassung mit meinen folgenden Darlegungen auszugehen.

Die vollkommene Einheit alles organischen Lebens wird uns am faßbarsten und ersichtlichsten sein, wenn wir von den gegenwärtigen Zuständen seiner ungeheuren Differenziertheit zurückkehren zu seinem Uranfang, wo es uns als eine besondere Komplikation von tellurischer Urchemie entgegentritt.

Wir stehen hier vor einer einzigen, noch unkomplizierten Einheit protistisch-organischer Art, die sich hat bilden können, sobald die Oberfläche der Erde sich mit Wasser überzogen hatte. (Der alte Thales hatte eine gute Vorahnung.) Wir befinden uns im Urreich der Protoplasmabildung.

Hier ist die »Art«, die »Rasse«; die einzige! Und sie ist völlig eins und das gleiche mit polarer Individualität als Erdindividualität. Diese hat sich, vermittelst polarer Aktio und Reaktio von Urchemie zu ihr hin differenziert. Erde schickt sich mit ihr an, zum bewußten Erfassen ihrer Individualität und polarer Weltindividualität überhaupt vorzudringen.

Es ist das Reich des Wassers und des Urmeeres. Die Bildungen des Protoplasma sind bei noch gleichmäßiger Temperatur noch gleichmäßig überall zu denken. Dennoch aber, nach den Gesetzen großpolarer Wirkung von zwei Seiten her, sicherlich bereits so, daß die Hauptmassen der Protoplasmabildungen, wenn schon vorerst noch in einem sehr breiten Gürtel, um den Äquator herum sich zusammendrängen.

Es ist nun aber dieselbe Kraft beständiger polarer Wirkung von zwei Seiten her, die, notwendigerweise ihre Ausgleichungstendenz nach einer Mitte zu richtend, weitere Differenzierung da bewirken muß, wo diese ersten organischen Massen sich am dichtesten

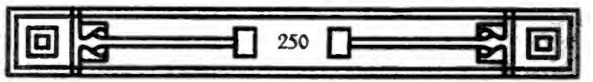


drängen, am Äquator; diese Massen, die ja überhaupt erst durch diesen beständigen polaren Druck so dicht zusammengedrückt wurden.

Aber noch ein anderer Differenzierungsfaktor, oder sagen wir Differenzierungsstock, ist vorhanden, und zwar von vornherein latent in diesen organischen Massen und in Polarität selbst. Nämlich eine ganz gewisse immanente, zwar ungeheur differenzierbare, aber sonst unüberschreitbare Anzahl von Grundcharakteren von polarer Individualität überhaupt, die bis jetzt erst als chemische Grundcharaktere da waren, und als organische noch in diesen ungeheuer um den Äquator lagernden Protoplasmamassen latent sind. (Dies ist, gleich gesagt, schon eine Beseitigung der exakt wissenschaftlichen Milieutheorie! Obgleich diese immerhin daneben ihren zweitrangigen, ich möchte sagen, technischen Wert beibehalten wird. Als eine Kardinaltheorie indessen ist sie durchaus unhaltbar, weil viel zu kurzsichtig.)

Die Konstellation, die wir vorderhand haben, ist nun diese: die Erde besteht jetzt und von nun an aus einem Gegensatz von Organisch und Anorganisch; von einem neuen, ganz besonderen Lebensgebilde und dessen Fundament. Das letztere würden wir das »Milieu« dieses Lebensgebildes nennen können.

Differenzierung und Entwicklung des Organischen läßt die exakte Wissenschaft vom »Milieu« abhängen. Aber ich meine, wir müssen uns diesen Begriff hier fernhalten. Er ist ein Scheinbegriff; wir aber haben nur den wesentlichen, den identischen im Auge. Er ist ein Begriff, der trennt und auseinanderreißt, was niemals ohne große Gefahr, und nie auf die Dauer getrennt werden darf. Es ist unter allen Umständen kein wahrer Begriff. Er übersieht die völlige, unlösbare Einheit polarer Individualität und dieses neuen, organischen Gebildes mit seinem »Untergrund«. Er reißt von der polaren Erdindividualität ein Organ los, und stellt es dieser als eine besondere, abgetrennte Welt gegenüber. Aber das Organ kann und darf von seinem Körper niemals abgelöst werden. Sind die Gestaltungen der vier alten Grundelemente (die vier Temperamente) Organe der Erdindividualität, robustere Glieder, so ist das neu vorhandene organische Leben nichts als direkt das Nervensystem, Cerebral- und Sexualsystem eng beieinander, der Erde; und zwar durchaus im eigentlichsten Sinne! —



Was war, als noch kein organisches Leben da war? Eine einheitliche Individualität, aber noch kein »Milieu«; und es befand sich diese Individualität im Zustande gewaltiger urchemischer Ausgleichungen, die in Stufenfolgen von Verbindungen »chemischer« Polarität vorwärts, einem Ziele zudrängten. Und dies war das Leben der großen Erdindividualität, das seiner höchsten bewußten Erfassung zudrängte, und anfing, aus sich heraus die Organe, oder das Organ dieser Erfassung zu entwickeln.

Und aus all diesem Zusammenhange und all dieser Einheit erwacht dies Organ, das immer und ewig vorhanden und unvergänglich ist, und das bis jetzt in irgend einem urchemisch schlummernden bezw. polar vorwärtsdrängenden Urzustand vorhanden war! Denn Individualität ist das gleiche und eine, sie ist schlechthin vollkommen und alles in allem zu gleicher Zeit.

Dieses erwachende Organ ist zunächst vorhanden als Protoplasma. Es differenziert sich, entfaltet sich weiter. And alles ist von jetzt ab seine Entfaltung; sie ist das allerwesentlichste, alles kommt auf sie an.

Steht es also aber so, daß die Protoplasma-Individuen sich da zu differenzieren angefangen hätten, wo sie ein »günstiges Milieu« fanden, vermöge »Anpassung« höhere Eigenschaften auszubilden? Was sollte das wohl heißen? Dies alles müßte doch erst selbst seinerseits erklärt werden. — Die Wissenschaft hat bis daher noch gar nicht daran gedacht, zu untersuchen und zu erklären, was »Milieu« ist!! —

Nein, nicht so verhält es sich. Sondern man sage nur sofort zunächst: Ein chemischer Prozeß nimmt nach den Gesetzen der Polarität seinen ferneren einheitlichen Verlauf von Entwicklung der heiligen, unverbrüchlichen Grundcharaktere polarer Individualität, die auf der Erde jetzt zunächst chemische geworden waren, um sich nun aus diesen heraus in organische hinauf zu metastasieren oder vielmehr: als organische sich zu enthüllen. — Einzig die Gesetze der Polarität, und zwar der heiligen Grundpolarität aller Individualität als Erdpolarität sind für alle fernere Entwicklung maßgebend, aber nicht ein »Milieu«; oder doch ein solches und die »Anpassung« die es tatsächlich ermöglicht, bedeutet nichts anderes und kann nichts anderes

bedeuten als polare Notwendigkeit von Individualität, die aber ihren Schwerpunkt, d. h. ihre heiligen, bis daher nur chemischen Grundcharaktere in dem Bereich des neuen organischen Lebens polar zusammengedrängt hat, damit die Zentralentwicklung, aus aller Individualität heraus, hier und von hier aus weitergehe! –

Das Wesentliche ist, daß die mystisch-identische Kraft allgemeinster polarer Weltindividualität von zwei Erdpolen aus nach einer Mitte hin allmählich immer mehr zeugend zusammendrängt und nach bewußter Selbsterfassung hindrängt; und zwar ungeachtet der Massen von Individuen, die sich da stauen, beständig mit derselben gewaltigen, immanenten Notwendigkeit konstanter Wirkung polarer Urkraft; möge infolge dieser beständigen Pression aus diesen Wesen und Individuen was auch immer werden! – Sie ist alles, und ‚Milieu' sagt eigentlich so gut wie gar nichts.

Diese beständige, »rücksichtslosest« von den Polen herdrängende Kraftwirkung erzeugt aus der ersten Differenzierung vermöge gewaltigster Stauungen, die doch beständig streng von den heiligen wenigen Grundcharakteren von Individualität schlechthin mystisch rein durch Konstanz reguliert werden, weitere Differenzierung. Immer vorwärts, vorwärts, hinauf, hinauf steigen und streben und tragen sie, diese heiligen Charaktere ewiges unvergängliches Allleben ewig lebendiger Individualität.

Eine weitere Differenzierung also. — Wenn das »Fundament«, das »anorganische« Reich der Erdoberfläche, sich gleichfalls gleichzeitig weiterbildet, und differenziert, also ein »Milieu« sich differenziert, – durch »Abkühlung aus dem Weltenraum«, durch »vulkanische Tätigkeiten«, durch die Wirkung elektrischer und magnetischer Urgewalten, oder durch was für Vorgänge auch immer – so, sagen wir mal, wartet das vorhandene organische Protoplasmaleben nicht darauf, bis es neue, besondere »Milieumöglichkeiten« hat, sondern es bildet sich, unter beständig nach der Mitte von beiden Seiten drängender gewaltigster, stauendster Polkraft, derselben Kraft, die in demselben Augenblick auch die Differenzierung des »Fundamentes«, des »Milieus« bewirkt! – aus eigensten gegebenen und gefestigten, vorhandenen organischen Trieben und Grundmöglichkeiten der heiligen Ur-Charaktere, die



setzt im Organischen ihren Kardinalsitz und ihre höchste wirkungsvollste Offenbarung haben und ein- für allemal behalten, weiter. — Und, auch wenn auf diesen und nachher auf den höheren Stufen des organischen Lebens das »Milieu« eine ganz augenfällige Rolle spielt, so ist im Grunde doch das fortschreitende Erwachen der Erdindividualität nach allen Seiten hin ein völlig einheitliches, durch ein- und dieselben polaren Grundauslösungen bedingtes und bestimmtes; und es steht höchstens so, daß zwar auch das Milieu mit seinen Gesetzen, Kräften und Möglichkeiten gegen das Organische hin wirkt, nicht minder aber zugleich dieses mit seinen Gesetzen, Kräften und Möglichkeiten auf jenes hin, und daß diese beiderseitigen Gesetze, Kräfte und Möglichkeiten völlig das gleiche sind; und sie alle, vermöge fortgesetzt sich differenzierenden polaren Prozesses das zu seinem Bewußtsein allmählich erwachende lebendige Erdindividuum; und dieses Erwachen zugleich beständig ein Prozeß in der allgemeinen, großen, heiligen Weltindividualität!

Paßt nun aber organisches Leben sich an »Milieu« an, so ist sogar darin eine selbständige und selbsteigene Übermacht über das Milieu ausgesprochen! — Nimmermehr vermögen die Elemente und das Milieu das organische Leben zu vernichten und zu erdrücken, denn sie können ohne ihre heiligen Grundcharaktere nicht existieren, sie sind ohne dieselben nicht einen Augenblick denkbar, und sie müssen sogar dem nach höchsten Bewußtsein trachtenden übermächtigen Willen dieser Grundcharaktere dienen und fröhnen, denn dieser Wille ist völlig identisch mit dem aller Erdindividualität und zugleich aller Weltindividualität!.....

So ist also der »Mensch« mächtiger als die Elemente! Was auch immer der Kleinmut des einzelnen, vergänglichen Individuums dagegen sagen und klagen möge!...

*

Der Prozeß geht vorwärts.

Die erste große Etappe, das Erzeugnis einer ersten polaren Stauung aus der chemischen Sphäre zur organischen hin, war und ist das Protoplasma, und das Reich der organisch-protistischen Flächengebilde.



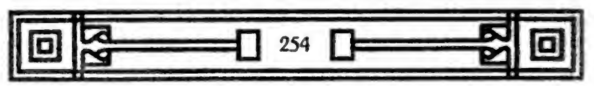
Diese differenzieren sich unter beständiger polarer Kraftwirkung durch verschiedene Etappen, Krisen und Gebilde hindurch, bis wieder und weiter eine hauptkritische Etappe erreicht ist und die höchstdifferenzierten, nach dem rangierenden Gesetz der mystischen immanenten Urcharaktere von Individualität höchst differenzierten, dieser anfänglichen Flächengebilde sich zu einem länglichen schlauchartigen Gebilde zusammenschließen, das die Kräfte und polaren Aktionen und Reaktionen — immer unmittelbar von einiger Urpolkraft aus! — des individuellen organischen Gebildes nach einem jetzt errungenen Innen zu konzentrieren beginnen; indem sie es durch eine Wand immer mehr und mehr und auf das äußerste komprimieren, ohne ihm mehr als ein allernotwendigstes Ventil auch nach einem Außen zu lassen.

Mit dieser ersten Komprimierung beginnt eigentlich schon die allererste und entfernteste Möglichkeit, daß das Bewußtsein der Individualität erreicht wird.

Der Prozeß spielt sich weiter wieder durch eine Stufenfolge von Etappen, Krisen und Gebilden hindurch, bis abermals eine kritische Hauptetappe errungen ist, und die geschlossene Wurmgestalt sich ausgebildet hat.

Auch diese Hauptetappe spielt sich weiter durch Unteretappen und Krisen, bis endlich die so wichtige Wirbelsäule erreicht ist!

Dieser ganze Vorgang nun aber ist eigentlich nur eine einzige Entwicklung der heiligen Grundtypen und Grundcharaktere von polarer Individualität, wie sie sich aus urchemischen Zustand in den organischen verwandelt haben. Ihre Nebenbildungen und die etwa noch stattfindende Entwicklung und Spezifizierung der Bildungen, die sie hinter sich lassen, sind nebensächlich! Hauptsache ist die Entwicklung einer einzigen Hauptlinie dieser Charaktere: die direkte Entwicklung des vornehmsten, notwendigsten Flächengebildes, das sich zum Schlauch zusammenfaltet, der dann sich zum Wurm schließt, welcher Wurm alsdann bis zur Wirbelsäule gelangt. Alle anderen Entwicklungen sind nebensächlich, und dürfen niemals diese reine Hauptentwicklung der heiligen Grundcharaktere von Individualität verwirren und verdunkeln. Ich weiß nicht, ob nicht die Biologie sich hier oft irritieren läßt! — Aller Akzent liegt auf der direkten Entwicklung der heiligen



festen Grundcharaktere polarer Individualität, auf der Entwicklung der Art, der Rasse! Es gibt nur diese eine!

Alle Nebenbildungen neben und während dieses heiligen Hauptprozesses der Entwicklung und alle zurückbleibenden und überholten Bildungen sind von diesem Hauptprozeß zurückgelassene »Untergründe« und Sedimente, die im wesentlichen nur insofern ein Eigenleben von Belang haben, als sie mit dem Hauptprozeß in Zusammenhang stehen, und die außerhalb dieses Zusammenhanges als eigene Gebilde keine wesentlichere Selbstdifferenzierung vermögen, die nicht von dem Hauptprozeß aus reguliert und in gewissen, scharfen und exakten Grenzen gehalten würde! — Die ganz unbrauchbar gewordenen Arten, die Arten »ganz hinten« vermögen ja infolge des regulierenden Hauptprozesses gar keine Entwicklung mehr, sie sterben ab und aus, oder sagen wir: sie sind von dem Hauptprozeß völlig absorbiert.

Alles ist der »Wille« und Drang polarer Individualität und ihrer heiligen festen und konstanten Grundcharaktere nach höchstem bewußten Selbsterfassen. Auf der höchsten Stufe dieser Selbsterfassung aber wird sie sich selbst und dies alles beherrschen; dies alles wird und muß dieser höchsten Stufe untertänig sein. Wo aber immer auch sie in dies alles hineintaucht und darin vergeht, vergeht sie einzig in sich selbst und in ihre ewige, unveräußerliche und konstante heilige Einheit hinein, um nach den unverbrüchlichen Gesetzen ihrer heiligen Grundcharaktere zu neuer Entwicklung immer diesem höchsten konstanten Zustand ihrer bewußten Selbsterfassung entgegen zu streben! ...

(Ich denke, die mechanistische »Milieutheorie« ist mit alledem ein- für allemal in die ihr einzig gebührende Bedeutung einer lediglich technischen Hilfstheorie zurückgestellt!)

*

Und nun ist es soweit! Die »Rasse« der »Rassen«, die »Art« der »Arten«, die heiligen Grundcharaktere von Individualität heißen jetzt Mensch!

Die dunkelklare Linie hat durch die höheren Säugetiere und die Affen bis hierher zum Menschen geführt; und so steht er aufrecht auf der Erde, um zur höchsten, umfassendsten Beherrsch-



ung derselben, und zu höchster Selbstentfaltung von Individualität zu gelangen. Wieder ist ein organisches Sediment zurückgelassen, und Seele und Individualität steht jetzt hier.

Doch der alte, alte Trieb treibt weiter. Wieder teilt Einheit, auch in dieser neuen Gestalt und Art, sich in Teile und aus der »Rasse« werden die Rassen, vermöge deren ursprüngliche Einheit einst wieder auf einer neuen und höheren Stufe als solche sich erfassen will.

Und aus einer äußersten Vielzahl von Differenzierungen, in denen ursprüngliche Einheit sich verloren hatte und fremd geworden war, ohne doch je den treibenden Grundzusammenhang ihrer selbst zu verlieren, aus zahllosen Rassen und Nationen, will, nach jahrtausende- und aberjahrtausendelanger Entwicklung Einheit sich auch hier wiederfinden und auf höherer Stufe wiedererkennen; menschliche einheitliche Urrasse sich selbst, wie sie nun und neu geworden ist, ihre Einheit in hunderten von Differenzierungen wiedererkennen. Mit unablässigem Trieb sucht sie sich in den paar Jahrtausenden der Historie, und immer ungeduldiger, mit immer stärkeren elektrischen Spannungen und Entladungen drängt sie zu sich selbst hin.

Und es ist das Zeitalter des Christus und des Christentums.

Was ist bis dahin geschehen?

Art und Rasse haben ihre Differenzierung folgendermaßen zustande gebracht. —

In Mitte und warmer Zone hat sich irgend eine äußerste Kultur und Herrschaft entwickeltster Affenarten ausgebildet. Überfülle des Lebens zeugt Sattheit der Überfülle und organische Wandlung in heftigsten und feinsten organisch-seelischen Aktionen und Vibrationen. Es lösen sich die »heiligen Krankheiten« aus, die Krankheiten und Krisen des Gesamtnervensystems unter äußerstem Druck und äußerster Überfülle des Lebens. Die große Müdigkeit der Überfülle und die heilige Übervibration daneben, die weiter will und weiter muß. Und sie, diese letztere: siehe sie ist der heilige Träger und die heilige »Rasse« und »Art«, die sich von neuem klärt aus den Verwirrungen eigener bisheriger Überfülle und die jetzt ihrerseits berufen ist, den Schwerpunkt der heiligen



Grundcharaktere in sich aufzunehmen und ihn weiterzutragen hinauf zu neuen Selbstoffenbarungen von Individualität.

Wie seltsam sie sich gewandelt haben, diese »frommen«, diese »heiligen«, »erwählten« Affen! So unerhörte Eigenschaften, wie sie entwickeln! Raffinement der Sattheit und organische Funktion eines Überdruckes von heiligen Nöten sich zum Verwechseln ähnlich! Es ist die große typische heilige Verwirrung. Dekadence entwickelt sich wieder mit ihrer dunkelklaren Zweideutigkeit.

Aber Sattheit unterliegt und Not und Notwendigkeit siegt. Siegt unterliegend. Das ewig Alte und Eine, unruhig geworden in seinen Nöten, ununterdrückbar, ewig, unsterblich, wird aus den mütterlichen Kulturgemeinschaften hinausgedrängt; wird nordwärts, aus dem Warmen, Wohnlichen — dem »Paradies« — ins Unwirtliche, Rauhe, ins »Fremde« gedrängt. Entfaltet sich dort nach seiner neuen, keimenden Notwendigkeit, festigt seine Abart zu Neuart, und der Mensch ist entstanden! —

Und so fort. Neuart zeugt, erstarkt, differenziert sich, gewinnt Raum, beginnt eine höhere Erdherrschaft anzutreten.

Und es sind die Zeiten des Christus und des Christentums.

*

Was ist jetzt?

Es ist der beständige Versuch des antik-ethnischen »Weltreiches«, so oft bis dahin mißglückt und immer wieder von neuem unternommen, endlich geglückt, er ist Sieg geworden. — Die altlatinischen Kolonisten Roms sind Sieger über die bis dahin bekannte Erde geworden; das gewaltige Imperium Romanum, das »Reich«, das »Endreich« ist da. — Aus den Nationen ist die Nation geworden. Und aus den Rassen will wieder die Rasse, nein! mehr: will wieder die Arteinheit und die Art werden!

Die Mittelmeerkultur! Das alte, heilige Becken der Kulturen!

In irgendwelchen afrikanischen Südweiten und in hyperboräischen Öden ist noch ein dunkles, großes Unbekanntes. Aber das gewaltige Imperium hat auch schon dahin seine Fühler gereckt. —

Die Trümmer alter Weltreiche lagern aus diesem Dunkel noch in die Peripherie des neuen heiligen Kulturzirkels herein.



ihre Differenzierungen, ihr Sieghaftes, die herrliche althellenische Polis, die ihre Macht unter Alexander zur »Weltherrschaft« erhebt; zustandegekommen aus ägyptischen, semitischen, babylonischen Elementen, die sich mit Barbarenvolk gemischt haben, bleibt ihre Kulturmacht kräftig und verschmilzt mit der aufstrebenden Roma zu einem innigen Amalgam; und dieses Amalgam ist das große Imperium Romanum. Die Polis hat ihre feinere kulturelle Differenzierungsarbeit — künstlerisch, wissenschaftlich, philosophisch, praktisch-technisch, — getan und ist mit ihr in das Imperium gemündet, dem Ziel und Ende aller Nationen. —

Es gibt keine Nationen mehr; es gibt nur noch eine Nation. Die Nation ist da! — Alle anderen sind die Sklaven des Imperium, des »Reiches«, des »Endreiches«.

Alle? Nein! — Eine einzige lebt noch, und muß wohl noch eine Bestimmung haben; eine Bestimmung, für welche die hellenische Polis nicht ausgereicht hat? Aber hat die Polis nicht selbst die Religionen des antiken Ethnos bis zur Höhe Platos gereift? Was denn wäre, was für die Nation als Einzelnation zu leisten noch übrig bliebe?

Aber dennoch: ist es nicht eine mystische rätselhafte Tatsache, die dieser einzigen aller kleineren Nationen, dieses Judäa, das noch mit seltsamer Zähigkeit seine Religion bewahrt, und mit ihr einen festen, zähen Rest nationaler Selbständigkeit gegen die allmächtige Roma?

Dieses höchst sonderbare, kleine Volk! —

Was aber bedeutet es denn wohl? — Es ist die einzige Nation, die aus dem Bezirk der alten, versunkenen orientalischen Weltreiche und ihrer Kultur noch, halb drinnen und halb draußen, halb Glied des Imperiums, halb Alt-Orient, an der Peripherie des Imperiums liegt.

Und was bewahrt sie? Etwas, das in Altägypten Mysterium war: einen reinen monotheistischen Gottesdienst, eine mystische Eingotts-Idee, von einem höchst organisatorisch-praktischen und zugleich höchst spekulativen Altweltreich her! Ein wundersames geistiges Samenkorn Altägyptens, das Moses zu einem selbständigen Gebild hat aufgehen lassen. — Ein apogryphes Kultmysterium, das hier zu einer offenbaren Religion aufgeblüht



und zugleich zu einer weltlich-sozietären Macht: Israel ist Theokratie! — Und es hat das Gesetz aller Sozietät: den Dekalog!

Diese überaus wichtige Form: diese Rasse hat sie geschaffen, und hat sie niemals wieder losgelassen, hat sie mit einer unerhörten Zähigkeit ihrer Elite ein- für allemal behauptet! —

Mit dieser Zähigkeit hat sie Jahrhunderte und Jahrhunderte hindurch keine andere Kulturaufgabe gekannt, als eine stete Aufrechterhaltung und Diskussion dieses Gesetzes! — Und am Ende ihrer Laufbahn erreicht, während die Griechen und alle anderen Nationen völlig matt und gerade nach solcher Richtung hin indifferent geworden sind, diese Diskussion erst recht ihren brennendsten Höhe- und Siedepunkt! —

Ja, ganz Israel hat, was keine andere Nation mehr hat, seine zähste, eifrigste, brennendste Messiashoffnung, die immer fiebernder, immer siedender wird! —

Ist das nicht die allererstaunlichste Tatsache?! —

Das übrige Imperium aber?

Auf ihm lagert eine tiefe, schwüle Bangigkeit, eine fieberhafte nervöse Weltuntergangsstimmung, die auf eine neue Offenbarung wartet!

Ist dies nicht die allererstaunlichste Konstellation? Und hat sie sich nicht auf ihren Etappen durch alle Entwicklung der Antike und Vorzeit aus aller Individualität mit organischer Notwendigkeit erzeugt?

Ringsum warten und drängen Barbaren um die Ränder des Kolosses der Nation, welche alle anderen Nationen in sich aufgenommen; und hier an seiner Ferse das kleine, zähe, elektrische Judäa, die letzte der Nationen, mit seiner brennenden Messiashoffnung und seinem Gesetz! —

2.

Israel hat das Gesetz! Damit ist alles gesagt; und damit ist Ungeheures gesagt!



Israel hat das Gesetz! Es hat das Gesetz der Sozietät schlechthin auf die klarste, exakteste Formel gebracht! Und es steht in einer jüngsten, der allerbrennendsten Diskussion dieses Gesetzes! ...

Und um was handelt und dreht sich die Diskussion?

Um nichts anderes als darum, wie dies Gesetz, das Gesetz einer Sozietät, zu dem werden kann, was es bereits schon ist: zum Gesetz der Sozietät und zum Gesetz der allgemeinsten, die jetzt schon existiert, des Imperium Romanum!

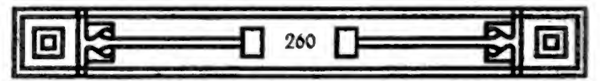
Oder etwa nicht? Genau darum! — Denn: Judäa ist zwar noch Nation und Volk — das einzige noch, das Rom gegenüber einen letzten Rest von Selbständigkeit starr behauptet und beispiellos zäh die Hoffnung aufrechterhält, die Weltherrschaft Roms abzuschütteln und eine eigene Weltherrschaft anzutreten! —: aber zugleich ist es Imperium Romanum. — Was aber ist Imperium Romanum? In aller seiner gewaltigen Ausdehnung ist es Mischvolk! —

Und was ist Judäa? Auch Judäa ist Mischvolk! —

Es ist dies allmählich geworden infolge einer äußerst interessanten, jahrhundertelangen Entwicklung. Sie ist so sehr interessant, weil es fast erstaunlich ist, daß eine so kleine Nation so viele schwere Schicksale — ägyptische, babylonische, assyrische, persische Oberherrschaft, dann diadochisch-griechische — durchzumachen hatte, die sie immer wieder aufs äußerste erschütterten, in zwei Teile zerrissen, beständig mit Mischvolk durchsetzten, dennoch bestand und überwand und sich aufrecht erhielt! Und aufrechterhält die zähe Grundnüance ursprünglicher Rasse und mit ihr sein Gesetz! — Diesem Gesetz immer wieder anpassend, was an neuer Rasse seinem kleinen Bezirk sich eingliederte. — Jede andere Nation würde durch solche Schicksale völlig vernichtet worden sein. Israel bestand und behauptete seine Selbständigkeit dagegen sogar noch gegen Rom.

Aber es ist dennoch mit ihm zu Ende! Es steht in der äußersten Not. Das Mischvolkproblem wächst dem letzten eisernen Bestandteil der Nation, den Pharisäern und ihrem Chaberbund, über den Kopf. Es droht irgend ein alleräußerstes.

Aber Judäa erschlafft nicht, wie Hellas und alle anderen



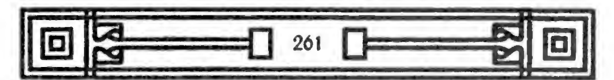
Nationen erschlaffen: seine zähe Kraft, sein tiefwurzelnder Gottesglaube, seine Entschlossenheit, das Gesetz zu halten, bis zu dem Augenblick, wo die unerschütterlichste seiner Überzeugungen sich erfüllen und der »Messias« kommen würde, der Israel zum Herrn des Erdkreises machen würde, lassen nicht nach, sie steigern sich zur alleräußersten, zur elektrischen Spannkraft! –

Betrachten wir wieder die Konstellation!

Der ungeheure, hypertrophische Körper der römischen Weltsozietät, – der Sozietät! – mit seinen irren, taumelnden, paralytischen Vibrationen, seiner großen bangen Schwüle, und nirgends, nirgends die Konzentration einer Kraft! Nur dies kleine, einzige, zuversichtliche, unbeirrbare, höchst intimst elektrische Zentrum Judäa! – Es muß sich entladen! Und das muß etwas ganz besonderes und unerhörtes bedeuten! Wie aber wird es sich entladen? Und was muß diese Entladung bedeuten?

Entweder den Sieg oder den Untergang des Gesetzes! Und das heißt genau: entweder den Sieg der Sozietät als solcher – Imperium Romanum – oder irgend etwas ganz und gar Ungeheuerliches, was gar nicht vorzustellen ist: ein grauenhaftes, äußerstes Vakuum: den – Weltuntergang, den Untergang der Individualität als solcher, den Tod der Erdindividualität! –

(Die furchtbare, mystische Panik eines solchen Welt- und Erdunterganges, wie sie damals grassierte, muß unbedingt eine Begleiterscheinung jeder großen organischen Hauptartkrise gewesen sein; und sie muß, da alles bis ins Winzigste, was auf der Erde geschieht, von der Wirkung polarer Erdindividualität abhängt und solche Wirkung bedeutet, direkt mit einer kritischen Achsenveränderung des Umlaufs der Erde zusammenhängen! Ein überaus kritischer Augenblick, in dem gar wohl ein Untergang des ganzen siderischen Körpers Erde denkbar ist, und irgendeinmal sich auch sicher ereignen muß. Höchstwahrscheinlich aber ist es, daß dies in einer Periode geschieht, wo Erdindividualität noch irgend einen erheblichen Grad von Bewußtsein nicht mehr hat! – Jedenfalls: immer wieder ist solch eine Periode eine in jeglichem Umfang und Begriff überaus kritische; und es ist nicht anders denkbar, als daß sie es ist!)



Aber, wie es kommen muß: diese Krisis bedeutete den Sieg des Gesetzes! ...

*

Und der »Messias«, die Individualität, der Sieger, das Gesetz selbst ist da; denn das Gesetz der Sozietät war und ist und muß sich enthüllen als das, was polares Gesetz der Individualität ist, und als lebendige, organische, identische, persönliche Individualität! – Gott, Gattung an und für sich ist da; und ist Individuum, aus aller Tiefe und all ihrem intimsten Zusammenhange (Christus ist also wirklich »Gottes« Sohn und er ist wirklich gottgeeint und Gott selbst!) Mensch geworden, und zwar innerhalb eines Mischvolkes, »eitel« Mensch, nur Mensch, »heilig« Mensch, Mensch schlechthin; und höchste Artvollkommenheit! –

»Gott« selbst hat sich enthüllt und offenbart. Im allerbängsten und kritischsten Augenblick der Zeiten ist er in die Arena der Erde und der Menschheit getreten, hervor aus aller tiefen polaren Weltindividualität, aus Seinen eigenen Tiefen hervor; und ist vorhanden im »eingeborenen« Sohn, als »Sohn« schlechthin, als freier Sohn und Menschensohn, als Sohn und Kind der Liebe; (Jesus muß Kind der Liebe, und er muß Mischblut gewesen sein!!) hervor aus der einzig elektrischen, der allerelektrischsten Sphäre und Atmosphäre des damaligen internationalen Mischvolkproblems heraus; geboren, um dieses Problem zu lösen, und mit sich, dem fleischgewordenen, lebendige organische Funktion gewordenen Gesetz, das Gesetz aller Sozietät zum Gesetz der großen, gemeinsamen, wieder Einheit gewordenen menschlichen Art zu machen; zum Gesetz der Rasse, der Art, der je und je Einen und Gleichen! – Rasse und Art will sich von neuem offenbaren und umfassen! – Der höchste Mensch ist da, und dieser ist das Gesetz, das über dem Menschen steht, er ist das psychophysische Funktion und Person gewordene Gesetz der Menschheit, und also ist er zugleich bereits – der Übermensch!! –

»Und so, ‚lehre' ich Euch den ‚Übermenschen'«! – – –

*

So steht es. –

Sehen wir zu, was das alles des weiteren und im einzelnen bedeuten muß.

Der jüdische Dekalog also ist das Gesetz jeder Sozietät schlechthin. Wenn aber alle Nationalitäten sich zu einer einzigen zusammengeschlossen haben, so muß es das Gesetz dieser einzigen, dieser Gesamtsozietät sein, weil es ja das Gesetz jeder einzelnen ist, aus der diese Gesamtsozietät zusammengewachsen ist. – Ist das Imperium Romanum diese Gesamtsozietät, so muß notwendigerweise dieses Gesetz auch ihr Gesetz sein, und – es muß ihr Gesetz werden.

Es kommt aber darauf an, in welcher Weise dies Gesetz das Gesetz dieser Gesamtsozietät werden wird? – Nun, als das, als was es sich jetzt, im Christus, mit seiner organischen Wesenheit enthüllt hat: also als Gestalt einer neuen, identischen organischen Persönlichkeit und Psychophysis. Und dies wiederum heißt: als eine neue, durch jahrtausendelange Befolgung dieses Gesetzes gewordene rein menschliche Elite solcher vollendeten organischen Individualität, und als Darstellung und Offenbarung polarer Individualität schlechthin! –

Diese Elite ist überall im Imperium Romanum latent vorhanden. Von irgend einer Stelle aus muß sie zum aktiven Bewußtsein ihrer selbst kommen; und sie wird es von keiner anderen Stelle aus können, als von einer aus, wo die Diskussion dieses Gesetzes ihren exaktesten, ernstesten, zähsten, brennendsten, elektrischsten Siede- und Konzentrationspunkt erreicht hat: also von Judäa aus; denn nur Judäa lebt in diesen Zeiten noch mit zäher Kraft alter Rasse. –

Wir stehen unweigerlich vor dem Wunder der Wunder! – –

Denn: fürwahr! wir haben hier die offensichtlichste Enthüllung, wie die höchsten, entscheidensten Artkrisen organischer Entwicklung überhaupt sich vollziehen! Nämlich von einer allereinzigsten, winzigsten Stelle aus, von einem einzigsten winzigsten Punkt aus, und von einem Individuum aus! Und es vollzieht sich von einer allerindividuellsten Zeugung aus, und von der Befruchtung eines einzigen



Eichen durch das dazu bestimmte einzige Spermatozoon aus! –

Nicht anders verhält es sich; nicht anders kann es sich verhalten! –

Millionen Spermatozoen dringen mit dem Samen auf das Eichen ein, um es zu befruchten; aber nur eine einzige, winzigste Öffnung hat dieses Eichen, und diese Öffnung läßt nur ein allereinzigstes von all den Millionen von Spermatozoen ein, um durch dieses sich befruchten zu lassen und durch es aufzukeimen und sich zu entfalten! ...

Vergleichen wir getrost, das Imperium Romanum mit diesem Eichen, so hat es seine »Öffnung« nach diesem kleinen Judäa da hin; und der es, von dieser einzigsten Stelle aus um- und ausgestalten wird, ist niemand anderes als der Christus.

Wir haben also die höchste, letzte und deutlichste Enthüllung, wie die Hauptkrisen der organischen Entwicklung, die großen, heiligen Art-Krisen sich vollziehen und von allem Anfang an, ja von der allerersten Urchemie her sich vollzogen haben müssen! –

Es wird und muß sich stets um ein Mischvolkproblem gehandelt haben. Dieses Problem wird stets an einer einzigen Stelle seinen brennendsten, elektrischsten Siedepunkte erreicht haben – es ist dies der unverrückbare Vorgang aller Zeugung! –, und es wird ein Individuum aus seinen Vibrationen hervorgebracht haben, das die Zeugung vollbrachte, die Art zu Ende gestaltete und die neue mit sich selbst aus ihr hervortrieb; ein Individuum, das die Mutterart zum Untergrund einer neuen Art machte und sie in alle andere Statik bisherigen heiligen Untergrundes hinein erlöste! –

*

Alle Vorgänger des Christus, nennen wir sie Laotse, Confutse, Zertuscht, Buddha, Plato oder sonst wie, sind nicht Er, und bedeuten nichts als Seine Vorbereitung: nämlich die Vorbereitung des Individuums, in welchem erst ganz die bisherige Entwicklung religiöser Persönlichkeit sich als aktiv und artbildend erweist: also das eigentlichste Adam-Individuum, die religiöse organische Mannheit schlechthin und in ihrer reinsten, in solchem Sinne fruchtbar werdenden Persönlichkeit!

Christus ist kein abstrakter Philosoph wie Plato; er ist keine einseitige Offenbarung von Intellekt; er bringt auch nicht eine alte Kultur zur Ruhe und zieht ihre vollendeten Bestände in das »Nirwana« hinein wie der Buddha: nein! er ist vom ersten Auftreten an im höchsten Sinne aktiv! Er bringt das Schwert in die Welt; er bringt vorwärts; und mit ihm bringt polare Individualität über ihre bisherigen Bestände und Formen hinaus vorwärts zu siegreicher Bewältigung des »Irdischen«, zur Herrschaft über den Erdball! (Die »Seinen« sollen »das Erdreich besitzen«, und werden es besitzen! Er sagt: »die Sanftmütigen werden das Erdreich besitzen«.)

Es handelt sich ja um das alleraktivste, brennend aktuellste aller Probleme, um das Mischvolkproblem: in Judäa, wie im gewaltigen Imperium überhaupt. – In diesem letzteren ist es allenthalben bänglich und schwül, beklemmt dunkle Weltuntergangsstimmung, mit der irgend ein Ungeheuerlichstes zu drohen scheint; in dem kleinen Judäa aber vibriert Individualität und komprimiert sich zur ungeheuersten, elektrischen Konzentration; hier muß sich das allgemeine Problem für alle lösen, oder irgend ein Ungeheuerlichstes wird sich vollziehen: der Untergang, die Vernichtung des Erdballs wohl gar! –

Um ein Mischvolkproblem handelt es sich. Alt geheiligtes Recht und Gesetz steht im schärfsten Konflikt mit einer neuen, nicht minder heiligen Notwendigkeit, die darin besteht, daß eine Rasse nicht rein bleiben kann, sondern daß sie sich beständig im Lauf der Entwicklung fremden Stoff angliedert, dem das alte unverrückbare, tragende Gesetz der Art gewachsen sein muß.

Dies geht so lange, bis ein äußerster Punkt erreicht wird, wo das Gesetz keine organische Modifikation mehr vermag, und mit dem alten Bestand der Rasse zu fallen droht. Nun aber ist dieses Gesetz heilig und notwendig, wie auch der gegenwärtige Bestand der Sozietät heilig und notwendig ist, mit dem Gesetz, das sich diesen Bestand assimiliert hat. – Freilich in einer Weise, daß es seinen Urbestand und seine Urform nicht mehr klar hat, wie er es in der Vorzeit war.

Es sucht diesen Urbestand zu klären und festzuhalten, krampfhaft, unter allen Umständen. – Was aber geschieht? Die Nation



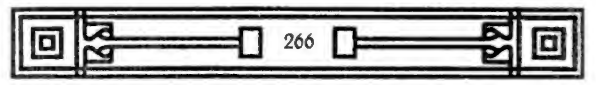
verhärtet sich in der Institution der Pharisäer und ihres Chaberbundes, und beginnt, das Mischvolk, aus dem indessen tatsächlich der derzeitige Hauptbestand der Nation besteht, immer schärfer und härter und — unnatürlicher zu verachten und auszuschließen. Es kann nicht mehr assimilieren, es ist verloren. Es ist aber zugleich von Gott, es ist notwendig, heilig, konstant, unverbrüchlich; und also kann und darf es nicht verloren sein. — Also sondert es sich ab, verhärtet sich ein- für allemal und auf alle Fälle hin und schließt alles Mischvolk aus.

So steht das Dilemma. Wie ist es und war es zu lösen und wie wurde es gelöst?

Nun, das Mischvolk, sein Prinzip und seine Notwendigkeit muß sich enthüllen und sein Wort sagen.

Welches aber ist dies Wort? — Folgendes! Es gibt nur ein Gesetz, und dies ist das unsre sowohl, wie das eure und das jeder und aller Sozietät. Wir alle, von woher auch immer wir uns an euch angegliedert haben, haben dort, von wo wir kamen, schließlich nach keinem anderen Gesetz gelebt, als nach dem aller und jeder Sozietät; nach jenem Gesetz, welches mit Sozietät überhaupt identisch ist! Nach ihm haben die Ägypter gelebt, die Syrer, die Babylonier, die Griechen, Inder, Perser und welches Volk und welche Rasse auch immer: nach diesem Gesetz, das ihr Juden in eurem Dekalog fixiert habt. — Also ist dieses Gesetz durch den gegenwärtigen Bestand in Wahrheit ja gar nicht aufgehoben und bedroht; nur die Formel eurer Rasse ist unhaltbar, und die verzwickte Art, wie ihr das Gesetz auslegt und verklausuliert. — Das Gesetz selbst ist nicht aufgehoben und bedroht, sondern es ist das Eine und Gleiche und ist erfüllt! — Wir alle sind gleich als Menschen und sind eine einzige menschheitliche Sozietät.

Dies ist das Dilemma und das Mischvolkwort in Judäa, und es wird es für das ganze Imperium Romanum sein müssen, also für alles und jedes Mischvolk! — Der es ausspricht, und es den Pharisäern und ihrem Chaberbund gegenüber ausspricht, ist der Christus. Und er ist es, der es zugleich für alles Mischvolk und das ganze gewaltige Imperium, also für die gesamte Menschheit, ausspricht; denn es gibt nichts Menschliches, keinerlei menschliches Barbarentum, das diesem Imperium nicht faktisch oder



potenziell unterstände! — Dies spricht der Christus und dies ist von vornherein seine Aktio, ist und wird seine ganze, gewaltige, männlichste Aktivität.

Diese Aktivität richtet sich zunächst darauf, das Problem in Judäa selbst zu lösen. So ist eine gründliche Diskussion mit den Pharisäern unvermeidlich. Es ereignet sich nun in deren dramatischen und so tragischen Verlauf etwas Wundersames und überaus Interessantes. Nämlich, es zeigt sich, daß ein Kompromiß unmöglich ist! — Was ist die Folge? Daß Judäa als Nation rettungslos verloren ist, weil die Pharisäer diesen Kompromiß nicht mehr zu schließen imstande sind, und daß Judäa endlich nun auch seinerseits hoffnungslos in das große Imperium, das »Reich« und »Endreich« aufgeht, wie alle anderen Nationen in dasselbe aufgegangen sind.

Aber das Interessante! Mit Israel bleibt im »Reich« in irgend einem letzten Bestand das Prinzip seiner Rasseform, und zwar, unglaublich, international! —

Die seine, Israels, am allerhartnäckigsten bis auf den heutigen Tag; und dennoch in Diaspora! Es verhält sich aber so, daß im »Reich« auch die nationalen Formen der anderen Nationen als Prinzip ihrerseits mit einem letzten Bestand bleiben; so jedoch, daß beständige Anpassungen untereinander stattfinden können und das »Reich« als solches eine Einheit bleiben kann. Es steht so, daß ein allgemeineres Prinzip bisheriger einzelnationaler Formen sich rein als formales, ethnisch-menschliches Prinzip erhält! Eine endgültige Beschränkung und Beharrung des menschlichen Ethnos also auf Form und Symbol! —

Gegen das menschliche Ethnos aber stellt sich und bildet sich ein anderes und neues Gebilde heraus: etwas das keine abstrakte und abstrahierte Form vom Gesetz mehr ist, sondern »Gesetz« als Psychophysis schlechthin!

Dies ist der Christus! Und es ist, dieses Gesetz, nicht mehr Formel von Ethnos und ist nicht mehr Ethnos selbst, sondern Mensch schlechthin; irgend eine reinste, höchste Darstellung, aus der Menschheit sich organisch heraussondernde Offenbarung dessen, was Mensch schlechthin ist! Etwas schlechthin Notwendiges und Heiliges, nämlich neue, organische, reine Darstellung und Inkarnation polarer Individualität überhaupt! —

Als solche ist es das Gesetz der Menschheit, das von all ihrem Anfang her treibende, überhaupt, das sich organisch wiedergefunden und wieder dargestellt hat; und zwar in Gestalt einer neuen menschheitlichen Elite, der alles Menschliche frei verbindlich ist und sein muß; wie der Körper einer Sozietät nicht anders kann, als seiner Elite verbindlich sein und von ihr abzuhängen! Diese Elite nun, und mit ihr Gesetz und Individualität beginnt zu dauern, beginnt allmächtig und unaufhaltsam, aus aller Notwendigkeit polarer Individualität heraus, von Judäa aus in das große Imperium, ins »Reich« und »Endreich« hinein zu expandieren, zu zeugen (μαρτυρειν), die große heilige Befruchtung zu vollziehen; das Gesetz beginnt sich Seiner Sozietät zu bemächtigen und als die Sozietät sich zu dokumentieren! —

*

An eine bisherige nationale Elite hatte der Christus sich in der ersten Hälfte seines Wirkens gewandt, als er vielleicht gar noch an ein neues jüdisches Volkskönigtum dachte. Ich habe in meinem Buch »Christus und Sophie« darauf hingewiesen, daß die Bergpredigt sich zunächst an Niemand anders als an diese einzig noch vorhandene nationaljüdische Elite richtet. Aber diese Elite versagt. Hoffnungslos ist sie ihrem Untergang zugleich mit der jüdischen Nation verfallen. Und Christus sieht, daß es auf eine andere Elite ankommt: nämlich auf die, die er sich eigentlich schon herangebildet hat, auf die Seine; er sieht, daß er diese Elite bereits hat, in und mit denen, die »an ihn glauben«. Und er erkennt mit vollster gereiftester Klarheit den Charakter dieser Elite. Sie ist keine nationale mehr, sie ist auch keine inzwischen zustande gekommene jüdische neue Mischrasse etwa oder deren Keim: sie ist vielmehr etwas ganz anderes und ganz neues und eigenartiges. Sie steht über den Nationen und den Rassen. Sie ist christlich. Sie ist die schlechthin seine. Und sie ist damit zugleich schlechthin menschlich; alle ihre Mitglieder sind nichts weiter mehr als Menschen an und für sich und Christen; Christen im reinsten, in seinem Verstand, im Verstand ihres also, Christus, genannten Prototypes. Er erkennt ferner: diese Seinen können nicht bloß in Judäa sein, sondern sie müssen im ganzen

großen Imperium sein; überall, über den ganzen orbis terrarum hin müssen sie sein; und es gilt, sie zu sammeln und zu einer neuen Einheit zusammen zu schließen, aus allem menschlichen Ethnos heraus und allem menschlichen Ethnos gegenüber.

Enger als je verbindet er sich seine Jünger, und erteilt ihnen den großen Apostelauftrag! — Dieses menschliche Ethnos, das Imperium Romanum, er sieht: es wankt allerenden und will sich in das Urchaos auflösen. Im Norden und Osten harren die zahllosen Horden der Barbaren und streifen immer bedrohlicher und unabweislicher um die Ränder dieser großen ethnischen Gesamtsozietät, um die Ränder der Sozietät, des »Reiches«, und wollen das »Reich«. (Sie werden das »Reich« in der Tat bekommen, aber zugleich das »Reich« sie. Denn dieses ist nicht mehr ein Weltreich, das vergänglich ist, sondern es ist das »Reich«, das ewige, unvergängliche Reich der polaren Erdindividualität, das als Krone aller bisherigen mißglückten Weltreichversuche der Antike endlich errungen ist!)

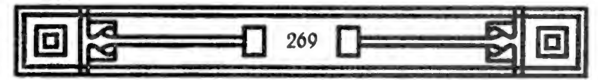
Nirgends ist mehr ein Halt, nirgends ist mehr das Gesetz, nirgends mehr eine Zuversicht und Gewißheit. Dieses ungeheure Gebilde der vollendeten Nationen hat noch sein Gesetz, das Gesetz aller Sozietät, nicht empfangen und harrt seiner.

Hier aber in Christus und den Seinen ist dieses Gesetz in höchster, offenbarster, lebendigster Realität. Und hier ist aller Halt und alle Zuversicht.

Ist Menschheit und Erdkreis einheitliche Sozietät geworden, so muß sie, muß er auch dies sein Gesetz haben, oder Sozietät, Menschheit und Erdkreis ist fürder nicht mehr möglich, und der letzte Weltuntergang wäre bereits da.

Aber sie müssen und werden ihr Gesetz und das Gesetz haben und mit ihm sich selbst: in Ihm und den Seinen, seiner neuen Elite.

Die erste Gemeinde, die nach seinem Tode in Jerusalem und Judäa Dauer hat und behält: was ist sie? Sie ist also weder jüdische Neurasse, noch ist sie römischer Nationalität. Sie ist etwas ganz besonderes, noch nie dagewesenes: ein reinstes, organisch-menschliches Keimgebilde und eine neue organische Sozietät schlechthin im allerersten Keim.



Dieses Keimgebilde kann nicht beharren, sondern es muß treibend und sich entfaltend ein Neues werden und als Keim selbst vergehen.

Aus dem Keim wird Wurzel, die sich in Ihn erstreckt und verankert und in einer Wesensreinheit bleibt, und aus wurzelgewordenem Keim entfaltet sich ein gewaltiges neues organisches Gebilde.

Dieses Gebilde wird in zwei gewaltigen Diskussionen zunächst das antike Mittelmeer-Ethnos umbilden, sich anformen und anpassen, und später das germanische Ethnos. Diese Anpassung und letzte Ausgestaltung alles menschlichen Ethnos ist das historische Christentum. (Ich weise auch hier wieder auf mein Buch »Christus und Sophie« hin.)

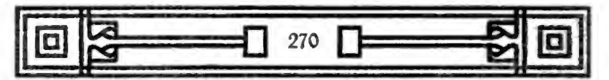
*

Was bedeutet nun aber dieser ganze Prozeß in seinem allerersten judäischen Stadium psycho-physiologisch und organisch? Was bedeutet diese neue Elite, und wie hat der Christus sie geformt und gestaltet?

Hier stehen wir wieder vor dem Wunder aller Wunder! Wir haben den direkten Einblick, welchergestalt das intimste organische Wirken polarer Individualität, polarer Erdindividualität selbst ist, und wie es von der ersten Grenze organischen Werdens her in welchen Analogien auch immer gewesen sein muß!

Es handelt sich nämlich und muß unter allen Umständen sich immer gehandelt haben: um eine Infektion von einem einzigen, winzigen, individuellen Punkte aus! — Und dieser Punkt ist durch alle Phasen der Entwicklung das große, motorische, religiöse Individuum! Dieses Individuum ist sich bis in sein urchemisches, urtellurisches Correlat völlig gleich und identisch!! — Es vollzieht die ausschlaggebende Infektion. Es bildet und erregt den Umkremplungskeim. Es wird in der Urchemie die letzte äußerste Wirkungsspitze einer Neuverbindung zeugenden, fruchtbarsten elementaren Entladung gewesen sein!

Das Medium und »Milieu« der fruchtbaren, artbildenden, zeugenden Infektion ist — wie es stets gewesen sein muß! —

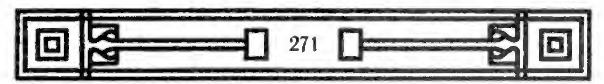


der Bezirk einer psycho-physischen Dekadence oder einer »heiligen Krankheit«. Der individuelle Urheber der Infektion, der hier Träger aller und heiligster Notwendigkeit und in jeder Hinsicht psychophysische Reinheit und Gesundheit und Kondensation polarer Individualität ist! — ist der große, heilige, organische — nicht etwa bloß einseitig intellektuelle, geistige! — Richter, Prüfer und Reiniger dieses Gebietes von Dekadence; d. h. er scheidet in allen Fällen dieses Gebiet in zwei Hälften (die organische Abscheidungslinie!) — er ist alle Wahrheit des »jüngsten Gerichtes«! —: die eine dieser Hälften ist Untergang und ist letale Krankheit schlechthin; die andere dieser Hälften offenbart sich nicht als Krankheit, sondern als eine höchste neue Gesundheit; zunächst als durch Dekadence gehemmte Gesundheit. Diese zweite, Seine, Hälfte ist das organisch psychophysische Neugebilde, dessen »Milieu« und »Untergrund« der ganze Bezirk der Dekadence und Umkremplung, »Umwertung« ist! —

Hier ist so recht die »heilige Krankheit«, die auf ihre letzte Offenbarung als Neugesundheit hinaus ist und die Mauser dieser Neugesundheit bedeutet. Es ist Urgesundheit, die sich gegen all die Krankheit von Verfall und Dekadence wehrt und sträubt, von der sie in dieser hauptkritischen Periode bedrängt wird; und die aus aller eisernster Notwendigkeit polarer Individualität diese Krankheit besiegen muß und zu sich selbst als Neugesundheit durchdringen muß!! —

Und je und je, und immer und stets handelt es sich um ein Problem von Hysterie und Neurasthenie!

Auch diese Individuen, die neu-gesunden, gehen hundert- und tausendfältig zugrunde: da aber die Ursachen ihrer Hysterie und Neurasthenie wesentlich andere sind, als die der ersten Hälfte, die organischer Untergang schlechthin ist, da sie Glaube, Wille, Trieb und Sehnsucht ist, diese Hysterie und Neurasthenie, so wird sich in ihrem Bezirk dieser Glaube, Wille, Trieb, diese Sehnsucht, diese wissensstarke Sehnsucht allmählich in großen typischen Individualitäten als Gesundheit und Wissen bewußt, und schließlich ganz und gar in Einem, völlig gesunden und neuharmonischen, einem ersten, endlich errungenen! — großen, heiligen, organischen Prototyp allerhöchst und definitiv bewußt; sicher weit,



zweitausend Jahre weit im voraus ganz bewußt! — Dieses endlich von jener Antike erreichte Individuum ist der Christus! — (Er war ein Kind der Liebe mit allen psycho-physischen Vorzugs-eigenschaften eines solchen!)

Sobald dieses Individuum vorhanden ist, fängt es an, die »heilige Krankheit« als neue Gesundheit herauszugestalten, indem es ihre Individuen zu sammeln und zu einen beginnt, und zwar mit der notwendigsten und bindendsten Gewalt aus aller polaren Individualität (dem »Vater«!) heraus, vermöge einer allmächtigen organischen, mystischen Sympathetik! —

Ich nannte das Infektion. Und das ist hier ein sehr guter und kennzeichnender Ausdruck. —

*

Wir denken an die Heilungen, die Christus vornimmt. Sie haben sicherlichst stattgefunden. Aber es handelt sich natürlich vor allem und so gut wie ausschließlich um hysterisch-neurasthe-nische Hemmungszustände, die geheilt werden. Solche Blinde, Taube, Lahme, Epileptiker, Stumme, Kataleptiker (Erweckung von den Toten), die alle im Bann des »Todes«, d. h. des Untergangs der hoffnungslos dekadenzierten Bestände waren, die inmitten ihrer fürchterlichen Verfallsskepsis am Ewig-Alten und Einen und an organischer Individualität Anteil hatten, hat der Christus ge-heilt, geweckt, zum Bewußtsein dessen gebracht, was sie sind und waren, und was er ist, und er hat sie gänzlich mit sich erfüllt: nämlich mit dem Alten, Einen, mit Gott und Gattung, mit Art und Rasse, mit organischer polarer Individualität, mit wahrhaftestem Sinn und Sein und wahrhaftester Seele von Erde und Individualität!

Dies nun aber ist so zu verstehen und hat sich dergestalt vollzogen, daß der Christus sich ihnen sympathetisch, organisch-psychophysisch völlig, ganz, rückhaltlos mitteilte und einsenkte (in dem Sinne, daß er sich selbst in ihnen weckte, und, solchergestalt!, sich mit sich selbst allerengst verband und zusammenschloß!), und zwar plastisch mit seiner ganzen Individualität, mit allem, was sie bedeutete, war und umschloß, als ein zweites, höheres, unveräußer-liches und beständig weiterwirkendes Bewußtsein (die Halluzina-tionen nach seinem Tode, das zunehmende »Inzungenreden«, alle



möglichen Erscheinungen von Ekstase u. s. w.). — Und durch die Apostel, die er sich allerengst solchermaßen angegliedert hatte, hat Er dann diese seine ganze Individualität und das heiligste Wesen organisch polarer Individualität (Gott, den »Vater«) artumkrempelnd und artvollendend, allem menschlichen Ethnos, dem Erdkreis infiziert und mitgeteilt; sich und das organische Identität gewordene »Gesetz«! Denn überall kam dieser und allerorten die »heilige Krankheit« magnetisch polar entgegen, strömte Pol zu Pol! —

Dies aber ist kein »Gleichnis«, sondern die ganze, wahre, reale Tatsache in ihrem eigensten Verstand und Bestand!!

Dies und diese wahren, christlichen und schlechthin menschlichen Individuen waren von nun an das organische und identische Gesetz des Erdkreises, des ganzen, in seinem verwegensten und umfassendsten Begriff, und das Gesetz aller Sozietät! Es gab eigentlich schon von da an kein geschriebenes mehr; die »Tafeln« waren bereits aufgehoben! Alle Formeln und Dogmen, die aus jenen beiden oben erwähnten großen ethnischen Diskussionsgebieten des historischen Christentums entstanden, sind nicht das Gesetz, sondern sie bedeuten lediglich vom Gesetz rangiertes menschliches Ethnos, das einst noch in irgend einer letzten notwendigen Geformtheit hinter dem weiterstrebenden »Gesetz«, der neuen, identischen, organischen Art verharren wird! — Denn der Christus hat nur ein Gebiet von Dekadence in zwei Hälften geschieden, von denen die eine den Tod und Untergang schlechthin bedeutet; menschliches Ethnos selbst dagegen bleibt in normalem, gesundem, bisherigem, nur endgültig rangiertem Zustand hinter der neuen Art zurück, sobald das soweit sein wird! —

(Man meine doch um Himmelswillen nicht, daß das »offizielle Christentum« heute verschwinde! Vielmehr: es ist die unabänderliche Ratio und Rechtfertigung alles und jeden menschlichen Ethnos, das seinerseits wiederum nichts anderes ist, als die Region der tellurischen abstrakt-geistigen Formen und Symbole, über die es niemals hinausgelangen wird; es wird diese Formen und Symbole lediglich endgültig rangieren. — Diese Region und dieses Ethnos wird dereinst so gut bleiben, wie es, trotzdem die neue Art »Mensch« da war, noch Affen, Löwen, Elephanten, Bäume,



Pflanzen, Vögel, Insekten, Fische u. s. w. gab und gibt. — Aber es wird der Christus sein, der alles Ethnos erst noch bis zu dieser seiner äußersten Grenze rangiert; niemand anderes als Er!! — Niemand!! — Er wird diesen Dogmen und Symbolen, dieser intellektuellen Geistigkeit eine letzte äußerste Form und Gestalt, und mit ihr jene äußerste harmonische Elastizität geben, die das menschliche Ethnos vor dem Schicksal der antiken starren Einzel-nation bewahrt!)

Alle bisherigen Krisen des Christentum nun aber waren nichts als die Ausbreitung rein menschlicher Artvollendung und deren Ablösungsprozeß von dem sich immer mehr rangierenden und harmonisierenden, mechanisierenden menschlichen Ethnos in irgend einer ganz besonderen Elite (Man schenke dem Typ einer gewissen Art »problematischer Natur« seine Aufmerksamkeit! Ein sehr gesunder Repräsentant, z. B. Goethe, Leonardo u. s. w.), die einstmals als ein durchaus neues und unvergleichbares psycho-physisches Artgebilde vorhanden sein wird. —

Und, nochmals: dies ist der Sinn des »Übermenschen!!« Dieser oder sonst gar keiner!! — —

*

Wer seinen Nietzsche kennt, weiß also, daß er den Christus selbst ja ein gewisses eindeutiges Wohlwollen gönnt. Aber sobald das historische Christentum und Paulus, dieser plumpe, widerlich eifrige Plebejer und Epileptiker, aufs Tapet kommt, hört freilich dies Wohlwollen gründlich auf.

Es lohnt sich, zu hören, was Nietzsche über Paulus schreibt.

Wir werden alsdann unsere Auffassung danebenstellen.

Zunächst aber vielleicht ein kleines anderes Zitat. — Es heißt im »Willen zur Macht« (IX, S. 125): »Man soll das Christentum als historische Realität nicht mit jener einen Wurzel verwechseln, an welche es mit seinem Namen erinnert: die anderen Wurzeln, aus denen es gewachsen ist, sind bei weitem mächtiger gewesen. Es ist ein Mißbrauch ohne gleichen, wenn solche Verfalls-Gebilde und Mißformen, die »christliche Kirche«, »christlicher Glauben« und »christliches Leben« heißen, sich mit jenem heiligen

Namen abzeichnen. Was hat Christus verneint? Alles, was heute christlich heißt!«

Der arme Nietzsche! – Nein, alles was er da mit solch starkem Odium belegt, ist nichts als durch den Christus und nur durch ihn rangiertes Ethnos, und es ist dessen äußerste Möglichkeit von Form, unter der es das neue Prinzip des Christus zu begreifen und es sich anzueignen vermag. Es kann, seinem innersten organischen Wesen nach, nicht über die abstrakte geistige Begriffsform und das Symbol hinaus. Also sind diese Formen etwas durchaus notwendiges und heiliges, für alles was Ethnos ist und ein- für allemal Ethnos bleiben wird; weil es organisch, psycho-physiologisch nicht über solche seine Sphäre als solches Ethnos hinaus kann! – Für dieses Ethnos aber, wie für das, was sich über dasselbe hinausentwickelt, gibt es nur eine Wurzel und keine andere: und die ist der Christus, als höchste und reinste, artaktivste organische Offenbarung von polarer Erdindividualität!

Aber: »das Christentum ist ein naiver Ansatz zu einer buddhistischen Friedensbewegung, mitten aus dem eigentlichen Herde des Ressentiments heraus«!

O nein! Nicht das Geringste hat der Christus vom »Nirvana« gesagt, sondern er hat das große, aktive, kämpferische Wort gesprochen, daß die Seinen einst noch das Erdreich besitzen sollen! –

Armer Nietzsche! –

3.

»Zur Psychologie des Paulus«. (IX, S. 132. »Wille zur Macht«.)

Nietzsche »liebt« es nämlich »durchaus nicht an jenem (!) Jesus von Nazareth oder an seinem Apostel Paulus, daß sie den kleinen Leuten so viel in den Kopf gesetzt haben, als ob es etwas auf sich habe mit ihren bescheidenen Tugenden«.

Großartig! Man kann nicht anders sagen. – Wer sichs leisten kann! –

Aber das, worauf es uns ankommt. –



Die oben zitierte Stelle lautet: »Das Faktum ist der Tod Jesu. Dies bleibt auszulegen ... Daß es eine Wahrheit und einen Irrtum in der Auslegung gibt, ist solchen Leuten (!) gar nicht in den Sinn gekommen: eines Tages steigt ihnen eine sublime Möglichkeit in den Kopf ‚es könnte dieser Tod das und das bedeuten' (Psychologie des Zustandekommen von Nietzsches ganzen impromptuhaft-chaotischen Velleitäten! Selbstpsychologie! —) und sofort ist es das! Eine Hypothese beweist sich durch den sublimen Schwung, welchen sie ihrem Urheber gibt ...

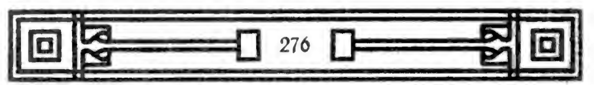
‚Der Beweis der Kraft', d. h. ein Gedanke wird durch seine Wirkung bewiesen, — (‚an seinen Früchten', wie die Bibel naiv sagt); was begeistert, muß wahr sein, — wofür man sein Blut läßt, muß wahr sein. — (O ja? Denn Blut ist »ein ganz besonderer Saft«! bekanntermaßen!)

Hier wird überall das plötzliche Machtgefühl, das ein Gedanke in seinem Urheber erregt, diesem Gedanken als Wert zugerechnet: — und da man einen Gedanken gar nicht anders zu ehren weiß, als indem man ihn als wahr bezeichnet, so ist das erste Prädikat, das er zu seiner Ehre bekommt, er sei wahr ... Wie könnte er sonst wirken? Er wird von einer Macht imaginiert: gesetzt, sie wäre nicht real, so könnte sie nicht wirken ... Er wird als inspiriert aufgefaßt: die Wirkung, die er ausübt, hat etwas von der Übergewalt eines dämonischen Einflusses. —

Ein Gedanke, dem ein solcher décadent (Kaum zu ertragen!!) nicht Widerstand zu leisten vermag, dem er vollends verfällt, ist als wahr ‚bewiesen'!!!

Alle diese heiligen Epileptiker und Gesichte-Seher besaßen nicht ein Tausendstel von jener Rechtschaffenheit der Selbstkritik, mit der heute ein Philologe einen Text liest oder ein historisches Ereignis auf seine Wahrheit prüft ... (Nun, Nietzsche sicher gehört nicht zu ihnen!) Es sind, im Vergleich zu uns, moralische Cretins ...« (O Gott! Wie lange vor seiner geistigen Umnachtung hat Nietzsche dies denn von sich gegeben?)

Aber unsere Glosse. — Zunächst: möchte sich nur nicht die brave alte Pilatusfrage »Was ist Wahrheit«? gegen das wenden, womit Nietzsche später seinen ganzen »Willen zur Macht« begründen will! Oder was hätte denn er als sein Kriterium von Wahrheit all



jenem, was er Paulus da suggeriert, entgegenzustellen? Etwa irgend eine exakt wissenschaftliche Acribie, oder die eines textprüfenden Philologen? Ich denke, wir haben nachgerade zur Übergenüge gesehen, was für ein Dilettant Nietzsche nach solcher Richtung ist, und wie man wahrer Wissenschaftlichkeit kaum ferner sein kann, als er! Seine ganze Philosophie ist ja eine einzige Velleität!

Aber sehen wir nur näher zu, was für einen laschen Unsinn, seinem »Willen zur Macht« zuliebe, Nietzsche da hingeschrieben hat! –

Was es mit dem Kriterium dessen, was für einen Paulus Wahrheit war, auf sich hat: ich denke, nach allen unseren letzten Ausführungen wird das von vornherein einleuchten; und es wird einleuchten, daß das einzige Kriterium von Wahrheit in der Macht und Kraft und in den festen organischen Zusammenhängen besteht, die einer Idee eignen; in der Macht, Kraft und den Zusammenhängen, die sie von polarer Individualität her besitzt.

War das die Wahrheit des Paulus? Es kann uns nicht einen Augenblick mehr darüber Zweifel bestehen. Denn es war die Wahrheit des Christus, und somit die Wahrheit schlechthin! –

Eine »Hypothese« erweist und beweist sich allerdings durch den »sublimen Schwung«; und zwar durch den ihrer ersten fruchtbaren mystischen Konzeption; eine Erfahrung, die nicht nur jeder große Künstler, sondern auch jeder wahrhaft große Mann der Wissenschaft zu bestätigen in der Lage ist. – Eine Idee und Hypothese ist geradezu alles durch und mit und als solche erste, fruchtbare Konzeption und den Grad ihrer psychischen Notwendigkeit, oder sie ist gar nichts als ein ohnmächtiges, fruchtloses Stümpern isolierten Intellektes.

Und allerdings wird dann ferner etwas »an seinen Früchten« erkannt! Wodurch in aller Welt sollte es denn sonst erkannt werden? Die Wenigsten können »Herz und Nieren« prüfen und bereits an der trocken fixierten Hypothese oder Idee erkennen, was sie wert ist, rein intellektuell dies erkennen; erst an seinen »Früchten« wird alles erkannt. (Im übrigen gestehe ich, daß mir nichts verdrießlicher und widerwärtiger ist, als solche Art und Weise



die Bibel zu zitieren! – Die Stelle, die Nietzsche da zitiert, meint ja eigentlich eine andere Sache. Die Pharisäer verbergen ihre innere Schlechtigkeit nach außen durch einen korrekten Lebenswandel. An diesem kann man sie also so leicht nicht erkennen; wohl aber an den »Früchten«, die diese innere Schlechtigkeit trotz des Lebenswandels und unter ihm hervortreibt. Ich glaube, kaum ist ein Buch so zu schiefen Zitaten gemißbraucht worden, als die Bibel. Und dann will man die Bibel und das Christentum dafür verantwortlich machen!)

Aber, bereits doch wohl maniakalisch, spielt natürlich bei Nietzsche schon wieder das »Machtgefühl« seine Rolle. Und was für ein bereits paralytischer Logiker Nietzsche ist! Basiert denn etwa gerade ihm und beweist gerade ihm sich ein Recht und eine Wahrheit nicht gerade auf dem Machtgefühl und durch das Machtgefühl? Und hier soll sie es nicht? – Ich denke, bereits im voraus ein böses Zeichen für diesen famosen »Willen zur Macht«!

Der Gedanke als »inspiriert« aufgefaßt. – War der Gedanke des Paulus etwa nicht »inspiriert«? Man erinnere sich nur an alles, was ich weiter oben von der »Infektion« des Christus ausgeführt habe.

»Ein solcher décadent«? – Die interessante psychologische Tatsache begegnet uns hier mal wieder, daß der eigentliche, der wirkliche Dekadent nicht sich, sondern seinen Gegentyp für »décadent« hält! – Paulus war kein Dekadent. Er war ein Neuer! – Er war Epileptiker? Ich denke, ich habe früher schon gezeigt, wie wenig das unter Umständen auf sich hat. Und ich sage hier sogar, daß es Tugend und Gesundheit einer überaus starken psychischen Wehrkraft und Rüstigkeit ist, die sich lediglich in solchen Zeiten durch die grauenhafteste Dekadence ringsherum bedrängt fühlt, und z. B. durch epileptische Anfälle und Raserei gegen sie sich wehrt und gegen sie behauptet! – O ja! es ist auch heute schon mal wieder zum »Epileptisch«», zum Rasend- und sonst was werden gerade für den besten, tüchtigsten und zugleich lebendigsten, und in jeder Hinsicht zeugungsfähigsten Mann! So unheimlich ist die Welt und die Zeit mal wieder voll von »Sünde«, von Ableben, Flauheit, Schlechtigkeit und seicht



faselnden intellektuellem Geschwätz und Geschnatter! – Ist es nicht zum »Epileptischwerden«? Und gerade für die, welche alle Wahrheit und Kraft von Art und Individualität haben? – Ein so komplettes Krankenhausbeispiel wie den Philosophen Nietzsche zu sehen, wie es frei sich äußern darf, ja, wie es über ganz Europa hin seit bald 20 Jahren die weiteste Wirkung übt und die ausgebreitetste Resonanz findet: ja, das ist zum Epileptisch-, zum »Geistesgestörtwerden«. – Sorge Gott, daß es den wahren Mann und die arttüchtige Mannheit gerade heute nicht zu wer weiß was für einen intrikaten und »bösen« Dämon macht! –

Aber also, so steht die Sache: dekadent und nicht dekadent bestimmt sich nicht durch epileptisch und nicht epileptisch, sondern einzig und allein durch den Grad organischer religiöser Individualität, der einem Individuum eignet, und durch nichts anderes sonst; nie und nimmer kann es sich von einer einseitig physiologischen Seite her definieren! – Diese physiologischen Krankheitserscheinungen sind rein als solche sehr täuschend! Hier kann gerade überaus robuste Gesundheit sich in einer fruchtbaren organischen Mauser befinden; hier kann gerade edelste Neuart zu Licht und organischer Vollendung hin wollen! –

Der letzte Satz von Nietzsches armen Geschreibsel ist kaum zu lesen. — Seine ganze Nüance ist direkt widerlich; ich scheue diesen starken Ausdruck durchaus nicht; er ist völlig objektiv! –

*

Ich werde sogleich meinerseits näher auf die Psychologie des Paulus einzugehen haben. Es lohnt sich aber doch, vorher noch weiteres von Nietzsche über Paulus zu zitieren.

Das äußerste leistet Nietzsche begreiflicherweise in dem 1888, also kurz vor seiner unheilbaren Erkrankung, verfaßten »Antichrist« in solcher »Psychologie« des Paulus.

Wollen wir vielleicht ein Motto der folgenden Zitate? Es stehe S. 405, wo es heißt: »Unsere Zeit ist wissend... Was



ehemals bloß krank war, heute ward es unanständig, — es ist unanständig, heute Christ zu sein. Und hier beginnt mein Ekel«. (O armer Paralytiker! —)

Weiter S. 407: »Das Evangelium starb am Kreuz. Was von diesem Augenblick an ‚Evangelium' heißt, war bereits der Gegensatz dessen, was er gelebt: eine ‚schlimme Botschaft', ein Dysangelium«. (Nein, sondern es war das Evangelium, das am Kreuz erst recht lebendig und alsdann — aktiv geworden war! — Christi Kreuzestod war die allergenialste und bewußteste Tat und Mannestat, die die menschliche Geschichte gesehen hat!! — In die Tiefe dieses übermenschlichen, dieses göttlichsten Manneswillens ist der große Paulus als der erste eingedrungen! Und, wir werden noch sehen, wie das gar nicht anders sein konnte! Ja, das vielleicht unerhörteste: wir werden sogar sehen, daß der Christus idolhaft-persönlich aus allem artorganischen, psycho-physischen Zusammenhang heraus Paulus diesen seinen großen Manneswillen offenbarte und den genialen Chaber Saulus zu seinem größten und aktivsten Apostel auserwählte!)

S. 412: »Der ‚frohen Botschaft' folgte auf dem Fuße die ‚allerschlimmste': die des Paulus. In Paulus verkörpert sich der Gegensatz: Typus zum ‚frohen Botschafter', das Genie im Haß, in der Vision des Hasses (Wenn dies nur keine sadistische ‚Vision' des Paralytikers Nietzsche ist! —) in der unerbittlichen Logik des Hasses. Was hat dieser Dysangelist alles dem Hasse zum Opfer gebracht! Vor allem den Erlöser: er schlug ihn an sein Kreuz, das Leben, das Beispiel, die Lehre, der Tod, der Sinn und das Recht des ganzen Evangeliums«.

(Offenbar meint Nietzsche, daß, wenn dieser schlimme Paulus nicht gewesen wäre, dieses Evangelium sehr harmlos geblieben wäre; und etwa als Gegenstand eines sadistischen Mitleides noch eine ganz gute Existenzberechtigung haben würde? Man hat nachgerade alle Ursache zu solch einer Vermutung. — Ich sage damit natürlich nicht, daß Nietzsche Sadist gewesen sei. Das ist er sicher nicht gewesen! Große Männer können allerdings unter Umständen sehr gefährlich »krank« werden; aber in Nietzsche lag sicher nicht der Keim solcher Krankheit! Trotz der »Peitsche«!)

»Nichts war mehr vorhanden als dieser Falschmünzer aus Haß



begriff, was allein er brauchen konnte. Nicht die Realität, nicht die historische Wahrheit! ...«

S. 423: »Das ist es nicht, was uns abscheidet, daß wir keinen Gott wieder finden, weder in der Geschichte, noch in der Natur, noch hinter der Natur, — sondern daß wir, was als Gott verehrt wurde, nicht als ‚göttlich', sondern als erbarmungswürdig, als absurd, als schädlich empfinden«. (Ist dies alles vielleicht Hintergrund zu dem freilich sehr »absurden« — »Eselsfest« am Ende des »Zarathustra«? Aus welchen höchst zweifelhaften »Mysterien« der römischen Dekadence mag Nietzsche sich wohl das herbeigeholt haben!), »nicht nur als Irrtum, sondern als Verbrechen am Leben.... Wir leugnen Gott als Gott ... Wenn man uns diesen Gott der Christen bewiese, wir würden ihn noch weniger zu glauben wissen. —« (O geistreichster Literaturmann Friedrich Nietzsche!) »In Formel: deus, qualem Paulus creavit, dei negatio« — — — »Der ‚Glaube' als Imperativ ist das Veto gegen die Wissenschaft —« (O Gott, wenn er doch nicht von Wissenschaft reden wollte!) »— in praxi die Lüge um jeden Preis ...« (Grauenhaft! Grauenhaft!!) »... Paulus begriff, daß die Lüge — daß ‚der Glaube' nottat; die Kirche begriff später wieder Paulus.«

S. 447: Die Organisation des Imperium Romanum: »... sie war nicht fest genug gegen die korrupteste Art der Korruption, gegen die Christen«.

(O ja, Paulus war sicherlich »korrupter« als Nero, Caligula, Heliogabal, Caracalla u. s. w. u. s. w. — O Paralytiker!)

S. 448: »— Und Epikur hätte gesiegt (So! Hätte er! Wie schade! —), jeder achtbare (o Gott, dieses »achtbar«!) Geist im römischen Reich war Epikuräer: da erschien Paulus ... Paulus, der Fleisch-, der Geniegewordene Tschandala-Haß gegen Rom, gegen die Welt«. (Großartig!! — O unvergleichlichst geistreichster Literaturmann Friedrich Nietzsche!!)

Der »Rüpel« Luther tats ihm später nach; nicht? Denn, nicht? Alexander Borgia: welch ein göttlichster, verehrungswürdigster Epikuräer!!

*

Wir lassen uns, denk' ich, auf all diese Bejammerbarkeiten nicht weiter ein. Wir sehen uns dafür lieber an, was es mit Paulus in Wahrheit auf sich hat.

Ehe er ein Paulus ward, war er ein Chaber (Anhänger der Pharisäer), und zwar der unbarmherzigste und zugleich überaus überzeugte und intelligente Verfolger der jungen Jerusalemitischen Gemeinschaft; ein gewaltiges Temperament, eine höchst praktische organisatorische Natur, feurig und schärfsten Verstandes zugleich, festgeprägtesten Charakters. — Zudem aber: ein sehr wichtiges Moment! — leidet er an der »heiligen Krankheit«. — Paulus ist Epileptiker: und also von vornherein ein »Erwählter«. — Er war Epileptiker: und da haben wir das ganze Geheimnis seiner Konversion. — Alles, was damals in solcher Weise litt, insofern es »heilige Krankheit« war, war von vornherein der organisch vorbestimmte Boden für den Christus und seiner »Infektion« ganz und gar »verfallen«! So wenig in einem organischen Körper ein einziges Molekül des Infektionsgebietes der Infektion sich entziehen kann, so wenig konnte gerade ein Paulus sich ihr entziehen.

Die Infektion, die hier in Rede steht, vollzieht sich zwar mit aller Notwendigkeit (Nur so ist die enorme Ausbreitung des späteren Martyriums zu verstehen und zu erklären! Nur durch diese religiös-psycho-physische Erklärung!): aber nicht sogleich hat sie ihren ganzen Erfolg. Christi Jünger und ersten Anhänger begriffen den Christus (Vor allem ein organisch-psycho-physisches, sympathetisches Begreifen kommt in Betracht!) nicht auf der Stelle, sondern allmählich; dann aber waren sie auch völlig unablösbare Glieder seines Körpers, die keine Macht der Welt ihrem Organismus wieder zu entfremden vermochte! — Und so begriff der Chaber Saulus allmählich, aber mit unausweichlicher Notwendigkeit und Sicherheit! —

Er war Epileptiker, d. h. er besaß ein logisches Vermögen der Ganzseele, und ein übermenschlich intensives, ein überintensives, dessen innere logischen Prozesse nicht bloß solche des Intellektes, sondern solche der ganzen Psychophysis waren; und deren Intensität sich bis zu epileptischen Rasereien steigerten (Vgl. auch die Epilepsie Mohamets! Es ist ganz derselbe Fall!), Rasereien,

in denen sich notwendig ein fester logischer Schluß und ein Entschluß gebar; indessen ein Entschluß, der zugleich sofort auch Funktion und Aktion war, und als solche zu wirken und sich zu entfalten begann; als fortwirkende ‚Infektion‘! —

Der Chaber Saulus war ein genialer, intellektuell sehr hochstehender Feind der jungen Gemeinde. Er gab sich sicher intellektuell beständig Rechtfertigungen und diskutierte innerlich für und wider, gezwungen auch von den seltsamen Vorgängen in dieser jungen Gemeinde und durch ihr unlösbares, organisches Zusammenhalten. — Je mehr er aber über dies alles nachdachte, um so mehr mußte dies Nachdenken, da er mit der »heiligen Krankheit« behaftet, also ein organisch »Erwählter« und Disponierter war, in die ganze und letzte Tiefe auch seiner unbewußten, psychophysischen Logik hineindringen. Das aber bedeutete: jenes idolhafte zweite Bewußtsein des Christus, das organische Idol der großen Christuspsyche, drang von der jungen Gemeinde her, in das ihr verfallene Infektionsgebiet Saulus ein, und bemächtigte sich seiner; und es bemächtigte sich seiner idolhaft-zweitbewußtheitlich Christus persönlich, um mit ihm in eine völlige neuorganische Einheit zusammenzuwachsen. Die Krisis dieses Prozesses bedeutet jener epileptische Anfall auf dem Wege von Damaskus.

Christus erscheint ihm persönlich (die alte Mythe ist sehr tief und wahr!) und frägt (sicher wird Saulus aus seiner Psychophysis heraus leibhaft diese Stimme vernommen haben; und es war wirklich die idolhaft-persönliche, zweitbewußtheitlich-reale des Christus selbst, der schon lange in ihm war, und zwar mit allem, was der Christus nicht nur geistig, sondern auch organisch bedeutete!): »Saulus, was verfolgst du mich?!« Und mit dieser Stimme war aus Saulus ein- für allemal Paulus geworden; und der lebendig beständig vorhandene Christus hatte sich seine enormste, aktivste, wundersamste Inkarnation geschaffen, die Inkarnation, die Ihm und den Seinen den Erdkreis erobern sollte! —

Der unaufhaltsame, gewaltige Siegeszug dieses Paulus war der des persönlichen Christus selbst, und keine Macht der Welt konnte ihn aufhalten! Ebensowenig wie die fortschreitende etale Infektion eines organischen Körpers aufzuhalten ist! — Und



dies war eine letale Infektion! Das fühlte und wußte das Imperium gar wohl; und daher diese schrecklichen, diese wüsten Christenverfolgungen durch Jahrhunderte hindurch, die doch dieser Infektion — das überaus erstaunliche an diesem unerhörtesten und heiligsten historischen Ereignis! — nur Vorschub leisten konnten! —

Und wie in der Infektion eines organischen Körpers der erste winzigste Infektionskeim unvergänglich ist, wie alle andere Infektion nichts anderes sein kann als seine beständige molekülare Metastase und Neuinkarnation, so war und ist der Christus persönlich, idolhaft-organisch auch heute noch vorhanden und wirkt in der Linie seiner Entwicklung weiter irgend einer letzten organischen Vollendung und Offenbarung entgegen! —

So, und das ist die Wahrheit von Paulus; und einzig dies kann die Wahrheit von ihm sein! —

Alles, was Nietzsche über ihn schreibt, schrumpft dem gegenüber zur bedauernswürdigsten Armseligkeit zusammen! ...

Unitio mystica et manifestissima! —

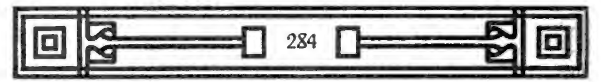
*

Die notwendige Entwicklung des Christentums ergibt und versteht sich von hier aus eigentlich von selbst.

Ich habe in meinem »Christus und Sophie« davon gehandelt. Ich sage von ihr hier nur noch folgendes.

Sie wird sich darstellen, als die organische Krise der »heiligen Krankheit«. Jede organische Umkremplung wird von dem Sensibilitätssystem ausgehen müssen, um von da aus erst auf das Organische zu wirken; bei jeder Rasse und Artbildung! Von allem Anfang an ist es so gewesen und kann es gar nicht anders gewesen sein! — Begreift man nun die »Wunder« von Christi Heilungen, die also sicher vom Nervensystem aus, mit dem er, der Gesunde, in sympathetisch organischer Beziehung stand, auch das Organische bestimmt haben, und sogar schwere kataleptische Fälle zur Auflösung brachten?

Hier ist zugleich das Problem des Märtyrers und Heiligen bis ins Allereinzelnste hinein als ein Artproblem enthüllt, und völlig erklärt; und ich brauche mich bei Nietzsches sehr ausführ-



lichen, aber immer kläglicheren Auslegungen dieses Problems nicht mehr aufzuhalten. Es wäre verlorene Zeit. — Nietzsches völlige Ohnmacht all diesen Dingen gegenüber würde sich bei dieser Gelegenheit nur noch grimmiger decouvrieren. Und ich denke, das ist nicht vonnöten. —

Also die Entwicklung des historischen Christentums ist vorschreitender organischer Artumkremplungs-Prozeß der »heiligen Krankheit«, dem sich stufenweise unter was für blutigen Wirren und Krisen auch immer, zunächst das antike Ethnos anpassen mußte, und dem sich im ferneren Verlauf das germanische Ethnos anpaßte.

Die reine Linie des reinen Prinzips, des eigentlich motorischen, — immer irgendwie Gebiet der werdenden organischen Neuart und der »heiligen Krankheit«, — geht im Bereich des germanischen Ethnos von Abälard über die großen deutschen Mystiker, Ekehart, den Tauler, den Seuse u. s. w. und von ihnen über Huß zu Luther hin — er war wirklich kein »Bauernrüpel«! —; hier klärt sich die große Diskussion wieder gegen ihren Ausgangs- und Urpunkt zurück und konzentriert neue Kräfte. — Und es ereignet sich, aus den bis dahin gereiften, stets organisch mitlaufenden zivilisatorischen Entwicklungen, die überaus wichtige Kolonisierung Amerikas! — Damit ist faktisch das reine Prinzip zivilisatorisch-organisch durchgebrochen und hat begonnen, mit im Keim deutlich überethnischen, völlig neuen Kulturprämissen sich von dem sich ausorganisierenden europäischen Ethnos loszulösen und abzuzweigen, sich ein ganz neues zivilisatorisches und ökonomisches, ein ganz neues kulturelles Fundament zu schaffen, auf dem es sich höchstwahrscheinlich endlich rein neuartentwickelnd, sexuell zeugend in ferneren Zukünften wird betätigen können. Zunächst, indem es eine neue, der werdenden Überart nähere Rasse schafft. (Der hochwichtige Adamitismus Whitmans!).

Sobald diese Rasse — was sicher noch lange Zeit in Anspruch nehmen wird — fertig ist, wird sie rein psycho-physiologisch unter all ihren sonstigen, uns heute unabsehbaren, kulturellen Äußerungen, in der Linie der »heiligen Krankheit« höchstwahrscheinlich die letzte Umformung des menschlichen Sexualsystems bewirken, und sobald dies, nach ein paar Jahrtausenden vielleicht,





erreicht sein wird, wird die »heilige Krankheit« sich definitiv als die wesentlich neuzeugende, sexual abgeformte Überart, von der Menschheit definitiv abgesonderte organische Übergesundheit und Neugestalt festsetzen und ein- für allemal behaupten....

So wirds mit dem »Übermenschen« stehen. Er wird hiermit vielleicht ungefähr mit der Sicherheit berechnet sein, mit welcher Laverrier den Neptun berechnet hat. — Im übrigen: lassen wir diesen »Übermenschen« ruhig zufrieden. Er ist ein höchst gefährliches Gebiet! Und er ist ja doch allem Menschlichen für immer und ewig unzugänglich! — Er würde für uns nichts als vielleicht den grauenhaftesten Wahnsinn bedeuten; ein Wahnsinn, der uns auf der Stelle vernichten würde.

Lassen wir uns um so mehr und eindringlicher den werdenden »homo europaeus«, und nicht minder den werdenden »homo americanus« etwas angehen! Das wird ungleich ersprießlicher, gesunder, heilsamer und erfreulicher sein!

Wenn man aber will, so wird Europa höchstwahrscheinlich bald den »Vampyr« der »heiligen Krankheit« los sein und das europäische Ethnos wird endlich organisch und sonst in jedem Betracht harmonisiert sein!

Nur das Problem des Anarchismus bleibt für Europa noch zu lösen. Wir sind auf dem besten Wege dazu. —

Aber, wohlgemerkt: die mechanistische Wissenschaft wird diese europäische Krankheit des Anarchismus nur vergrößern, anstatt sie zu heilen; sie wird der Ausbreitung jeder Art von Dekadence nur Vorschub leisten. Niemand anderes als der Christus, der klar erkannte Christus wird dieses Problem zu lösen imstande sein! Einzig Er! Und er wird es zuversichtlichst lösen! —

Für das, was bei uns nicht gut tut oder gut tun kann, haben wir neuerdings die Kolonialpolitik. Sie ist mehr als bloße ‚Politik'! — Und die Energie, mit der unser Kaiser sich für sie einstellt, sollten wir Deutschen ja verstehen und würdigen!! — Möchten unsere »Interessenpolitiker« sich nicht allzu sehr als Lohgerber Kleons redivivi geberden! Denn wir haben in der Tat in unserem Kaiser einen neuen Perikles, der weiß, wozu er »Trieren« und, wennschon!, immer neue »Trieren« fordert!...

III. Herren- und Sklavenmoral und die Nietzschesche Füllung des Begriffes »Übermensch«.

1.

Das IX. Hauptstück von »Jenseits von Gut und Böse« betitelt sich »Was ist vornehm?« Dieser Titel mag zugleich auf die eigentliche Füllung hindeuten, die Nietzsche, im Anschluß an seine Ethik, dem Begriff »Übermensch« hat zu teil werden lassen. »Vornehmheit« ist seine ernsteste ethische Taxe! Was wir von ihr als Füllung des »Übermenschen« halten, wollen wir vorderhand noch verschweigen. Wir wollten mit dieser ethischen Taxe nur einen kleinen Vorschmack davon geben, was es mit der Nietzscheschen Ethik überhaupt auf sich haben wird.

Also, dieser inzwischen über ganz Europa hin so berühmt gewordene Gegensatz von »Herren- und Sklavenmoral«.

Es heißt, VIII, S. 239/243:

»Bei einer Wanderung durch die vielen feineren und gröberen Moralen, welche bisher auf Erden geherrscht haben, oder noch herrschen, fand ich gewisse Züge regelmäßig miteinander wiederkehrend und aneinandergeknüpft: bis sich mir endlich zwei Grundtypen verrieten, und ein Grundunterschied heraussprang.

Es gibt Herren-Moral und Sklaven-Moral; — ich füge sofort hinzu, daß in allen höheren und gemischten Kulturen auch Versuche der Vermittlung beider Moralen zum Vorschein kommen, noch öfter das Durcheinander derselben und gegenseitige Mißverstehen, ja bisweilen ihr hartes Nebeneinander — sogar im selben Menschen, innerhalb einer Seele. (Soso! — Man wäre doch wirklich wißbegierig, was es in Wahrheit mit Nietzsches »Wanderung« da auf sich haben möchte! Mit Beispielen hat er es sich, man muß schon sagen, bequem gemacht! Sie manquieren überhaupt!) Die moralischen Wertunterscheidungen sind entweder unter einer herrschenden Art entstanden, welche sich ihres Unterschieds gegen die beherrschte mit Wohlgefühl bewußt wurde, — oder unter den Beherrschten, den Sklaven und Abhängigen jeden Grades. Im ersten Falle, wenn die Herrschenden es sind, die den Begriff ‚gut' bestimmen, sind es die erhobenen stolzen Zustände der Seele,



welche als das Auszeichnende und die Rangordnung bestimmende empfunden werden. Der vornehme Mensch trennt die Wesen von sich ab, an denen das Gegenteil solcher gehobenen stolzen Zustände zum Ausdruck kommt: er verachtet sie. Man bemerke sofort, daß in dieser ersten Art Moral der Gegensatz ‚gut' und ‚schlecht' so viel bedeutet wie ‚vornehm' und ‚verächtlich': — der Gegensatz ‚gut' und ‚böse' ist anderer Herkunft. Verachtet wird der Feige, der Ängstliche, der Kleinliche, der an die enge Nützlichkeit Denkende; ebenso der Mißtrauische mit seinem unfreien Blick, der Sich-Erniedrigende, die Hunde-Art von Mensch, welche sich mißhandeln läßt, der bettelnde Schmeichler, vor allem der Lügner: — es ist ein Grundglaube aller Aristokraten, daß das gemeine Volk lügnerisch ist. ‚Wir Wahrhaftigen' — so nannten sich im alten Griechenland die Adeligen. Es liegt auf der Hand, daß die nationalen Wertbezeichnungen überall zuerst auf Menschen und erst abgeleitet und spät auf Handlungen gelegt worden sind: weshalb es ein arger Fehlgriff ist, wenn Moral-Historiker von Fragen den Ausgang nehmen wie ‚warum ist die mitleidige Handlung gelobt worden'? Die vornehme Art Mensch fühlt sich als wertbestimmend, sie hat nicht nötig, sich gutheißen zu lassen, sie urteilt, ‚was mir schädlich ist, das ist an sich schädlich', sie weiß sich als das, was überhaupt erst Ehre den Dingen verleiht, sie ist wertschaffend. Alles, was sie an sich kennt, ehrt sie: eine solche Moral ist Selbstverherrlichung. Im Vordergrund steht das Gefühl der Fülle, der Macht, die überströmen will, das Glück der hohen Spannung, das Bewußtsein eines Reichtums, der schenken und abgeben möchte; — auch der vornehme Mensch hilft dem Unglücklichen, aber nicht oder fast nicht aus Mitleid, sondern mehr aus einem Drang, den der Überfluß von Macht erzeugt — — — — — ‚Ein hartes Herz legte Wotan mir in die Brust', heißt es in einer alten skandinavischen Saga: so ist es aus der Seele eines stolzen Wikingers heraus mit Recht gedichtet. Eine solche Art Mensch ist eben stolz darauf, nicht zum Mitleiden gemacht zu sein: weshalb der Held der Saga warnend hinzufügt ‚wer jung nicht schon ein hartes Herz hat, dem wird es niemals hart'. Vornehme und Tapfere, welche so denken, sind am entferntesten von jener Moral, welche gerade im Mitleiden oder im Handeln für andere oder im



désintéressement das Abzeichen des Moralischen sieht; der Glaube an sich selbst, der Stolz auf sich selbst, eine Grundfeindschaft und Ironie gegen »Selbstlosigkeit« gehört eben so bestimmt zur vornehmen Moral wie eine leichte Geringschätzung und Vorsicht vor den Mitgefühlen und dem ‚warmen Herzen'. – – – – Am meisten ist aber eine Moral der Herrschenden dem gegenwärtigen Geschmacke fremd und peinlich in der Strenge ihres Grundsatzes, daß man nur gegen Seinesgleichen Pflichten habe; daß man gegen die Wesen niedrigeren Ranges, gegen alles Fremde nach Gutdünken oder, ‚wie es das Herz will', handeln dürfe und jedenfalls ›Jenseits von Gut und Böse' –: hierin mag Mitleiden und dergleichen gehören. Die Fähigkeit und Pflicht zu langer Dankbarkeit und langer Rache – beides nur innerhalb Seinesgleichen –, die Feinheit in der Wiedervergeltung, das Begriffs-Raffinement in der Freundschaft, eine gewisse Notwendigkeit, Feinde zu haben (gleichsam als Abzugsgräben für die Affekte Neid, Streitsucht, Übermut, – im Grunde, um gut Freund sein zu können): alles das sind typische Merkmale der vornehmen Moral, welche, wie angedeutet, nicht die Moral der ‚modernen Ideen' ist und deshalb heute schwer nachzufühlen, auch schwer auszugraben und aufzudecken ist. –

Es steht anders mit dem zweiten Typus der Moral, der Sklaven-Moral. Gesetzt, daß die Vergewaltigten, Gedrückten, Leidenden, Unfreien, ihrer selbst Ungewissen und Müden moralisieren: was wird das Gleichartige ihrer moralischen Wertschätzungen sein? Wahrscheinlich wird ein pessimistischer Argwohn gegen die ganze Lage des Menschen zum Ausdruck kommen, vielleicht eine Verurteilung des Menschen mitsamt seiner Lage. Der Blick des Sklaven ist abgünstig für die Tugenden des Mächtigen; er hat Skepsis und Mißtrauen, er hat Feinheit des Mißtrauens gegen alles ‚Gute', was dort geehrt wird –, er möchte sich überreden, daß das Glück selbst dort nicht echt sei. Umgekehrt werden die Eigenschaften hervorgezogen und mit Licht übergossen, welche dazu dienen, Leidenden das Dasein zu erleichtern: hier kommt das Mitleiden, die gefällige, hilfbereite Hand, das warme Herz, die Geduld, der Fleiß, die Demut, die Freundlichkeit zu Ehren –, denn das sind hier die nützlichsten Eigenschaften und beinahe die einzigen Mittel, den Druck des Daseins auszuhalten! Die Sklaven-



Moral ist wesentlich Nützlichkeits-Moral. Hier ist der Herd für die Entstehung jenes berühmten Gegensatzes ,gut' und ,böse': — ins Böse wird die Macht und Gefährlichkeit hinein empfunden, eine gewisse Furchtbarkeit, Feinheit und Stärke, welche die Verachtung nicht aufkommen läßt. Nach der Sklaven-Moral erregt also das ,Böse' Furcht, nach der Herren-Moral ist es gerade der ,Gute', der Furcht erregt und erregen will, während der ,schlechte' Mensch als der verächtliche empfunden wird. Der Gegensatz kommt auf seine Spitze, wenn sich, gemäß der Sklavenmoral-Konsequenz, zuletzt nun auch an den ,Guten' dieser Moral ein Hauch von Geringschätzung hängt — sie mag leicht und wohlwollend sein —, weil der Gute, innerhalb der Sklaven-Denkweise jedenfalls der ungefährliche Mensch sein muß: er ist gutmütig, leicht zu betrügen, ein bißchen dumm vielleicht, un bonhomme. Überall, wo die Sklaven-Moral zum Übergewicht kommt, zeigt die Sprache eine Neigung, die Worte ,gut' und ,dumm' einander anzunähern. — Ein letzter Grundunterschied: das Verlangen nach Freiheit des Instinktes für das Glück und die Feinheiten des Freiheits-Gefühls gehört ebenso notwendig zur Sklaven-Moral und -Moralität, als die Kunst und Schwärmerei in der Ehrfurcht, in der Hingebung das regelmäßige Symptom einer aristokratischen Denk- und Wertungsweise ist. — Hieraus läßt sich ohne Weiteres verstehen, warum die Liebe als Passion — es ist unsere europäische Spezialität — schlechterdings vornehmer Abkunft sein muß: bekanntlich gehört ihre Erfindung den provençalischen Ritter-Dichtern zu, jene prachtvollen, erfinderischen Menschen des »gai saber«, denen Europa so vieles und beinahe sich selbst verdankt«.

*

Was ist dies alles für eine Velleität und Konfusion! —

Diese ganze Doppelethik ist eine wahre Farce! —

Was denn hat uns also Nietzsche von »einer Wanderung durch die vielen feineren und gröberen Moralen, welche bisher auf Erden geherrscht haben« sehen lassen, hier oder sonstwo in seinen Schriften? Aber nichts, nichts und nochmals nichts! — Wenn er je der Historie und Wissenschaft ein Kompliment gemacht haben sollte: man kann sich kein unaufrichtigeres vorstellen! Die

Wissenschaft ist ihm niemals etwas anderes gewesen als der angenehm herbe Choc einer epidermalen Sensation! Und aus der »Logik« dieser Sensation und ihrem »Erfahrungsmaterial« spinnt er all seine Velleitäten aus! Was auch könnte er sonst aus ihr hervorspinnen, was könnte er sonst auf sie gründen, als Velleitäten?!

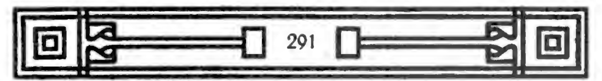
Hätte Nietzsche wirklich mit der Historie und Wissenschaft ernstlich ein solche Wanderung angetreten und durchgehalten: unmöglich hätte er dann zu diesen beiden Monstruositäten Herren- und Sklavenmoral gelangen können! — Ehrlich hätte er sich meinetwegen wie die ehrliche Wissenschaft mit wer weiß was für einer endlosen Vielzahl von Moralen herumgebalgt und alle Hände voll zu tun gehabt, sie zu registrieren und zu beschreiben; vielleicht aber wäre er auch weitergelangt als diese »exakte« Wissenschaft da, und er hätte durch den Trug des Chaos hindurch auch hier die Einheit erkannt, und statt jener endlosen Vielzahl der Moralen die Eine, die es einzig gibt, und nach deren Gesetz alle anderen noch so vielfältigen Erscheinungen und Formen von Moral sich reihen, gesehen.

Was aber ist diese eine Moral? Hat man sie vielleicht bisher schon gesehen und bestimmt? Noch Niemand, es sei denn der Herr und Kaiser dieser zwei Jahrtausende: der Christus, und mit ihm, wer Sein ist! . . .

Diese eine Moral aber ist nichts als Ausdruck der Entwicklung von polarer Individualität von einem äußersten Zustand von Unbewußt bis zu einem äußersten Zustand von Bewußt. Und es ist die Moral der einzigen »Art« und »Rasse«, die es gibt! Sie ist eine völlig einheitliche mit dieser Art und Rasse! —

Diese Moral aber also äußert sich unter allen Umständen, in welch wechselnder Form auch immer, als Gesetz und Wertmesser für Zusammenhang und Tüchtigkeit von Art, Gattung, Rasse! —

Am besten scheint dies bis jetzt der neuere englische Positivismus erkannt zu haben; freilich in äußerlicher, mechanistischer Weise. Indessen es ist ihm nicht gelungen, Moral zu erklären. — Wir haben sie eben erklärt, indem wir sie in ihren ganzen religiösen Zusammenhang brachten und sie als integrierenden



Bestandteil und solche Eigenschaft polarer Individualität erkannten. Damit aber fallen alle utilitaristischen und sonstigen nebensächlichen Gesichtspunkte, auch alle mechanistisch-physiologischen, chemischen und sonstigen zwar nicht gänzlich fort, aber sie sind in die gebührende Subordination eines tieferen, religiös organischen Zusammenhanges gebracht, in dem immerhin wohl auch der Nietzschesche Hauptgesichtspunkt, freilich lediglich als eine völlig dekadent-ethische Wertung zur Not ihr Plätzchen finden könnte; nämlich als Beschreibung einer Abart von Moral in höchst dekadenten Übergangszeiten, in denen ja auch Sadismus und sonstige Perversitäten zu grassieren pflegen.

Nach unserer Erklärung kann Moral insgesamt nichts anderes sein, als eine organische Lebensäußerung eines lebendigen, einheitlichen, bewußtseinbegabten Allwesens, dessen Funktionen zwischen zwei Zuständen von Kraftanspannung und Kraftabspannung beständig wechseln; zwei Zustände, die sich als Entwicklung organischen Erdlebens in Perioden von einerseits identischer und andrerseits dekadenter Kultur äußern. —

*

Wir befragen jetzt die Historie.

Die moralischen Wertunterscheidungen sollen nach Nietzsche entweder durch eine herrschende Art entstanden sein, die »sich ihres Unterschieds gegen die beherrschte mit Wohlgefühl (!) bewußt wurde, — oder unter den Beherrschten, den Sklaven und Abhängigen jeden Grades.«

Beineben sei auf den entschieden sadistisch-pathologischen Beigeschmack dieses »mit Wohlgefühl« hingewiesen! —

Bedenken wir unsererseits aber vor allem anderen, welche »herrschende Art« diese »Moralunterschiede« gemacht hat und stets und ein- für allemal macht: nämlich, aus aller Urchemie hervor nur die Einzige, Eine und Gleiche, die unmittelbarster Trieb, Träger und Ausdruck lebendiger polarer Individualität ist, und die die ganze Entwicklungslinie von Unbewußt (Chemie) bis zum höchsten Bewußtsein ein- für allemal bestimmt, hält und ausmacht! — Diese aber ist weder Herren- noch Sklavenart, sondern

lebendiges organisches Ein-Wesen, Seele, Sinn und Leben von polarer Individualität; sie steht in keinem Gegensatz zu einem »Untergrund«, außer in einem scheinbaren, sondern sie ist mit diesem schlechthin eins und identisch: organisches Leben mit Erd-individuum schlechthin identisch und im übrigen nichts, als seine feinste Konzentration und Inklination.

Haben wir uns dies vergegenwärtigt und fest eingeprägt, so wird bereits jetzt jede Absonderung einer Herren- von einer Sklaven-Moral hinfällig sein. »Herren« wie »Sklaven« sind organische Individuen einer organischen Art und sind in der Art selbst und in deren unauflöslichem Zusammenhang ein und dieselbe Wesenheit!

Dies steht bereits fest. Sehen wir uns nun aber einen historischen Tatsachenbestand an, um uns diese unsere Gewißheit noch näher zu vergegenwärtigen.

Stellen wir uns vor, wie Rom entstanden ist.

Sagen wir 8000 bis 10000 handfeste Altlatiner — die allererste der römischen Legionen! — gründet zusammen eine Stadt und ein Gemeinwesen. Es heißt, was hier zu beachten sicher ganz und gar nicht überflüssig sein dürfte, daß diese 8000 bis 10000 Kerls ein Konglomerat von allen möglichen Rowdies, Räubern und was auch immer für »outcasts« gewesen seien. — Nun, jedenfalls: sie hatten esprit de corps, denn sie machten sich fest und gründeten Rom. Sie gründen es, und verteilen es redlich und gewissenhaft nach den Fähigkeiten der einzelnen Individuen, und fühlen und ehren sich allesamt als Patrizier, als ein Adelstand, wie recht und billig. — Sie holen sich Weiber und erzeugen Nachwuchs; es versteht sich, daß dies angeschwiegerte Gemeinwesen, wie es rechtens ist, als Patriziat dem Gemeinwesen sich angliedert. — Es werden sich inzwischen, da man sieht, das neue Gemeinwesen behauptet sich, und behauptet sich sogar besonders gut, Handwerksleute, ein Mittelstand von allen Seiten her angegliedert haben, und neben ihnen sind auch Hörige vorhanden. Es versteht sich, daß diese beiden letzteren sich mit weniger zufrieden geben müssen; sie haben ja nichts zur Bildung und Sicherstellung des Gemeinwesens weiter getan, genießen aber von ihm Schutz und Vorteil, den sie freilich als Mittelstand und »Plebejer«, durch ihre nunmehrige Beihilfe



am Gemeinwesen vergelten. Die Hörigen ihrerseits sind ganz patriarchalisch Gesinde.

Es sind inzwischen Gesetze und Rechte aufgesetzt worden, welche der organische Ausdruck des neuen Gemeinwesens und die formal-abstrakte Gestaltung seiner Seele sind; Regelung von Kult, Standesabgrenzung, Regierung u. s. w. Und dies alles mag als Moral des Gemeinwesens gelten.

Wir haben eine ganz natürliche, gerechte und organische Ordnung, ein patriarchalisches Verhältnis, ob rauh oder nicht, einerlei: es ist harmonisch und gerecht, organisch und wird von allen seinen Gliedern als solches empfunden.

Die »Väter« sind die anfänglichen »Erzeuger« des Gemeinwesens. (Wohlzumerken: sie nennen sich »patricii«, »patres«! nicht Herren!). Ihnen zunächst stehen die »Plebejer«; sie haben an der Erzeugung nicht teilgenommen, sondern sind hinzugekommen, fanden Schutz: also stehen ihnen im Gemeinwesen geringere Rechte und Ehren zu. Die geringsten stehen dem Gesinde zu.

Das alles ein Zustand, der von allen Teilhabern gebilligt wird und der allen erträglich ist; ein harmonischer, patriarchalischer, organischer Zustand.

Im übrigen nun aber ist, neben dem Umstand, daß Besitz von Macht und Vorrecht den »Vater« in solchen Umständen mit der Zeit leicht in den Tyrannen verwandelt und jedenfalls aus einer gewissen organischen Menschlichkeit und patriarchalischen Beweglichkeit die formulierten Gesetze und ihre Ausübung zu einer unnatürlichen, drückenden Härte erstarren, noch ein anderer wichtiger Umstand zu berücksichtigen: nämlich das, was unsere moderne Nachwelt »eingeborene Menschenrechte« genannt hat. Sicher sind diese sowohl dem Plebejer, wie dem Gesinde (Sklaven) zu eigen und in ihm zum mindesten latent vorhanden; und zwar in Gestalt von Rechtsgefühlen, die sie in dem mütterlichen Gemeinwesen und vor allem innerhalb der organischen Rasse, der sie entstammen, mit der Muttermilch eingesogen haben und unter denen sie aufgewachsen sind; sie haben ihre tiefste und notwendigste Wurzel in der jedesmaligen Rasse oder Rassenüance.

Diese Rechtsgefühle und -Anschauungen haben sich dem neuen Gemeinwesen anpassen müssen und auch anpassen können.



(Es wird sich ja überdies vorderhand bloß um lateinische Rasse-variationen gehandelt haben.) Aber ihre eingeborenen Rechtsgefühle blieben irgendwie, wie sie sich auch immer anpassen mochten, dem Recht des neuen Gemeinwesens gegenüber latent; aber sie blieben zudem auch individuell keimfähig, als ein besonderes Menschen-recht, Rasse-, Art-Recht des Individuums.

Je mehr und je fremder solcher keimfähige Fremdstoff dem Gemeinwesen sich angliedert, durch Eroberung, Einwanderung u. s. w., um so mehr von solcher Keimfähigkeit wird vorhanden sein. Es wird das ursprüngliche Recht des Gemeinwesens, das Recht der Patres, das sich alles dessen erwehren muß, härter und spröder zusammenziehen; im individuellen Leben werden sich kompliziertere Konflikte ergeben müssen; ich möchte sagen, die Patres werden »nervöser«, sie werden zu »Herren«, ja! zu »Ty-rannen«. — Sie härten ihr Recht zum schärfsten, mit der Zeit unerträglichsten Vorrecht. Damit ist die erste Dekadence erreicht. Sobald Recht Vorrecht, und aus organischem Patriarchatsrecht zum Herren-Recht wird, ist es Verfall.

Was ereignet sich nun? Es ereignet sich die Auswanderung der Plebs auf den heiligen Berg; es ereignet sich der »General-streik«.

Und was lehrt derselbe? Nichts anderes, als daß der Stand des Gemeinwesens in Wahrheit eine organische Einheit, eine Familie ist (und zwar der Stand ein- für allemal jeglichen Ge-meinwesens, bis zu dem modernsten kompliziertesten Staaten-gebilde!); und es lehrt, daß, sobald dieser natürliche und bedingende Zustand, diese Wesenheit allen Gemeinwesens bedroht wird, sich sofort ganz einfach das organische Patriarchat wieder unter allen Umständen herzustellen sucht und sich wieder herstellen muß! — Es lehrt, daß jedes Glied des Organismus auf das andere an-gewiesen ist, und daß auch das Hauptglied keinen Augenblick ohne die übrigen Glieder bestehen kann. Es wird gestreikt, und Patres und alles Gemeinwesen sind in höchster Gefahr! — Weil das Recht der »Patres« und weil diese selbst entartet sind. (Die be-rühmte Fabel des Menenius Agrippa von den Gliedern und dem Magen.)

Was aber lehrt dieser »Generalstreik« noch? Daß an dieser





ganzen sozialen Ordnung nichts konstant ist als eine Proportionalität von drei Rangstufen; Patres, Plebejer und Sklaven. Und die Individuen, die »Moleküle« des Organismus, jedes mit seinem eingeborenen Keim von Menschenrecht und Recht sind durchaus befähigt, im langsamen Stoffwechsel des Gemeinwesens aus einer dieser Proportionsstufen in die andere zu rücken; natürlich eigentlich nur in einer organischen Weise! — Also, daß die sozialen Moleküle als solche eines so viel wert ist wie das andere. — Die matt und schlecht gewordenen, die von organischer Individualität als solcher abgebrauchten, werden ersetzt durch die nächststehenden gesunden, artkräftigen. — Und so beginnt zunächst der Plebejer sein natürliches Recht durchzusetzen.

Die Art, wie das Arrangement sich vollzieht, beweist, daß die »Molekülar«-Verhältnisse der »Patres« nur zum Teil dekadenciert und abgebraucht waren; eine Anzahl von Geschlechtern war degeneriert — schon dies wirkte eine solche soziale Unruhe! —; aber es war doch noch ein tüchtiger Kernbestand da. Wäre es nicht der Fall gewesen, so wäre unter Umständen bereits jetzt der Adel aus der Plebs heraus neu ergänzt worden. Aber dies ereignete sich erst viel später, in der Endzeit der Res publica Romana. —

Jedenfalls: eine erste Dekadence war erreicht. Das gute, alte harmonische Patriarchatsrecht war Herren-Recht und damit zum ersten Male ein Recht der Schwäche geworden. Nichts ist härter, nichts so bis zur sadistischsten, blind perversesten Grausamkeit hart als Herren-Recht, und — Schwäche! — Die »Kraft«, und »Mannheit«, die Nietzsche gerade hier sieht, ist nichts als krampfige Anspannung von Ohnmacht und Agonie! — Diese ganze Nietzschesche Moral ist geradezu ein Irrsinn! —

Also: die Plebs hat ihr natürliches Recht geltend gemacht, hat es durchgesetzt und das Patriarchat ist, wennschon in einem differenzierteren Begriff, wieder vorhanden und hat die unhaltbare Dekadence-Periode siegreich organisch überwunden. Das Gemeinwesen ist nicht mehr primitiv patriarchalisch, aber es ist wieder organisch, und damit eigentlich auch wieder patriarchalisch! —

Die »Patres« haben sich angepaßt, sind, wenn auch in einem differenzierten Begriff, aus Herren und Tyrannen wieder Patres



geworden. Sie sind wieder gesund, sind wieder stark und tüchtig. —

*

Wo nun in aller Welt ist hier etwas von Herren- und Sklaven-Moral? — Von einem solchen Gegensatz war höchstens die Dekadence-Periode über die Rede, welche der Auswanderung auf den heiligen Berg voraufging.

Im übrigen aber: was heißt denn Sklave? Hätte Nietzsche, wenn er auch nur eine Spur von soziologischem oder juridischem Wissen, oder irgend eine Ahnung von gewissenhafter philosophischer oder wissenschaftlicher Systematik und Methodik vermocht, nicht gerade diesen Begriff auf das genaueste untersuchen müssen? — Ja, gerade ihn! Denn er ist ein ganz eigener und besonderer, ich möchte sagen, mystischer, ja ein — mütterlicher Begriff! —

Woraus rekrutierten sich denn jene »Patres«, die Rom gegründet hatten? Aus zusammengelaufenen Kerls, die aus den latinischen Gemeinden ausgestoßen waren, aus Freibeutern, die immerhin nicht gerade bloß wegen Mord und Todschlag und Rasseminderwert ausgestoßen waren, sondern vielleicht aus dekadencierten Verhältnissen weggelaufen waren. Jedenfalls rekrutierten sie sich aus solchen, die in den übrigen latinischen Gemeinden rechtlos waren! — Nannte ich den Begriff des Sklaven einen mütterlichen Begriff?

Also: der Sklave kann alles mögliche sein, und er kann, wie er alles mögliche war, auch wieder alles mögliche werden. —

Er kann erstens freilich schlecht gewordene Rasse sein; er kann aber, namentlich in damaliger Zeit, ins Unglück geratene gute Rasse sein — wie sicherlich die »Patres«, die Rom gründeten! — Nichts ist im Altertum komplizierter als der Begriff des Sklaven! — Adelinge, ja Könige, Stammhäuptlinge, Mittelstand, Gelehrte Künstler: was nicht alles konnte jeden Augenblick Sklave werden, wenn eine Stadt erobert, ein Reich erobert, eine Rasse vernichtet wurde! — Der Sklavenstand ist geradezu die Fülle aller sozialen, ja aller organisch artlichen Möglichkeiten, und wohl gar der verwegensten! Er ist eigentlich, so paradox das klingt, die Über-

fülle aller Freiheit und Entbundenheit! Ich möchte ihn, wie jede Art von Bohême, in einem umfassendsten Draining befindliche Art und Rasse nennen! – Welche Mischehen, welche freie Beweglichkeit der Ehe im Sklavenstand! Welche organische Möglichkeit von freiester, mechanisch-artlich sich vollziehender, heimlicher Zuchtwahl und sexueller Auslese! – Unter allen Rechten und Vorrechten, durch die die anderen Kasten streng gebunden sind: was kann im rechtlosen Sklavenstand organischer Selbsterhaltungstrieb und gehemmter Trieb von Individualität nicht alles ausproben, und tief im Stillen an neuen Keimen und Möglichkeiten ansetzen, die, wenn die übrigen Kasten dereinst verfallen, sich erheben und entfalten! – Alle organische Umkremplungen: werden sie sich nicht im Geheimsten und Unzugänglichen vorbereiten? Und wer ist so geheim und unzugänglich wie der Sklave?

Nietzsche zitierte die altskandinavische Saga. – Es hätte ihm dabei eins einfallen und wichtiges zu denken geben sollen. Er hätte sich der bekannten Spielwut der Germanen erinnern sollen, bei denen ein Adeling nicht nur seinen Besitz, sondern sich selbst, seine persönliche Freiheit und sein Standesvorrecht verspielte, und fortan Sklave des Gewinners war!

Was gibt das nicht alles zu denken! Sicher soviel, daß die Hörigen bei den Germanen durchaus patriarchalisch als Mitglieder der Familie gehalten wurden, aber nicht in einem Sinn verachtet worden sein können, wie Nietzsche, mit, ich weiß nicht was für einer zweifelhaften »Romantik«, meint; sagen wir mit einer halbwegs primanerhaften und meinetwegen eigentlich sehr – harmlosen! . . .

*

Also wir gewahrten in Altrom lediglich eine notwendige patriarchalische Moral, die sich aber entwickelt und ihre Krisen hat.

In Anbetracht dessen sinkt alles, was Nietzsche da von Herren- und Sklavenmoral weiß, zur haltlosen Nichtigkeit zusammen.

Wir sagen davon nur soviel, daß der Unterschied von »Gut« und »Schlecht« (Grundtaxe: Rassewert und Rassewert) in allen Beständen vorhanden ist; indessen, was den Kasten- und Rang-

unterschied anbetrifft, lediglich in dem Sinn von Adelig (Gut) und Nichtadelig (Schlicht; »schlichter Mann«.) Das sollte jeder, der auch nur halbwegs mit deutscher Etymologie Bescheid weiß, gegenwärtig sein; jeder Primaner, der seinerzeit noch Mittelhochdeutsch auf seinem »Pennal« eingetrichtert bekam, sollte das wissen. Er braucht hinterher noch nicht einmal dazu Germanistik studiert zu haben. — Also in »schlicht« liegt, und auch in »schlecht« ursprünglich ganz und gar keine Verachtung, sondern lediglich eine organisch sozietäre Abstufung, nach den jeweiligen Leistungen für das Zustandekommen, das »Erzeugen« des Gemeinwesens. (Immer und stets der Begriff »Zeugung« zugrunde liegend und Elternschaft maßgebend. — Der »Herr«, der »Hehre«, der »Vater«, der »Baas« und die »Fraue«, die »Frau«, und ihr Gesinde, ihre Kinder im weiteren und weitesten Sinne, die nicht gezeugt haben, sondern »gezeugt«, angegliedert worden sind. — Sie sind nicht verachtet und verächtlich, sondern sind notwendige, organische Bestandteile des Gemeinwesens, der »Familie«.

Es handelt sich also um eine Rangstufenwertung, die Nietzsche mit einer wesentlich anderen verwechselt. Diese andere aber ist die, welche die Tüchtigkeit und Untüchtigkeit von organischer Art und Rasse bezeichnet; für die wir also ein- für allemal heute ‚gut' und ‚schlecht' setzen dürfen und müssen, »schlecht« in dem Sinne genommen, wie er sich heute bei uns herausgebildet hat. (»Schlechter Kerl«, »schlechtes Mensch«.) Das aber waren Bezeichnungen, die von Rasse und Art von jeher und seit Urzeiten für jedes Individuum, ganz gleich welcher Rangstufe angehörig, angewandt wurden, offiziell oder — selbstverständlich und nach dem intimsten Rasseempfinden. — Diese Wertung flog so gut dem degenerierten Adeling seitens der Gemeinschaft an den Kopf, wie dem »schlichtesten« Sklaven oder »Knecht« und »Hörigen«. — (Bei den Germanen subsummierte sie sich etwa unter dem Begriff des »feigen« oder »zagen«. Wer »feig« und »zag« war, war auch jeder anderen nur denkbaren Schlechtigkeit fähig; und so wird es auch tatsächlich gewesen sein, und es wird sogar noch heutigen Tags so sein! Und was den Begriff »böse« anbetrifft, so ist er heute lediglich ein Synonym für die[illegible]hlecht« oder »feig«. —)

Ich meine, weder »Adel« noch »Volk« darf sich eine Ethik wie die Nietzschesche gefallen lassen! –

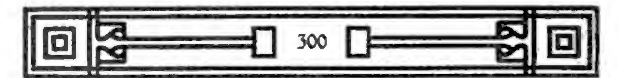
*

Wenn Nietzsche weiter sagt: »Die vornehme Art Mensch fühlt sich als wertbestimmend, sie hat nicht nötig, sich gutheißen zu lassen, sie urteilt, ‚was uns schädlich ist, das ist an sich schädlich'«, so irrt er sich erstens ganz gewaltig, und ist er zweitens leichtfertig und – unwissend! –

Nein, sie fühlt und hat je gefühlt, sobald sie nicht der Dekadence anheimgefallen war: nicht ich bestimme Werte, sondern durch mich bestimmt Rasse, Gattung, Art, organischer Zusammenhang der Gemeinschaft Werte! Mit anderen, damaligen Worten! die Gottheit und die Götter bestimmen Werte; wir sind bloß derzeit die Träger, Vertreter, Wärter dieser Werte, als Elite der Gemeinschaft. – Und neben uns steht eine ganz seltsame Instanz und Respektsperson: der Priester. Zwischen uns aber eine andere, nicht minder seltsame Instanz und Respektsperson: der König! – Nichts ist so sonderbar, als der ewige Konflikt des Volkskönigs mit den Adelingen! – Denn der König fühlt sich stets über die Kasten hinweg, als der Vertreter des ganzen Gemeinwesens. Er ist eigentlich stets, bis heutigen Tages (Ich habe mich stets über die schlichte Haartracht unserer Zollern und die »kurze Pfeife« »unseres Fritz« gefreut, und diese wie jene haben mir auch stets irgend etwas gesagt!) der »Pater«, das Haupt eines unvergänglichen Patriarchats. (Der Kindersegen unseres gegenwärtigen Kaiserpaares ist ein sehr schönes und sympathisches Symbol!). Ich weiß nicht, ob die heutigen »Jungherren« und Junker noch so »ungezogene« »Jungherren« sind, wie sie es zur Zeit der alten deutschen Kaiser so oft waren! –

Unmöglich geradezu wird Nietzsche aber wieder mal mit folgendem.

»Der vornehme Mensch (was in aller Welt hat diese im übrigen gewiß sehr schätzbare Spezies von Mensch hier zu tun?!) ehrt in sich den Mächtigen, auch den, welcher Macht über sich selbst hat, der zu reden und zu schweigen versteht, der mit Lust, Strenge und Härte gegen sich übt und Ehrerbietung vor allem



Strengen und Harten hat. ‚Ein hartes Herz legte Wotan mir in die Brust', heißt es in einer alten skandinavischen Saga: so ist es aus der Seele eines stolzen Wikingers heraus mit Recht gedichtet. Eine solche Art Mensch ist eben stolz darauf, nicht zum Mitleiden gemacht zu sein: weshalb der Held der Saga warnend hinzufügt, ‚wer jung schon kein hartes Herz hat, dem wird es niemals hart'. Vornehme und Tapfere, welche so denken, sind am entferntesten von jener Moral, welche gerade im Mitleiden oder im Handeln für andere oder im désintéressement (Welche Vorliebe für französische Vokabeln!) das Abzeichen des Moralischen sieht«.

Ich kenne den in Rede stehenden Vers der Saga nicht: ich getraue mich aber jede Wette einzugehen, daß Nietzsche hier eine schlechte Übersetzung zitiert, und daß es sich im Urtext nicht um ein »hartes«, sondern um ein »festes« Herz handelt. – Stets vergißt Nietzsche natürlich das starke eingeborene »Sentiment« des Mannes! Das bei den Germanen z. B. in dem Brauch der Blutsbrüderschaft deutlich genug zutage tritt! – Jene alten Barbaren, so rauh sie gewesen sein mögen, waren so wenig der Regung des Mitleidens bar, als ein wahrer Mann von heute; sofern unter Mitleiden das starke Empfinden und Blutsgefühl sozietär-organischer Zusammengehörigkeit, und ein unter allen Umständen festes und treues, starkes Rassegefühl zu verstehen ist. Die furchtbare Heftigkeit der Blutrache oder der besondere Kampfeszorn des Blutbruders, wenn ihm der Blutbruder erschlagen ist: was anderes sind sie als eine kräftige und gesunde Äußerung von Mitleiden? Damals wie heute wird es sich, ganz gegen Nietzsche, gerade so verhalten haben, daß gerade der allertüchtigste Mann der allergrößten Selbstlosigkeit und Selbstentäußerung fähig war! Ja, ich behaupte sogar mit aller Entschiedenheit, daß gerade das die furchtbarste Tugend echter Mannheit ist! (Wie sie die furchtbare, erhabene Tugend des Christus war, der für seine Idee, das heißt für alle die damaligen und späteren und spätesten Seinen den Kreuzestod starb, diesen Tod gerade äußerster Schmach, mit dem er die Feinde der Seinen und seiner Idee, einzig tödlich treffen konnte! Fünfzig Jahre später fielen die letzten Pharisäer, Mann für Mann, im brennenden Tempel unter dem Schwert der Römer!) Nichts ist heiliger und furchtbarer als die Kraft und Macht



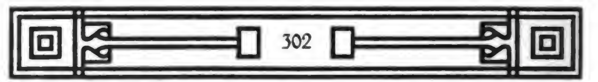
männlicher Liebe und Hingebung! — Aber in unseren nun nachgerade schon gräulich dekadencierten Zeiten, wo die Dekadence schon überall die gesunden, natürlichen, und gerade vor allen emotionellen Werte verwischt, prunkt und schnattert und schnarrt man natürlich gerade mit der »Härte«, der Selbstischkeit des »starken«, des »normalen« Mannes, und so kommt es denn, daß echte Mannheit einen geradezu fürchterlichen Tag lebt, und wohl gar für »Unnatur«, für »pervers«, »anormal« gilt! Was haben unsere verwünschten exakt-wissenschaftlichen Banausen hier nicht wohl schon alles in wer weiß was für innere Höllen hineinstigmatisiert!! — Gesegene es ihnen und sonstigem Krethi und Plethi dekadenten »Bildungsphilisteriums« Gott oder meinetwegen der Teufel!! — — — Es ist der üppig gewordene »Herrenabend« des europäischen Normal-Spießers in höchster Blüte! —

Aber freilich, als ob sie nicht »anormal« wären, die echten Kerle! Weißgott, sie sind dünn gesät! — — Immer aber und stets waren sie keine »Bösen« (armes Gespenst von Borgia!), sondern sie waren je und je große Liebende, und der äußersten Selbsthingabe für ihre Sache und alle die Ihrigen fähig, meinethalben bis zur komplettesten Prostitution! —

Nietzsche gab ja mal gelegentlich da so eine Geistreichigkeit von der »Diogeneslaterne« zum besten! — Sich diese »zynische« (stets ‚zynische' und nur »zynische«!) Laterne in der Hand Friedrich Nietzsches vorzustellen! — —

Und folgendes: »Die Fähigkeit und Pflicht zu langer Dankbarkeit und langer Rache — beides nur innerhalb Seinesgleichen, die Feinheit in der Wiedervergeltung. (O, o! Was mag das wohl für eine »Feinheit« sein?!), das Begriffs-Raffinement in der Freundschaft, (Sage und schreibe: »Begriffs-Raffinement in der Freundschaft«!!), eine gewisse Notwendigkeit, Feinde zu haben (gleichsam als Abzugsgräben für die Affekte Neid, Streitsucht, Übermut, — im Grunde, um gut Freund sein zu können); alles das sind typische Merkmale der vornehmen Moral«.

Das wäre dem Manne sein Feind?! Dieses — ich weiß nicht wie völlig unbezeichenbare Institut und »Abführmittel«?! — Rein, propper, tugendhaft, klar und lauter innen und außen ist und sei der Mann! Er braucht kein — nein, man hätte bald was



gesagt! Er braucht einen Feind, der seiner wert ist, oder er hat keinen und braucht keinen! –

Was sind das alles für gräuliche, perverse Verirrungen! Welch eine grauenhafte Unnatur und dekadente Perversität! –

2.

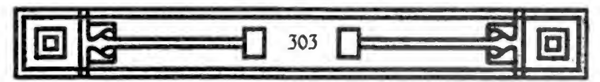
Aber wir kommen jetzt auf die Entwicklung von Moral zurück. Wir hatten Rom zum Beispiel gewonnen und hatten die erste große Krise der jungen römischen Gemeinschaft in Rücksicht gezogen; die Auswanderung der Plebs auf den heiligen Berg, das erste Aktivwerden der Plebs.

Rom entwickelt sich weiter. Immer neuen und immer fremderen Rassenstoff gliedert es sich an; es bleibt nicht bei ein paar latinischen, etrurischen und sonstigen kleinen Gemeinschaften. Und mit jeder neuen überwundenen Rasse und Nation bringt eine neue Moral in den Bereich des ursprünglichen Roms und seiner Moral.

Was nun wird sich mit aller Notwendigkeit ereignen müssen? Dies: es wird sich ausweisen müssen, ob es viele Moralen, oder ob es nur eine gibt. Gibt es viele feste Moralen, also eine Vielzahl von moralischen Identitäten, so wird nichts in der Welt sie aufheben können; gibt es dagegen aber nur eine Moral, so wird dieselbe alle diese Sonder-Moralen aufheben und in ihre eigene höhere Wesenheit aufnehmen.

Die Möglichkeit einer solchen Assimilation liegt bereits von vornherein darin, daß Rom eine Vielzahl, gewiß untereinander sehr verschiedener Staaten und Rassen zu der politischen Einheit des Imperiums und zu einer einzigen Sozietät zusammenschließen konnte. – Das war zwar in der früheren Historie auch schon geschehen; es hatte sich schon manch ein Weltreich gebildet. Aber verglichen mit dem römischen waren sie nichts als Vorversuche. Denn sie fielen schließlich wieder in ihre Bestandteile auseinander, ohne daß es ihnen gelungen wäre, dieselben zu einer wirklich organischen Einheit zusammenzuschweißen.

Hier aber und diesmal war etwas ganz besonderes erreicht! Es hatte sich in allem bisherigen Kulturprozeß die



organische polare Erdindividualität hier in dieser römischen Rasse eine ganz besondere organisatorische Funktion erzeugt: die Rasse des Rechts mit der festen, beharrlichen, äußeren, politischen Norm; und völlig organisch hatte sich dieses formal-juridische Genie mit wundersamster Notwendigkeit entwickelt. Und, was noch niemals gelungen war, gelang: vermöge dieser unvergleichlichen, wundersamen Organisation bindet Rom tatsächlich alle Nationen zu einem festen, organischen Weltreich zusammen! Endlich ist der großen Erdindividualität ihr Versuch gelungen; sie hat ihn durchgesetzt! Und das »Reich« ist da, das »Endreich«! —

Ist es aber da und hat es seine Dauer, so ist — wir sahen das schon früher — die Sozietät als solche da, nämlich die menschliche Sozietät schlechthin; denn es gibt nun keine Nationen mehr, nicht dieser Begriff spielt noch die Hauptrolle, sondern fortan nur noch im Grunde der Begriff allgemeiner menschlicher Art!

Nun, ist aber die Sozietät da, so ist notwendigerweise auch die Moral da, das Gesetz dieser Sozietät und also aller menschlichen Sozietät.

Wir wissen: es war tatsächlich da! Und es war weder eine »Herren«- noch eine »Sklaven«-Moral, sondern es war das Gesetz, es war die menschheitliche Gattungsmoral, die Moral des Erdindividuums schlechthin! — Es war aber keine geschriebene oder abstrakte mehr — trotz der bereits sehr schlichten und knapp exakten Fassung des jüdischen Dekalogs, der denn auch in der christlichen Sozietät zur Geltung kam —: sondern es war eine identische, lebendige, organische Moral: es war der Christus selbst, und alle, die im reinsten Sinne die Seinen waren. Wir haben gesehen, wie sehr und intimst sie die Seinen waren!)

Das »Reich«, das »Endreich« hatte, mit anderen Worten, seine ihm gemäße Elite, und mit ihr war es firm, und war die menschheitliche Sozietät, die Sozietät ein- für allemal zusammengeschlossen! —

*

Was ereignete sich nun? — Zunächst: die Sozietät, das Reich, die Art wurde christlich. Es gab keine Nationen mehr: sondern es gab nur noch eine allgemeine christliche Nation, oder, vorder-



hand noch: es gab nur noch christliche Nationen! – Die Germanen, bereits durch ihr beständiges Anstürmen gegen das Imperium – ein Anstürmen, daß das »Reich« indessen nicht mehr zu vernichten vermochte, wie früher Weltreiche vernichtet worden waren! – fest und unablöslich mit dem Imperium verbissen, mußten sich der christlichen Form fügen. (Mußten, weil sie die menschliche Artform in ihrer reinsten, notwendigsten, umfassendsten Gestalt war!) Sie fügten sich. Und was geschah nun? Das Imperium, als römisch politische Staatsform wurde zwar zertrümmert, aber nicht das »Reich«, – denn das Reich ist nicht zu zerstören, – sondern es entstand ein »heiliges römisches Reich deutscher Nation«; und damit war die Menschheit christlich; was aber völlig gleichbedeutend ist mit menschheitlich-artlich schlechthin! Insofern sind also auch alle übrigen Völker und Rassen der Erde, alle! – christlich! Potentiell; insofern also, als christlich – das nur von seinem reinsten Begriff, vom Christus aus definiert werden darf! – völlig identisch ist mit menschheitlich-artlich! –

Ich sage aber christlich und nicht menschheitlich, weil es auf eine ganz besondere, präzise, bewußteste Form und organische Psychophysis von Menschheit ankommt. Diese ist mit Christus und christlich vollständig bezeichnet! – In Seinem geistigen, vor allem aber organisch-psychophysischen Artsinn erst ist der Mensch vollkommen, ist Erdindividualität menschlich-organisch vollkommen und kann sich selbst und die Erde umspannen! – Er, Christus, ist allereigentlichster Sinn und die Seinen, die Elite der Menschheit wie der Erde, werden »die Erde besitzen«, die ganze Erde! Und er und die Seinen werden einst der neue »Sinn« und die lebendigste Seele der Erde sein und ihren seelisch-organischen, neuverlegten Schwerpunkt ausmachen! Dies aber als »Überart«, als neue »übermenschliche« Art! –

Eine Art freilich, nochmals sei es gesagt: von deren einstiger physiologicher Vollendung und Beschaffenheit wir uns heute nicht die leiseste Vorstellung machen können, ja! die stets und immer allem menschlichen Ethnos völlig unzugänglich sein wird! –

Was nun also weiter wurde, ist nichts als diese bereits bestehende, feste, indessen sich von jetzt ab erst zu ihrer Vollendung und Entwicklung anschickende Tatsache!



Was aber bedeutet diese Vollendung? Nichts anderes, alle seitherige Historie hindurch, als eine organisch-psychophysische, ungeheuer intensiv explosive und bindende Evolution der, sagen wir so, Infektion, die von dem Einen, heiligen Individuum Christus ausgegangen war!! – Sie war es, die immer weitere Kreise zog und ziehen mußte; heiligst unverbrüchlicher Notwendigkeit polarer Erdindividualität zufolge! –

Sie vollendete das heilig römische Reich deutscher (und christlicher) Nation. Und was tat sie damit? Sie verpflichtete tatsächlich alles menschliche Ethnos auf das reine christliche Prinzip und gab ihm mit diesem das Gesetz aller menschlichen Gattung, das Gesetz der Sozietät!...

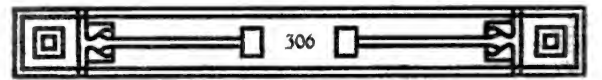
Mochten jetzt was auch immer für Rassenausgleichungen sich vollziehen, mochten diese noch so blutig und furchtbar sein, sie konnten nicht mehr aus dem Bann dieses ihres Gesetzes; und die Folge mußte und muß eines Tages sein, daß sämtliche christliche Nationen und Rassen zu einer gefriedeten menschheitlichen Sozietät zusammenwachsen!! (Der sich vollendende Europäer!!). Dies ist durchaus unausweichliche Notwendigkeit!!

Ja, so steht es und nicht anders! – Soweit sind wir! Und dies steht dicht vor der Tür! – Vielmehr: die Tür steht in unserem Jahrhundert sperrangelweit auf; wir brauchen bloß einzutreten, und wir werden eintreten! Wir müssen! –

*

Und nun fassen wir, nochmal, ein Unerhörtestes und Allerwundersamstes ins Auge!

Europa wird Sozietät sein, organische Sozietät, menschheitlich-vollendete Art! In jeder Sozietät muß das Gesetz dieser Sozietät gelten: in der Sozietät das Gesetz jeder Sozietät und der Sozietät! Und somit müssen ihre Glieder miteinander nach dem Dekalog leben, wie eigentlich bisher jede Einzelnation für sich nach dem Dekalog lebte. – Die Glieder einer Sozietät sind, wenn nicht gegen andere Rassen und Nationen, so doch untereinander »sanftmütig« und »brüderlich«; also müssen es auch alle Glieder der menschheitlichen Sozietät untereinander sein. In einem ganz besonderen und eigentlichsten Grade aber die Elite der



Sozietät! (Seien wir ja und beileibe überzeugt, daß die Elite immer das härteste zu tragen hat, und die neue, vollendete, christliche [menschliche] Elite sicherlich das Allerhärteste!!)

Ahnen wir das Unerhörteste und Allerwundersamste?!

Also diese Elite wird – nicht wahr: unerhört?! – völlig nach der Ethik der »Bergpredigt« leben. Versteht man, daß nun aber eine Elite dieser Elite im weiteren Verlauf aller Evolution durch solche unerhörte Notwendigkeit einer völligen, psychophysischen, allerintensivsten Artumkremplung und psychophysischen Abart verfallen muß? Die christlich Allervornehmsten und Tugendhaftesten (Arttauglichsten!) einer völligen Abartung vom Menschlichen hinweg?!

Sehen wir nun den »Übermenschen«?!

Es wird einst ein organisches großes Individuum, aus all dieser fortgesetzten Konsequenz des Christus, kommen müssen, in welchem der individuellste Keim Christus (der beständig individuell organisch all diese zwei Jahrtausende her »infizierend« lebendig und da ist – »siehe! ich bin bei Euch alle Tage, bis ans Ende der Welt!«) – sich zu einer neuen individuellen großen Inkarnation entfaltet; aber: sicher außerhalb des organischen Gebietes alles menschlichen Ethnos!! Und unbedingt als ein vollendeter neuer »Adam«; d. h. als ein »patriarchalischer«, zeugender Urvater einer neuen organischen Art, die mit ihm und um ihn her zu ihrer klarsten Bewußtheit durchgedrungen ist! –

Und dieser Logik ist unter keinen Umständen zu entrinnen! –

So also stehts mit dem »Übermenschen«! –

Im übrigen aber, natürlich, hoff ich, daß wir uns alle auf den guten, aber auch wahrhaft guten »Europäer«, auf den vollendeten europäischen Christen einigen! . . .

*

Wir haben bis jetzt noch so gut wie gar nicht auf die Entwicklung der Zivilisation seit der Antike Rücksicht genommen. Wir haben das nachzuholen. Und wir sehen uns einen Einwand an, den wir höchstwahrscheinlich von hier aus gegen das Christentum und die Bedeutung, die wir ihm zuzuerkennen genötigt waren, erwarten dürfen.



Dieser Einwand aber würde vielleicht lauten: alles bisherige mag schon ganz gut sein, eigentlich ist aber die Bedeutung des Christentums als solchen dabei vielleicht dennoch überschätzt; und eigentlich ist das alles nichts als Produkt einer sich stetig entwickelnden technischen Zivilisation.

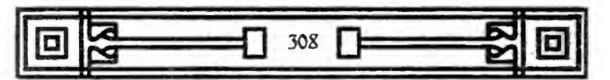
Dieser Einwand würde freilich nichts anderes beweisen, als daß man meinen bisherigen Ausführungen nicht die rechte Aufmerksamkeit zugewandt hätte.

Wir fragen: was ist Zivilisation? Von wo geht sie aus und wohin mündet sie wieder ein, wie alle andere menschliche Funktion?

Sie geht aus von der heiligen religiösen Tatsache und Grundfunktion der organischen Zeugung. Damit aber ist Zivilisation sofort in ihrer religiösen Wesenheit erkannt! Ohne diese vermag sie nicht einen Augenblick zu bestehen. Stockt die Zeugung, stockt das Leben heiliger polarer Individualität, das sich als Zeugung betätigt, oder ist sie wesentlich irritiert, so stockt in demselben Augenblick auch die Zivilisation, wie jede andere menschliche Funktion, stockt und gerät in Verwirrung und Dekadence; natürlich stets in Begleiterscheinung einer ungesunden glänzendsten Auf- und Abblüte! — (Durch deren hektische Fieberschönheit wir uns nicht täuschen lassen dürfen!)

Und so begann die Zivilisation, wie jede andere menschliche Funktion, allerdings auch in der späteren römischen Kaiserzeit zu stocken. — So brav der organisatorische Mechanismus Roms auch noch funktionierte, er funktionierte dennoch mehr nach dem Trägheits- und Beharrungsgesetz und nicht mehr aus einem ununterbrochen nährenden, lebendigen, starken, zeugerischen Rassenimpuls, also dem religiösen Impuls heraus. — Die Wissenschaften verrotteten, die Künste verrotteten und alles übrige war in gleicher Gefahr.

Da setzte der neue Impuls vom Christentum her ein. Und nur ihm ist es zu danken, daß der ganze zivilisatorische Apparat Roms nicht, so gut wie der früherer Weltreiche der Antike, wieder in tausend Trümmer ging. So aber konnte er sich wenigstens so weit erhalten, bis das Christentum sich ein neues, zeugerisches Material bearbeitet hatte, die Völkerwanderung hindurch bis zur deutschen



Kaiserzeit hin. Die Kraft der Antike als solcher war total erschöpft, und ein- für allemal. Was davon durch die Belebung des Christentums gerettet und den Germanen überliefert werden konnte, reichte gerade hin bis zur Renaissance, wo die germanische Rasse mit dem, zu einem ersten, wesentlichen Abschluß gekommen war, was ihr vor allem anderen vonnöten war: mit der zweiten großen Diskussion des neuen religiösen Geistes. War dieser fest und sicher geworden, und hatte er, mit Luther, die Kraft des reinen christlichen Prinzips und des Christus erkannt, den altkatholisch-ethnischen Barbarismen gegenüber, hatte er die rein humane Kraft jenes Prinzipes erfaßt, so war damit auch sofort — aber nur damit! — eine neue kraftvolle zivilisatorische Evolution ermöglicht und gegeben; die dann freilich neben der eigentlichen weiterschreitenden Diskussion des christlichen Prinzips, ein übriges tat, um diesem das Fundament einer letzten Vollendung zu schaffen; — durch die Aufblüte der Wissenschaften, der Technik, des Verkehrs u. s. w.

Also, wir sehen: Zivilisation ist ohne ihren religiösen Ursprung der organischen Zeugung und deren intakte identische Virtus nicht denkbar. Also ist die moderne Zivilisation ohne das reine, durchaus rein menschheitliche christliche Prinzip und den Christus durchaus nicht denkbar und möglich; ebensowenig wie eine andere soziale menschliche Funktion. Und es verhält sich so, daß das religiöse Prinzip zwar die Zivilisation fördert, aber diese nicht jenes hervorzubringen vermag. Dennoch aber kann es sich zuzeiten ereignen, daß durch den nach dem Beharrungsgesetz weiter funktionierenden zivilisatorischen Prozeß das religiöse Prinzip über eine wesentliche Störung hinweggebracht wird und von ihm aus einen nicht unwesentlichen Sukkurs erhält. Den besten freilich und allerunentbehrlichsten durch die organische zeugerische Virtus der Rasse und der Art, die den meisten und wesentlichsten Anteil an polarer Individualität hat. Das aber besagt etwas wichtiges mehr als eine rein äußerliche, abgesonderte Definition bloß von der sexuellen Funktion her je zu sagen imstande ist! (Wohl zu beachten!!) Im letzten Sinne nämlich etwas durchaus mystisches und schlechthin religiöses und eine feste, allgemeinste, immanente Eigenschaft lebendiger polarer Erd- und Weltindividualität als solcher! —



Es ist offenbar, daß wir uns um Nietzsches »Herren= und Sklavenmoral« nicht einen Augenblick mehr zu bekümmern brauchen. Sie ist zu einer unmöglichen Dilettanterei geworden.

Wenn wir uns nun jetzt noch um die Füllung bekümmern, die Nietzsche seinem Begriff vom »Übermenschen« gibt, so sehen wir, daß ihm hier der Begriff der Vornehmheit der wesentlichste ist. Es ist ihm niemals im geringsten wirklich aufgegangen, daß es sich hier einzig um religiös=psychophysische und organische Wertung und Füllung handeln kann. Höchstens steht eine solche bei Nietzsche in einem recht zaghaften und mehr als oberflächlichen Hintergrunde. Ganz wird sie ja wohl nicht fehlen. Denn sonst wäre ja der Begriff »Übermensch« überhaupt nichts als ein spielerischer Unfug, oder ein Surrogat für »Heros«, »geniale Natur«, und dergleichen mehr, das sicherlich nichts besser macht. »Geniale Natur«, »große Individualität« u. s. w. wäre hier lange immer noch gut; die Nüance »Übermensch« würde das Wesen dieser guten bisherigen Begriffe ja nicht um das leiseste verändern, weshalb also die Grille eines solchen Namenswechsels!

Aber nun jener Begriff der »Vornehmheit«, von dem ja heute in ganz Europa so ein Wesens gemacht wird, als wäre wer weiß was ganz Unerhörtes und noch Niedagewesenes in der ethischen Wertung erreicht.

Was ist dieser Nietzschesche Begriff der »Vornehmheit« denn eigentlich? Nichts, bei Licht besehen, als die Sublimierung des »Gentleman« und eine Art dekadenter Morbidezza, von der Renaissance hergenommen.

Er spricht zwar von Goethe, Leonardo, Spinoza: indessen, wie konfus!

Denn er spricht in ein= und demselben Atem von »Raubtiertypen« wie Borgia und ist ein Fürsprecher ihrer Art von »Kultur«! — Er hat nicht im mindesten gerade Naturen wie Goethe, Leonardo, Spinoza als das zu werten verstanden, was sie in Wahrheit sind: fortgebildete Reintypen reinster Menschlichkeit vom Christus her, in einer Zeit möglich geworden, wo jener Abschluß der ersten germanischen Diskussion des Christentums in der Feudalität, die Erscheinung der »heiligen Krankheit« zu einem ersten Abschluß brachte, aus welchem der Urtyp zum erstenmal in



eine klare Reinheit sich enthüllt, und vorahnen läßt, wie er sich, wohl nun in Bälde, für Europa steigen wird! (Seine Entwicklung geht weiter in der problematischen Werther-Natur durch die Romantik hindurch bis zu unseren Zeiten, als neue, feinere, abgeschwächte Erscheinung »heiliger Krankheit«; eine Abschwächung der Krankheitserscheinung, die vielleicht bereits verrät, daß der Typ der »problematischen«, der »Werther-Natur«, sich auf einem vollendeten zivilisatorischen Fundament zu einer neuen, einer allgemeinen europäischen Rasse steigen und beruhigen will! Dies also ist der Verlauf der »heiligen Krankheit« vom Christus her, über die Epoche des antiken Martyriums, über die Epoche der heftigen Krankheitseruptionen im germanischen Mittelalter bis zu uns her! Der Typus Christus beruhigt sich zur »problematischen Natur« und will Europäer sein! — Das Wort, daß die Zeit kommen werde, wo alle und jeder ihm völlig gleich sein würden! —)

Nietzsche hat ja nun jene Morbidezza immerhin gegen eine gewisse moderne Nervenverfeinerung hin heraufgearbeitet, und hat damit wirklich an die Bedeutung der modernen »problematischen Natur« — zu der sicher auch Goethe, ganz so wie er ist und lebte, zu zählen ist! — gestreift: aber eben nur leise gestreift!

Er hat das wichtigste, den organischen, psychophysischen Neuwert dieser Erscheinung nicht im vollen und klaren Umfang zu erfassen vermocht! —

Er gibt nichts, als den Typ einer Art von philosophischem Gentleman — dem er aber, in Wahrheit, alle Eigenschaften von Dekadence läßt; die ganz und gar nicht, die nicht einen Augenblick statthaft sind!! — und Weltmannes. — Geben wir diesem Nietzscheschen Typ, was Nietzsche total verabsäumt hat, für seine »philosophische« und sonstige »schöngeistige Kultur« lieber noch eine gehörige Dosis christlich religiösen Empfindens, wie ich es hier mein ganzes Buch hindurch charakterisiert habe, so haben wir gewiß eine Spezies, die aller Ehren wert ist: indessen bei weitem noch nicht das, worauf alles ankommt! —

Wie der Begriff »Übermensch« in Wahrheit zu füllen ist, das habe ich bereits deutlich genug dargetan. Sollten wir uns aber den Begriff des Europäers füllen, auf den vorderhand hundertmal mehr ankommt als auf jeglichen Übermenschen,



der uns ja zudem als solcher **niemals** zugänglich sein wird, so kann selbst für ihn der Begriff, den wir Nietzsche soeben nach der wichtigsten, der religiösen Eigenschaft hin komplettiert haben, nicht genügen.

Wir dürfen nicht bei dem »Gentleman« stehen bleiben, sondern wir müssen zum **Mann** hin! Hinter dem »Gentleman« kann sich alles mögliche verbergen, sogar noch der äußerste Unrat von psychophysischer Rassedekadence: hinter dem **Mann** indessen verbirgt sich nichts, er **ist** etwas: nämlich immer und stets zeugerische organische Potenz und Identität! — — —

Damit wäre der Europäer, in einer neuen, verfeinertsten Form, an die große religiöse Gestalt des »Patriarchen« und »Familienvaters« heran- und zurückgebracht worden. Alles aber will in einer **neuen** Weise seinen **Anfang** wiederhaben; ihn und seinen unerläßlichen **religiösen** Ursprung! — —

IV. Vom Weibe.

»By my side or back of me Eve following,
Or in front, and I following her just the same«.
W. Whitman.

Wir besehen uns jetzt, wie sich Nietzsche am Ende seines letzten Jahrzehntes zum Weibe stellt.

Sagen wir gleich: nicht um eine bescheidene Nüance anders als früher schon und bisher. Das Problem des Weibes entgeht ihm völlig, und wie könnte das anders sein!

Geben wir zunächst einige Nietzschesche Raritäten.

Sie finden sich im XII. Hauptstück »**Unsere Tugenden**« (VIII, »Jenseits von Gut und Böse«.)

Z. B. S. 195 die »Sieben Weibs-Sprüchlein«. — Sie sind wirklich charmant und könnten wieder mal sofort in die »Fliegenden Blätter« und den »Simplizissimus«.

»Wie die längste Weile fleucht, kommt ein Mann zu uns gekreucht!!

•

Alter, ach! und Wissenschaft, gibt auch schwacher Tugend Kraft.

•



Schwarz Gewand und Schweigsamkeit, kleidet jeglich Weib — gescheit.

*

Wem im Glück ich dankbar bin? Gott! — und meiner Schneiderin.

*

Jung: beblümtes Höhlenhaus. Alt: ein Drache fährt heraus.

*

Edler Name, hübsches Bein, Mann dazu: oh wär' er mein!

*

Kurze Rede, langer Sinn — Glatteis für die Eselin«!

Ist ja gewiß alles »gar nicht ohne«: indessen, was sollen wir hier damit? In den »Simplizissimus« damit! —

Weiter! S. 195: »Die Frauen sind von den Männern bisher wie Vögel behandelt worden, die von irgend welcher Höhe sich herab zu ihnen verirrt haben: als etwas Feineres, Verletzlicheres, Wunderlicheres, Süßeres, Seelenvolleres, — aber als etwas, daß man einsperren muß, damit es nicht davon fliegt«.

Wirklich? Wir wären auf das Ergebnis einer diesbezüglichen europäischen Rundfrage gespannt! — Höchstwahrscheinlich gibt uns aber Nietzsche hier das allerneuste; und ich meine, niemals ist das »Weib« vom Mann so mäßig und bedenklich bekomplimentiert worden! — Ich glaube, es ist das allerwenigste, was es verträgt und sich gefallen zu lassen braucht! Und ich glaube: sie rächt sich heute schwer genug dafür, und mit ihr die — Natur! . . .

S. 192: Variation dieses Motivs. — »Gestehen wir es, wir Männer; wir ehren und lieben gerade diese Kunst und diesen Instinkt am Weibe (daß es sich nämlich gern putzt; alias seine Putzsucht! —): wir, die wir es schwer haben. (Ah!!!) und uns gern zu unserer Erleichterung zu Wesen gesellen, unter deren Händen, Blicken und zarten Torheiten uns unser Ernst, unsere Schwere und Tiefe (Ah!!!) beinahe wie eine Torheit erscheint«.

Ich glaube, nie hat sich der Mann so sehr als lächerlicher und zugleich gefährlicher Dünkelmeier aufgespielt, und nie ist eine größere Blasphemie gegen die »Mutter des Menschen« verbrochen worden! —

S. 197: »,Das schwache Geschlecht' ist in keinem Zeitalter mit solcher Achtung von Seiten der Männer behandelt worden als in unserem Zeitalter«.

Mit dem Gegenteil, dem konträren Gegenteil von Achtung! — —



»Das gehört zum demokratischen Hang und Grundgeschmack, ebenso wie die Unehrerbietigkeit gegen das Alter —: was Wunder, daß sofort wieder mit dieser Achtung Mißbrauch getrieben wird? Man will mehr, man lernt fordern, man findet zuletzt den Achtungszoll (Aber er ist gar keiner, sondern dem Teufel sein Zeug!!!) beinahe schon kränkend (Recht vom Weibe!!!), man würde den Wettbewerb um Rechte, ja eigentlich den Kampf vorziehen; genug das Weib verliert an Scham!«

Der letzte Satz ist mal wieder geradezu fürchterlich!! —

Aber weiter! »Setzen wir sofort hinzu, daß es auch an Geschmack verliert«.

Kaum zu ertragen!! — Soll das etwa gar schlimmer sein, als daß das Weib »an Scham« verliert?! — Es fehlt doch bloß noch das! —

Aber weiter! Es wird immer besser! »Es verlernt den Mann zu fürchten: aber, das Weib, das ‚das Fürchten verlernt', gibt seine weiblichen Instinkte preis«.

Fürchterlich!! Nein, mehr! Grauenhaft!! —

Das Weib fürchtet den Mann nicht, und hat ihn niemals zu fürchten! Ganz im Gegenteil ist sie im Grunde durchaus das ewig Mütterliche, das, wie alles, so auch erst den Mann aus sich herausgebiert! Was wohl mag Ur-Parthenogenesis sein?! — — Und stets und unter allen Umständen hat das Weib die große Überlegenheit über den Mann, daß sie ihn auf seinen Rassenwert mit der heiligen Sensibilität ihres Muttertums prüft und wertet! Sie ist die höchste und heiligste Instanz der Wertung aller Mannheit. Ohne diese Wertung wäre Mann total Null, und hätte überhaupt keinerlei vitale Energie von polarer Individualität aus! —

Wehe, wenn das Weib hierin unruhig und irritiert wird, und wenn sie in solchem Zustand den Mann wirklich fürchtet! Nichts hat seinerseits der Mann mehr zu fürchten, als diese Weib- und Mutterfurcht!! — — Niemals ist der Mann eine solche Jammerkarikatur auf Mannheit gewesen, als wo er dem Weib und der heiligen Mutterschaft des Weibes Gegenstand einer solchen Furcht wurde! —

Was sonst also Nietzsche mit Furcht des Weibes meinen

könnte: das ist nichts als die Zufriedenheit des Weibes mit dem Manne! — Das Weib ist alsdann still, denn sie wird alsdann sicherlich glückliche Mutter und ganz Mutter sein, das, was ihr allerinnerstes und heiligstes Wesen ist. (»Santa Spirita« ist das heilig allumspannende religiöser Individualität! — Der Maria-Kult ist das ewig Tiefe des Katholizismus, und ist zugleich die beste und festeste Bürgschaft seiner Dauer und seiner beständigen Renovation!) Was sollte sie in diesem Zustand vom Manne zu fürchten haben?!...

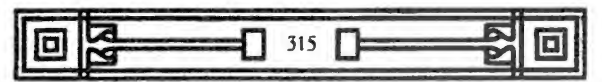
Die große Mutterprobe, der das Weib den Mann stets unterzieht, will in ihrer religiösen Freiheit verstanden sein!...

•

Mit Ausnahme des letzten, so bedenklichen! Passus haben wir Nietzsche über das Weib spaßen, sicherlich sehr schlecht spaßen hören! —

Vernehmen wir jetzt seinen Ernst, um alsdann unsererseits ihm gegenüber noch einmal auch unsererseits ernstlicher Stellung zu nehmen.

S. 196 heißt es: »Sich im Grundproblem ‚Mann und Weib' zu vergreifen, hier den abgründlichsten Antagonismus und die Notwendigkeit einer ewig feindlichen Spannung zu leugnen, hier vielleicht von gleichen Rechten, gleicher Erziehung, gleichen Ansprüchen und Verpflichtungen zu träumen: Das ist ein typisches Zeichen von Flachköpfigkeit, und ein Denker, der an dieser gefährlichsten Stelle sich flach erwiesen hat — flach im Instinkte — — darf überhaupt als verdächtig, mehr noch, als verraten, als aufgedeckt gelten: wahrscheinlich wird er für alle Grundfragen des Lebens, auch des zukünftigen Leben, zu »kurz« sein und in keine Tiefe hinunter können. Ein Mann dagegen, der Tiefe hat, in seinem Geist wie in seinen Begierden, auch jene Tiefe des Wohlwollens, welche der Strenge und Härte fähig ist und leicht mit ihnen verwechselt wird, kann über das Weib immer nur orientalisch denken — er muß das Weib als Besitz, als verschließbares Eigentum, als etwas zur Dienstbarkeit vorbestimmtes und in ihr sich vollendendes fassen, — er muß sich hierin auf die ungeheure Vernunft Asiens, auf Asiens Instinkt-Überlegenheit stellen, wie dies



ehemals die Griechen getan haben, diese besten Erben und Schüler Asiens, — welche, wie bekannt, von Homer bis zu den Zeiten des Perikles, mit zunehmender Kultur und Umfänglichkeit an Kraft, Schritt für Schritt auch strenger gegen das Weib, kurz, orientalischer geworden sind. Wie notwendig, wie logisch, wie selbst menschlich-wünschbar dies war: möge man darüber bei sich nachdenken«.

O gänzlich unglückselige Expektoration! —

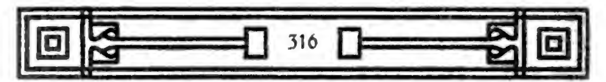
Müssen wir wirklich erst noch aussprechen, daß alles das sich gerade umgekehrt verhält?

Auch hier derselbe Zirkel von Velleitäten, die sich um die Achse desselben dekadenten Empfindens drehen!

Das unverkennbarste Anzeichen solchen Empfindens ist wieder der sonderbar outrierte und scharfe »männliche« Ton dieser Ausführungen. Wer dies nicht auf der Stelle »wittert«: ja, der müßte in der Tat — »flach im Instinkte« sein! — Welch eine Tragikomödie, Nietzsche von tiefen Instinkten, von Instinkten sprechen zu hören! Ja, zu hören, leibhaft zu hören; förmlich juckt einen das alles mit ich weiß nicht was für einem Timbre auf dem Trommelfell! —

Im übrigen: mit welch einer Fahrlässigkeit geradezu dies so überaus wichtige Problem von Nietzsche behandelt wird! Und hier »geistreich« zu sein! Hier! — Ist das nicht direkt sträflich? Angesichts unserer heutigen europäischen, wie überaus zerfahrenen sexuellen Zustände? Mache sich da »Geistreichigkeit« meinetwegen in Ulkblättern ein Ventil auf; in einem so ernsten philosophischen, ja ethisch-religiösen Zusammenhang ist sie Unnatur und Fahrlässigkeit! —

Natürlich beginnt Nietzsche mit dem so beliebten Dogma weltstädtischer sexueller Dekadence: dem Dogma von dem »abgründlichsten Antagonismus und der Notwendigkeit einer ewig »feindseligen Spannung« zwischen Mann und Weib. — Wirklich: ein »Dogma«, daß »es in sich hat«! Wahrhaftig! — Wer denn wohl führt es am lautesten im Munde?... Diese Contagio grassierte ja bereits in der Mitte der achtziger Jahre um die Bier- und Kaffeehaustische der eben vom Pennal entlassenen »studierenden« Jugend. Immerhin pflegten die Debatten auch da zu ver-



stummen, wenn sie bis zu der Instanz der »Mama« vorgedrungen war. »Mama« war damals ja denn doch noch die pièce de résistance! —

Heute aber ist der völlig von allen Verpflichtungen entbundene, inzwischen aufgetauchte junge »Übermensch« wohl gar auch über diese Instanz hinaus! —

Wir meinen, wenn Nietzsche seine Sache auch nur einen Augenblick wirklich ernst zu nehmen imstande gewesen wäre, und wenn nicht überhaupt alles, was bei ihm »Philosophie« heißt, total in der Luft schwebte und sich als eine Reihe von chaotischen, periodisch versetzten Nerven-Impromptus darstellte, so hätte er auch diesem so überaus ernsten Problem gegenüber von einem prinzipiellen religiösen Gesichtspunkt ausgehen müssen. Und er hätte ausgehen müssen von dem Wesen polarer Religio von Individualität.

Dieses zeigt und zeigte uns einen festen und ewigen Bezug zweier Pole zueinander, zweier beständig zeugerischen, immanenten Pole, von denen wir sahen, daß sie sich im Bereich des Organischen als eine feste Religio von Mann und Weib darstellen. — Der zeugerische Prozeß vorrückender Selbstoffenbarung und Selbsterfassung religiöser, polarer Individualität, den dieses feste, polar bestimmte Verhältnis von Mann und Weib, Gatte und Gattin, ein-für allemal bedeutet, er wäre ein Kampf und eine Feindschaft? Nein, sondern nochmals: er ist die Bewegung eines Einwesens die sich auf höchste, bewußte Selbsterfassung richtet, und, wir können hinzusetzen: auf höchste Freude an sich selbst zu und auf höchste Gewißheit seiner selbst zu, vor allem! — Als zwei Geschwisterwesenheiten, Hand in Hand, geht das heilige, unzertrennliche Paar seinen großen ewigen Weg! Es ist ein ewiges Beieinander, ein ewiges geschwisterliches Sichaufeinanderstützen, an sich gegenseitig alles Genüge findend, das gegen das tiefste Grauen wessen sich behauptet? Etwa der Wahrheit einer ewigen Feindschaft? Nein, sondern einer ewigen letzten, unergründlichen All-Nichtigkeit! — Und ihr ewiges Sichwiederzeugen sind die Schritte ihres heiligen ewigen Kreislaufes. — In demselben Augenblick aber, wo jener grauenhaft unnatürliche Irrsinn jener »Feindschaft« sein fürchterliches Drachenhaupt erhebt, erhebt sich, gottlob! auch



sofort die wahre Offenbarung der Wesenheit von Mann und Weib mit dem großen religiösen Individuum und denen, die die Seinen sind! Und sie hat sich in jener fürchterlichen antiken Dekadence erhoben mit dem Christus! —

*

Wie steht es nun aber mit den »gleichen Rechten«, der »gleichen Erziehung«, den »gleichen Ansprüchen und Verpflichtungen«?

Ich denke, Individualität kann keine anderen Rechte, keine andere Erziehung, Ansprüche und Verpflichtungen von und gegen sich haben, als ein und dieselben und die gleichen in jeder Hinsicht. — Von hier aus aber, diesem religiösen Kardinalgesichtspunkt aus, sind alle übrigen praktischen Gesichtspunkte des organischen und sozialen Lebens gegeben, und also auch die Ratio und Notwendigkeit dessen, was wir heute »Emanzipation« nennen.

Nur sollte man verstehen, daß es sich niemals um eine Emanzipation des Weibes vom Mann oder des Mannes vom Weibe handeln kann, sondern um eine beiderseitige Emanzipation bisheriger, überwundener sozialer und organischer Formen! — Welcher aber wohl? Keiner anderen, als der des antiken Ethnos! Wie erbarmungswürdig, wenn Nietzsche wieder zum Altorient oder zu Althellas hinweist! Welch ein »Humanisten«-Streich!

Die Formen des antiken Ethnos aber sind durch den Christus ein- für allemal umgewertet; es kam bloß darauf an, daß die neuen, aus aller organischen Entwicklung von Individualität notwendigen Werte sich durch alles antike Ethnos hindurch durchsetzten und zu ihrer höchsten Vollendung gelangten.

Also keine andere »Emanzipation« als diese ist denkbar.

Wir sprachen über die Angelegenheit bereits früher, anläßlich Platos! — Was Plato darüber in seiner »Politeia« ausgeführt hat — wir sahen schon — ist völlig und durchaus richtig. Es kommt auf eine neue zeugerische Konstellation von Mann und Weib an, auf eine neue Mutter und einen neuen Vater; eine Konstellation gleichbedeutend mit wesentlich veränderten zivilisatorischen Untergründen und »Milieus«. (Der einst gewordene »Übermensch« wird eine wesentlich umgeänderte Erdoberfläche, und einen von den



bisherigen Charakter derselben wesentlich verschiedenen, zur Verfügung haben, mit wesentlich umgewerteten Sinnesperzeptionen!). Der Mann ist hier dem Weib etwas zu sehr voraus, und das Weib muß ihm hier unter allen Umständen, koste es was es auch immer wolle! – nachkommen! – Seine physiologische Funktion muß es natürlich dabei unter allen Umständen klar erhalten, aber unter allen Umständen muß das Weib sich »orientieren«. Sie müssen, müssen sich beide gegenseitig völlig klar und deutlich sein!! Hier darf nicht einer sich mehr dünken wollen, als der andere!! Denn: beide sind in ihrer letzten Wesenheit vollendete, konstante Einheit!! Ein allzu großes »Pleroma« muß sich sofort wieder ausgleichen in das »Kenoma« hinein, das es auf der anderen Seite verursacht hat!! – Und dies ist unerläßlich unserer allerbesten und hauptsächlichsten Erzieherin: der Mutter! – –

Also handelt es sich allerdings – wie wohl auch bereits Plato gemeint hat – um völlig gleiche Rechte, Pflichten u. s. w. Nur die physiologischen Funktionen bleiben verschieden, und modifizieren nach ihrer Maßgabe. – Hier bleibt natürlich ewig alles beim Alten und unveränderlich! –

Individualität ist eine feste, harmonische, konstante Religio und Gemeinschaft! Und mag aller Graus und Irrsinn von Müdigkeit, Untergang und agonisierender abgebrauchter Form und Funktion noch so »männliche« Bravourarien von »Weibverachtung« zum besten geben! Der »Löwe« brüllt nie gut! – –

*

Nietzsches weiterer Inhalt da, man lese ihn auf dies alles hin: und er wird zur abgeschmacktesten, fatalst selbstgefälligen Klugrederei über etwas, von dem er nicht das geringste versteht.

Wie gänzlich unmöglich ist ein Satz wie dieser: »Ein Mann dagegen, der Tiefe hat, in seinem Geist wie in seinen Begierden, auch jene Tiefe des Wohlwollens, welche der Strenge und Härte fähig ist und leicht mit ihnen verwechselt wird, kann über das Weib immer nur orientalisch denken, er muß das Weib als Besitz, als verschließbares Eigentum, als etwas zur Dienstbarkeit Vorbestimmtes und in ihr sich Vollendendes fassen« u. s. w.

O, dies als Impuls einer Umarmung genommen! – Eine wirklich zeugerische, potente? Nein, die eines Illusionisten, eine Umarmung sadistischer Impotenz, und nichts anderes! – –

Und: der Mann, der wirklich »Tiefe hat« beweist diese Tiefe einzig und allein dadurch, daß er im Weibe unter allen Umständen nicht bloß die Mutter seiner Kinder ehrt, sondern unser aller Mutter! – Die große, heilige Allmutter, und Alljungfrau, die alles aus ihrem ewigen Schoß gebiert: ihr Symbol ist die Menschenmutter mit dem Kind; mit dem – Sohn! – (Hat Rom und hat der Katholizismus mit seinem Muttergottesdogma etwa nicht die Kraft der christlichen Religion?!)

Zeitalter des Perikles? Und zunehmende griechische Kultur? Abnehmende, will Nietzsche doch wohl sagen. Prächtiges Welken der Blüte, welche die Ära der Perserkriege gezeitigt hatte! Schon stand neben Perikles der junge Alcibiades und der beginnende Ruin der griechischen Kultur; damals freilich wird das Weib Konkubine und Haremssklavin gewesen sein, während sicher in der patriarchalischen Zeit und in der wahren, lebendigen Kultur das Frauengemach ihr Königreich, das Königreich der Mutter und das Allerheiligste der Kultur gewesen sein wird! – Freilich erlöste sich aber die griechische Dekadence in die nahende christliche »Kultur« hinein. Und inmitten dieser Dekadence war auch sogleich der ausgleichende Faktor, der den Zustand der Ehe erträglich machte und zum Christentum hinüberwandelte, vorhanden: in der Hetäre! Und in diesem Augenblicke metastasierte sich die Weibtugend der patriarchalischen Penelope in die verfeinerte der Antigone. Also inmitten allen Verfalls erblühte dennoch wohl im hellenischen Frauengemach diese holdeste der Blumen, als eine Verheißung einer künftigen vollendeten neuen Metastase der »Mutter des Menschen«! ...

*

Liegt nun aber nicht, trotz allem und allem, dennoch ein Teil Wahrheit in Nietzsches Auffassung? Und welches?

Irgend etwas meint Nietzsche am Ende; wennschon er es nicht im geringsten zu verstehen vermag.

Ich sprach weiter oben von der »Mutterprobe«, die das Weib



dem Manne auferlegt; jene feinste Probe ihrer edelsten Sensibilität.

Nehmen wir sie als den Sinn der Psychologie des »Drachentöter«-Typus. Es kann sich hier die ganze Wahrheit von Mann und Weib offenbaren.

Wie wird jene Sensibilität des Weibes aktiv?

Aber: um hier Analyse, Antwort und alles in eins zu fassen: Kann schon sein, daß das von dem größenwahnsinnigen und vor »Mannheit« und »Mannesweisheit« und »Wert« nächstens platzenden dekadenten Jämmerling überhysterisch gepeinigte und komplimentierte suchende Weib noch einmal, bei der betreffenden Gelegenheit und Konstellation, an eine ganz besondere Art von »Peitsche« als an die intimste Bestätigung seiner Zuchtwahlsensibilität geraten wird; eine »Peitsche«, die alsdann, natürlich von der Knaufseite her – anderer Leute Schädel zu kosten bekommen werden. (Verhüte Gott! – Ich denke, wir haben heute bereits von allen möglichen solchen »Peitschen«-Kaprizzios genug auf dem Halse!)

Also, man ermesse eigentlich, welch eine Heroine das mütterliche – von Nietzsche so »glorios« und »männlich« verachtete Weib, das artliche Weib ist! – Wahrhaftig kein so abgeschmacktes und bedauernswürdiges Wesen von »eroina erudita«, wie es als Jammerkarikatur auf jede artliche Weibheit im Bereich der italienischen Renaissance sich herumspreizt und vor lauter »Bildung« und »Antike« kleine nackte Bäckerjungen zu »Amoretten« vergolden läßt, welche kleinen, nackten Bäckerjungen dann in Gottesnamen an den Folgen solcher hochgebildeten »Montierung« verrecken mochten! – O, welche Entfaltung von »Edelbrutalität«! O welche Glorie des »freien«, menschlichen »Individuums«! O welche »Kultur«! Verrucht das »gute« Herz, das sich bei ihrem Anblick, »rüpelhaft« um und um krempelt!! – – – Hole der Teufel diese ganze wahnsinnig gewordene Affenhausatmosphäre aller Borgia und Konsorten, die uns da anstinkt und anpestet!! – Wahrhaftig: jenes artliche Weib, das seine »Peitsche« ja wohl finden wird, ist keine solche »eroina«, sondern es ist Weib, Gattin, neu gerechtfertigte Mutter! Mag schon sein, daß sie eines Tages »Mutter des Übermenschen« wird; wenn sie es nicht ganz und gar bereits gewesen sein sollte – –



Im übrigen nur noch: was für ein höchst antiquierter Kosacken- oder Polacken-Einfall, der von der »Peitsche«! Wir Deutschen sollen ihn uns nicht gefallen lassen. Er ist durchaus nicht deutscher Art und ist es nie gewesen. Was Asien und Halbasien, und besonders, zukommt, kommt uns, gottlob! noch lange nicht zu! —

Leider aber macht gerade in Deutschland eine Narrheit sofort viele; und welch eine widerwärtige Plapperei von armen Teufeln und grünen Jungen hat Nietzsche bei uns in Gang gebracht! ...

V. Der Wille zur Macht.

1.

Als Motto über dies Kapitel mögen folgende beiden Auslassungen Nietzsches (IX, »Wille zur Macht«) S. 3 stehen.

1. »Was ich erzähle, ist die Geschichte der nächsten zwei Jahrhunderte«.
2. »Große Dinge verlangen, daß man von ihnen schweigt oder groß redet: groß, das heißt cynisch und mit Unschuld«. (O Gott!)

Mögen diese beiden Motti nun passen, so gut wie sie mögen. — — Indessen, ein drittes hätte ich ja, sträflicherweise, bald vergessen. Folgendes: S. 38: »Schwäche des Willens: das ist ein Gleichnis, das irreführen kann. Denn es gibt keinen Willen, und folglicherweise weder einen starken, noch schwachen Willen«.

Wäre es nicht sträflich gewesen, dieses Motto zu vergessen?

Aber wir fragen: möchte uns doch wer sagen, wie Friedrich Nietzsche das Kunststück fertig gebracht hat, eine ganze »Philosophie« auf einer Grundlage zu bauen, die er dem Bau zu Beginn gleich wieder unter den Füßen wegzieht? — Nun, das bewundernde Europa reibe sich die Augen: er hat dies Kunststück in der Tat fertig gebracht! Ich fürchte, so etwas wird doch wohl seit dem guten alten Thales von Milet bis auf Arthur Schopenhauer noch kein Philosoph zustande gebracht haben. Oder vielleicht Schultz von Schultzendorf? Ich weiß nicht; denn mir ist zwar, als wenn ich in meiner



Primanerzeit einen riesigen Wälzer, der unter diesem Namen ich weiß nicht was für eine Philosophie aufs Tapet brachte, unter Händen gehabt hätte, aber ich kann mich wirklich nicht mehr auf seinen Inhalt besinnen. —

Also diese Philosophie durfte das Volk der Denker, als Dessert zu Arthur Schopenhauer, noch hervorbringen! —

Oder, wird jener, in eben angedeutetem Sinn so bewunderungswürdige Satz etwa besser, wenn Nietzsche fortfährt: »Die Vielheit und Disgregation der Antriebe, der Mangel an System unter ihnen resultiert als ‚schwacher Wille'; die Koordination derselben unter der Vorherrschaft eines einzelnen resultiert als ‚starker Wille'«.

Wahrhaftig nein! Sondern Nietzsche zeigt bloß, wie kläglich banausisch er sich an unsere exakte *analytische* Wissenschaft anschließt, und zwar insofern auch sie *banausisch* ist. — Ist denn mit einer Vielheit und Disgregation der Antriebe die Potenz des Willens aufgehoben, oder kann sie von *ihr* geschwächt werden? Offenbar bedeutet sie doch nichts als die *Bewegung*, sagen wir mal der zahllosen flirrenden Bauchringe einer ungeheuren Schlange, vermöge deren sie sich *vorwärtsbewegt*. Aber *Wille* und *Schlange* sind und bleiben in Ewigkeit eine Einheit; und polare Individualität bleibt mit ihren heiligen festen Grundcharakteren polare Individualität und meinetwegen »*Wille*«; sofern sie nämlich vonnöten hat', gerade *Wille* zu sein. — Und andererseits kann die Koordination der Antriebe den Willen nicht bewerkstelligen oder stärken, sondern sie bedeutet eine von einem durchaus einheitlichen aktivem *Willenszentrum* polarer Individualität ausgehende Bewegungsform solcher Individualität. Und Wille und Individualität bleibt ein- und dieselbe Einheit.

Dies hätte Nietzsche zu erkennen, dahin hätte er die Wissenschaft endlich mal zu korrigieren gehabt, und dann hätte er unsrethalb in Gottesnamen auch eine Philosophie von einem »Willen zur Macht« ausbauen können.

Das hätte ihm freigestanden; indessen, was wäre sie weiter gewesen als eine kleine, wie nur allzu naheliegende und billige Variation von Schopenhauer? Wäre sie es also wenigstens geworden. Nietzsche wäre dann als Philosoph ein Schüler Schopenhauers.



Wir könnten ihn, als solchen, wahrhaftig! entbehren; aber als Dessert deutscher Philosophie wäre sie bei Nietzsches feinem, artistischem Knackmandelstil immerhin ganz lesbar gewesen. Für Liebhaber. – Auch Schopenhauer hat ja bloß noch Liebhaber gehabt. Der letzte große deutsche Philosoph, der notwendige, große und fruchtbare, der unentbehrliche Schule machte und solche Nachfolge hatte, ist und bleibt Hegel! –

Was sollen uns heute noch Schopenhauer und gar Nietzsche! Wir haben die Ära der exakten Wissenschaft – wenn man will, auch ein Erzeugnis des großen Hegel! – gehabt: und Schopenhauer ist uns heute kaum viel mehr, im Ganzen, als ein bärbeißiges, braves, altes, knurrendes Kuriosum! Und nun gar Nietzsche, der Philosoph?! Doch gar zu sehr post festum! – Und nur zu sehr – Knackmandel! ...

Wir wissen bloß noch die Wissenschaft. Und wir wissen, daß es unsere Aufgabe ist, sie zum Rang einer religiösen, synthetischen, identischen Funktion zu erheben, und damit erst endlich ihren innersten, besten und notwendigsten Sinn und Wert zu heben! –

*

Wie viel Worte dürfen wir hier also noch auf diesem »Willen zur Macht« verschwenden?

Immerhin noch ein paar; da ja nun mal schon gerade Deutschlands und Europas junge Generationen bedauerlicherweise auf ihn hineingefallen sind. –

Ich glaube, Nietzsche selbst würde mich nachgerade davon dispensieren, mir diesen »Willen zur Macht« noch allzu ausführlich vorzubinden. Es ist wirklich nicht vonnöten. –

Dafür aber untersuchen wir, inwieweit eine solche Philosophie überhaupt noch statthaft sein könnte.

Zu dem Zwecke werden wir uns wieder an unsere höchste Instanz, an die unausweichliche erkenntnistheoretische Tatsache der polaren Individualität zu wenden haben.

Sie wird einen Begriff des Willens zwar nicht negieren, aber sie wird ihn ohne Weiteres in ihre höhere Identität aufnehmen, und dort wird er seine Stelle und seinen Platz haben. Sicherlich und gewiß aber nicht einen ersten und höchsten.

Welche Macht denn sollte polare Individualität erstreben, da sie allmächtig, konstant, ewig in sich selbst ruht und außer ihr nichts ist? Und welchen Willen sollte sie, die Inbegriff aller Macht ist, danach strecken?

Vielmehr eignet ihr offenbar ein Anderes und Höheres: nämlich sich selbst zu umfassen und liebend ewig zu umfassen und sich in sich zu versenken als in ihre ganze Unermeßlichkeit in zwei Polen und vermöge zweier ewiger, konstanter Pole. — Und so wäre alles ihr ewiges, unendliches, niemals erschöpftes, heiliges Liebesspiel mit sich selbst; und nicht etwa ihre Not, sondern ihr ganzer Besitz und ihre ewige starke Seligkeit und Lust dieses heilige Spiel zweier liebenden Pole und dies ununterbrochen ewige, heilige Empfinden!! — So durchläuft sie ewig und in ewiger, unerschöpflicher Genüge den Ring ihrer heiligen Zeugungen, in ewiger »Wiederkunft« und Selbsterfassung als ein und und das gleiche heilige, immer aus ihr selbst wiedergeborene typische und — vortypische Paar.

Es gibt keinen »Willen zur Macht« und selbst keinen »Willen zur Liebe«: sondern es gibt nur ein ewiges, unerlöschliches Auf- und Nieder-Weben heiligster Lust- und Liebesempfindung und das Zeugen ihrer festen Grundcharaktere.

Es gibt nur ein ewiges Sterben und Ausgleichen von Formen, eine ewige, wiederkehrende Aufeinanderfolge und Ablösung grundtypischer Formen. — Ihr Streben und ihre Ausgleichung irritiert uns heute durch die Gespenster, die umgehen und in ihrem dunklen Hexensabbath Dekadent und Nichtdekadent auf den Kopf stellen.

Nun, mag man im Bezirk solchen Hexensabbaths von einem »Willen zur Liebe« sprechen: aber dies ist nichts, worauf man eine Philosophie aufbaut. Dieser »Wille« ist völlig identisch mit ewigem, unvergänglichen Rhythmus von Individualität ...

2.

Es erübrigt jetzt nur noch eins: zu prüfen, was Nietzsche über die Erscheinung des heutigen europäischen Nihilismus beibringt. —



Es ist für Nietzsche irrtümlich, diesen aus den sozialen Notständen oder physiologischer Entartung oder gar aus Korruption herzuleiten. (Seine alte Manier, die einfachsten und klarsten Tatsachen gerade auf den Kopf zu stellen!)

»Es ist die honetteste, mitfühlendste Zeit«, sagt Nietzsche IX, S. 7: »Not, seelische, leibliche, intellektuelle Not ist an sich durchaus nicht vermögend, Nihilismus (d. h. die radikale Ablehnung von Wert, Sein, Wünschbarkeit) hervorzubringen. Diese Nöte erlauben immer noch ganz verschiedene Ausdeutungen. Sondern: in einer ganz bestimmten Ausdeutung, in der christlich-moralischen, steckt der Nihilismus«.

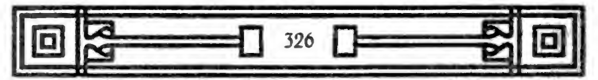
Gewiß, Nietzsche hat Recht; alles jenes ist an und für sich noch nicht geeignet, Nihilismus zu erzeugen. Es muß erst noch ein anderes hinzukommen, was nun freilich wenigstens mit seelischer und intellektueller Not bereits angedeutet ist: nämlich ein religiöses Manko, oder sagen wir gleich: das religiöse Manko!

Sobald dieses vorhanden ist, ist auch das furchtbarste Zeichen der Zeit, ist Nihilismus vorhanden. Und das hat Nietzsche außer Augen gelassen! Und damit? — wird von vornherein in der Hauptsache alles hinfällig, was auch immer er uns noch zu sagen haben wird! — Hier setzt sofort sein dekadenter Irrsinn von vornherein ein; hier ist sein losgerissener, heil- und hoffnungslos irritierter religiöser Nerv! —

Nun hat Nietzsche ferner ja wohl sicher auch recht, wenn er in der »christlich-moralischen Ausdeutung« jener Nöte die Ursache des Nihilismus sieht. Indessen nur insofern, als diese christliche Moral selbst ihren Formen und deren Handhabung nach in Dekadence ist und ihres lebendigen religiösen Inhaltes entbehrt, indem sie zu flauer Mechanistik von Formeln, Vorurteilen und trägen Konvenienzen geworden ist.

Aber, ach! wenn er dies doch nur auch wirklich meinte! Nein, was er leider eigentlich meint, darüber belehrt uns klipp und klar folgender Satz auf S. 8: »Die christlichen Werturteile überall in den sozialistischen und positivistischen Systemen rückständig. — Es fehlt eine Kritik der christlichen Moral«.

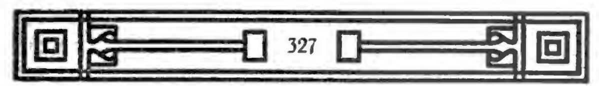
Ja aber freilich sind sie in ihnen »rückständig«! Aber wirklich »rückständig«? — Nein, sondern durch diese Systeme und in ihnen



offenbart sich der reine christliche Nerv, der unumgänglichst notwendige, der neuen exakten Wissenschaft, der Erfolg und die Vollendung des Christus und seines Prinzips; wessen allerdings dummerweise jene Systeme sich selbst immer noch nicht bewußt sind! (Sobald sie es geworden sind, ist alles gut und Europa gerettet!) Nietzsche macht auf jenen Nerv aufmerksam, und sieht nicht seine Notwendigkeit! Unglaublich! Und – fürchterlich! –

Erzeugen diese Systeme denn aber auch wirklich Nihilismus? –

Vielleicht, wenn man will, ja! Aber inwiefern und inwieweit? Einfach, weil sie noch an der mechanistischen Methode der exakten Wissenschaften kleben. Und jetzt wissen wir, wer der eigentlichste Urheber des Nihilismus ist! Niemand anders als diese heillose und fürchterliche exakte mechanistische und analytische Methode, diese gottverlassenste Methode, insoweit sie über ihr Gebiet praktisch-experimentierender, empirisch vorbereitender Arbeit hinausgeht! Sie, und namentlich ihre fürchterliche Miß- und Ausgeburt, die sogenannte Popularphilosophie, ist geradezu der heillose Teufel, der leibhafte Tod, der heute in Europa grassiert und seine entsetzlichen Orgien feiert!! Welches höchste Unglück dürfen wir uns wohl noch von ihr versehen, wenn nicht endlich die religiöse Entwicklung mit aller Kraft wieder einsetzt?! – Ich sage: eine Höllenpein, gegen die alle Revolutionen und Martyrien früherer Zeitalter ein Kinderspiel sind, die fürchterlichste, tückischste Pest, der entsetzlichste Krebs, der Europa auffressen könnte: nämlich die böse giftige Wühlerei jenes fürchterlichen Dämons, jenes »Horla«, den uns etwa der große Dostojewski als wahrhaftig deutlichstes Menetekel in seinen »Dämonen« in der Gestalt dieses Pjotr Stepanowitsch Werchowenski hingestellt hat! – Malen wir uns nicht aus, zu welch furchtbaren Entwicklungen, schleichenden Verwirrungen und allgemeinen Irrsinns-Epidemien die Wühlerei dieses Teufels mit der Zeit führen könnte! Und wenn etwa gar vom – Sexuellen her! – Und wo aber sitzt dieser heimtückischste aller Teufel? In welchen Sphären der



Gesellschaft? O, fragen wir nicht! Er haust überall! Überall grassiert dieser fürchterliche nihilistische Unfug! Der politische Nihilismus ist sicher nicht der schlimmste! Er wird sicher schließlich nur eine Abart der sozialistischen Evolution sein, wie sie sich gerade in Rußland ausgestalten mußte. – Aber er hat eigentlich noch Religion, und will, bei Licht besehen, immer noch auf Sozietät hinaus! – Es handelt sich nur um jenen! Um den da! – – –

Ahnen wir, wie ungeheuer viel, wie alles darauf ankommt, daß die Wissenschaft zum Rang einer religiösen Funktion erhoben wird, daß der übergreifenden mechanistischen, toten Methode und ihrer leichenhaften »Philosophie« der Garaus gemacht wird? – Erkennen wir es an dem »Fall« dieses ihres Opfers Friedrich Nietzsche?! – – – Ich wüßte nicht, wo man das deutlicher erkennen könnte, als an diesem so tragischen Fall! –

Ich habe der Wissenschaft in diesem Buche eine solche religiöse Vertiefung und Erhöhung zu geben versucht. Ich sage, daß ihre Resultate unausweichliche, durchaus unumgängliche sind! –

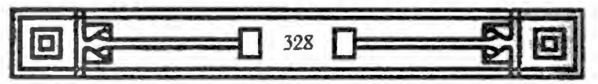
Bekommt Europa keine Religion, und keine Erneuerung der christlichen Religion, so wäre ihm im Laufe von ein paar Jahrhunderten die intrikateste und scheußlichste aller Zersetzungen zu prophezeien! – Jener nihilistische Teufel würde es in diesem Zeitraum in das gräulichste Chaos verwandeln! –

*

Nietzsche vermißte eine »Kritik der christlichen Moral«.

Mag es an einer solchen fehlen, und mag sie notwendig sein. Aber ich denke, ich habe sie in diesem Buche geleistet, und ihre Ergebnisse sind nicht zu umgehen! –

Worin bestehen sie also? In einer unausweichlichen Darlegung der Notwendigkeit der historischen Entwicklung dessen, was christliche Moral ist und in einer reinen Darstellung dieser Moral und ihres ganzen, ihres umfassendsten Wesens, bis in die urchemischen Zusammenhänge polarer Individualität hinein. — Von dieser Darlegung aus kann uns weder die mechanistische Fassung der neuen materialistischen Moralsysteme, noch auch ein etwaiger



erstarrter, flau und mechanisch gewordener offizieller Apparat christlicher Moral mehr etwas anhaben; vielmehr: beide sind dadurch als solche unmöglich geworden. Sie sind aber, wie sie sind, sofort, beide, das richtige und gleiche, sobald sie sich von diesem notwendigen, religiösen Inhalt her wieder gefüllt haben!

Nichts unglücklicheres kann man sich aber wieder vorstellen, als die Art, wie Nietzsche die christliche Moral für den Nihilismus verantwortlich macht. (Wie wohl wollte denn Nietzsche diesen Nihilismus und von wo aus wollte er ihn wohl abtun? Mit seinem »vornehmen« Übermensch-Gentleman, diesem skeptischen, ästhetischen Weltmann da etwa?! — O Gott! Das hieße wahrlich eher noch den Bock zum Gärtner machen!) Und nichts unglücklicheres, als die Art, wie Nietzsche diese christliche Moral »kritisiert«! —

Was für blinkende und doch so armselige, gewundene Sophismata sind das wieder, in denen da Zarathustra mal wieder seine Einsamkeit »genießt«! —

S. 7: »Der Untergang des Christentums — an seiner Moral (die unablösbar ist —), welche sich gegen den christlichen Gott wendet (der Sinn der Wahrhaftigkeit, durch das Christentum hoch entwickelt, bekommt Ekel vor der Falschheit und Verlogenheit aller christlichen Welt- und Geschichtsdeutung. Rückschlag von »Gott ist die Wahrheit« in dem fanatischen Glauben. »Alles ist falsch«. Buddhismus der Tat . . .«)

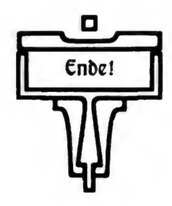
Was für eine gequälte, peinliche Sophisterei!

Wahrhaftig nicht wirkt der Wahrheitssinn, den das Christentum gezeugt hat, dies und solchen »Ekel«! Sondern er wirkt eine höchste Vollendung, Klärung, Einsicht und Offenbarung von Religion und Moral und eine endgültige Abtragung antik-ethnischer Form, resp. eine solche Ausgleichung derselben. Und sie wirkt ein höchstes und reinstes menschheitliches Artbewußtsein aus der Tiefe und Notwendigkeit polarer religiöser Individualität heraus!

Und so wird sich eines Tages der Nihilismus aufheben müssen. Und durch was? Einerseits durch ein »Bleiben«, und andererseits durch ein »Scheiden«, »Migration«; Kolonialpolitik!, um den deutlichen, »wissenschaftlichen« Ausdruck für den »sentimentaleren«

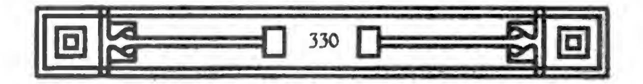


zu ſetzen! – Ein drittes wird es nicht mehr geben können, oder es wird eines Tages der kompletteſte Irrſinn, der europäiſche Irrſinn, die europäiſche allgemeine Paralyſe eintreten und nichts anderes! Oder etwa die kompletteſte Lächerlichkeit? Mag ſein, Europa könnte kaum eine komiſchere Baſſermannſche Figur erleben, als eine gewiſſe Art von nihiliſtiſchem Konſequenten, der dann etwa noch übrig bliebe! – Denn was würde der Kerl wohl noch wollen können? –



Berichtigung:

S. 50. Für »Muß ein großer Vater thronen« lies »Muß ein lieber Vater wohnen«.



Von

Johannes Schlaf

erschienen folgende theoretische Schriften:

„Christus und Sophie." Akademischer Verlag. Wien 1906.
„Kritik der Taineschen Kunsttheorie." Ebenda 1906.
„Der Krieg" in „Die Kultur". Bard, Marquardt & Co. Berlin 1907.
„Walt Whitman" in „Die Dichtung". Schuster & Loeffler. Berlin 1905.
„Emile Verhaeren" in „Die Dichtung". Ebenda 1905.
„Maurice Maeterlinck" in „Die Litteratur". Bard, Marquardt & Co. Berlin 1906.
„Novalis und Sophie von Kühn." E. W. Bonsels. München 1906.
„Walt Whitman. – Lyrik des Chat Noir. – Paul Verlaine." Verlag „Kreisende Ringe" (M. Spohr). Leipzig 1897.

